Nord un Süd

Aprilheft 1920.

4. Jahrgang

Preis 3 Mk.

NORD UND SÜD

Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von
Ludwig Stein.

s dem Inhalt dieses Heftes:

is pro Heft 3 Mk., pro Quartal (3 Hefte) 9 Mk., pro Jahrg. (12 Hefte) 36 Mk.
rlag der Schles. Buchdruckerei v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III

April 1920

Inhalt.

Die Monatsschrift „Nord und Süd" erscheint am 1. jedes Monats.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 9 Mark, Einzelhefte 3 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertdreiundsiebzigster Band

44. Jahrgang ❖ 1920 ❖ April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — L. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 173. Bandes: April / Mai / Juni 1920

Gedichte:

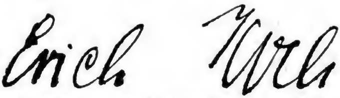
Rundschauen:

Bildbeigaben:

Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III.

NORD UND SÜD





NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändiger Namenszug des Reichsministers Dr. Koch.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 173. Heft 547. April 1920

Professor Dr. Ludwig Stein:
Sozialismus, Philosophie und Religion.

Unsere Zeit huldigt einem Fanatismus der Raschlebigkeit. Wir reisen geistig nur noch in Blitzzügen. Wozu frühere Geschlechter Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte brauchten, das erleben wir in Monaten. Das Schäferidyll des behaglichen Einschlürfens und geruhsamen Verdauens literarischer Richtungen, künstlerischer Strömungen und politischer Bewegungen ist für immer dahin. Wir gieren nach Abwechslung; wir schlemmen und prassen mit Errungenschaften, aber geizen mit der Zeit. Wir reagieren seit der Revolution nur noch auf stärkste Reize und prickelnde Sensationen, weil unser Gaumen abgestumpft ist und unsere Geschmacksnerven gegen das wohltätige Hausbrot des Alltags unempfindlich geworden sind. Diese nervöse Unrast unseres Daseins, diese kaleidoskopartige Buntheit unseres inneren Erlebens mag man von Standpunkte der sozialen Hygiene aus beklagen — ändern kann man sie nicht. Dampf und Elektrizität, Telegraphen- und Telephondrähte, Autos und Aviatik haben unser ganzes Zentralnervensystem revolutioniert. Unsere sensiblen Leitungsbahnen und Ganglienknoten erzittern und vibrieren unausgesetzt unter der Wucht der auf sie stündlich, ja minütlich einstürmenden technischen und politischen Eindrücke. Unsere Nervenstränge sind dem rasenden Galoppmarsch unseres psychotischen Zeitalters nicht angepaßt. Daher unser Abwechslungsbedürfnis, unser Neuigkeitskitzel, unsere Erlebenslüsternheit, wenn wir gleich wissen, daß unser Begehren durch Erfüllung nicht etwa gestillt, sondern im Gegenteil nur noch mehr aufgestachelt und immer gewaltsamer herausgepeitscht wird. Das alles mag unsinnig, vernichtend, verwüstend sein — leider ist es zugleich Tatsache, brutale, peinvolle, aber unabwendbare Tatsache, ein unentrinnbares gesellschaftliches Fatum, gegen welches keine soziale Psychoanalyse hilft. Wer mit dieser Tatsache rechnet und sich recht und schlecht mit ihr abfindet, dem gelingt zwar nicht alles, aber wer ohne oder gar gegen diese Tatsache seinen Kalkül einstellt, geht immer zu Grunde. Wer uns heute etwas Eindrucksvolles sagen will, etwas Granitnes, Marksteinhaftes, der muß es zur rechten Zeit und mit richtigem Wort tun. Verpaßt er den günstigen Augenblick oder vergreift er sich im Ausdruck, dann ist es um seine Wirkung geschehen. Mehr denn je heißt es heute: carpe diem. Nütze ihn im Zenit, im Sonnenglanz, nicht in verlöschender Abenddämmerung, im verglimmenden Zwielicht. Was

vor einem Monat noch gepackt, gezündet, elektrisiert hätte, weil es den Nerv der Zeit traf, das kann heute schon wirkungslos verhallen und klanglos verpuffen. Der Sozialismus ist eine politische Macht geworden, mit welcher jede Regierung und jedes Land ernstlich zu rechnen hat. Wer diesen politischen Faktor aus dem öffentlichen Leben heute noch ausschalten oder in seinen Berechnungen vernachlässigen wollte, würde Gefahr laufen, nicht mehr ernst genommen zu werden.

Diesen beispiellosen Erfolg, den die Sozialdemokratie seit dem Weltkriege darin errungen hat, daß sie, ehedem eine verfehmte und geächtete Sekte, sich in eine geschlossene, allenthalben respektierte und als ebenbürtig anerkannte politische Partei umgewandelt hat, verdankt sie natürlich nicht ihren Übertreibungen, sondern ihren Anpassungen. Im spöttischen Jargon der Gegner sagt man der Sozialdemokratie nach, sie habe sich „geschält", „gehäutet", „gemausert" — in Wirklichkeit hat sie nur gelernt. Sie hat in demselben Maße, wie sie vermöge ihrer Überzahl befähigt und darum berufen war, an den wirklichen Aufgaben des gesellschaftlichen Lebens werktätigen Anteil zu nehmen, sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß das Leben selbst stärker, verwickelter, eigensinniger ist, als die Theoretiker sich träumen lassen. Nicht nur in den schmucken Kabinetts der Diplomaten gibt es nämlich „grüne Tische", sondern auch in den prunklosen Dachkämmerchen sozialistischer Theoretiker. Ihr grüner Tisch heißt: Utopismus. Und wir nennen heute jeden einen Utopisten, der dem ungeschichtlichen Traume nachhängt, Gesellschaft und Staat seien Kunstprodukte, und nicht vielmehr Naturprodukte. Daß man das Privateigentum, auch an Gebrauchsgegenständen, radikal abschaffen und einen „neuen Staat" m a c h e n könne, glaubt heute kein Mensch mehr. Das sind Ammenmärchen aus der Kinderstube der werdenden Sozialwissenschaften. Das paßte leidlich in die vertrauensselige Bellamy-Hertzka-Periode, wo man in überquellendem Enthusiasmus dem politischen Kinderglauben nachhing, Staaten werden wie Säuglinge vom Storch gebracht. D i e s e Zeiten sind für immer vorbei. Wir kennen heute die Anatomie und Physiologie der Staaten. Die Geheimnisse des sozialen Werdeganges liegen entschleiert vor unseren Augen. Wer uns heute noch zumutet, Rezepte für die künstliche Herstellung eines Staates wissenschaftlich zu diskutieren, dem messen wir nicht mehr Glauben bei, als jenen Freibeutern der Wissenschaft, welche den Stein der Weisen entdeckt, die Quadratur des Zirkels konstruiert, das Perpetuum mobile gefunden und den Homunkulus präpariert zu haben vorgeben. Ein Kunststaat, der am Schreibtisch ersonnen, erdichtet, erklügelt ist, hat für uns nur noch den Wert eines sozialen Homunkulus, im günstigsten Falle den einer soziologischen Begriffsdichtung.

Nur Unkundige, mit der entscheidenden Rolle, welche der Philosophie im Rahmen der Geistesgeschichte zukommt, mangelhaft Vertraute werden die naive Frage aufwerfen: Was hat die Philosophie mit dem Sozialismus zu schaffen? Die soziale Frage war nämlich viel früher ein Problem der Philosophie, als

ein solches der Nationalökonomie. Und als diese vergleichsweise junge Wissenschaft vor wenig mehr als einem Jahrhundert noch im Flügelkleide einherging, da hatten die Zyniker, Platon und Aristoteles die „soziale Frage" mehr als zwei Jahrtausende zuvor als philosophisches Problem bereits erkannt und in ihrer Weise zu lösen gesucht. Ich brauche aber zum Erweise des philosophischen Ursprungs des sozialen Problems gar nicht auf die altersgraue, wenn auch geschichtlich noch so geklärte Vorzeit zurückzugreifen, da die zeitlich uns näherstehenden, anerkannten Väter des Sozialismus sich als Philosophen gaben und teilweise nichts weiter sein wollten als solche. Morelly, Mably, Rousseau, St. Simon, Fourier, Proudhon, Lassalle, Marx, Engels, Mill, Hume und Stanley Jevons zählen ebenso sehr zu den Philosophen wie zu den Nationalökonomen. Hat doch sogar die Nationalökonomie selbst einen Philosophen zum Vater! Adam Smith, der einen philosophischen Lehrstuhl innehatte, hat als Denker in der Geschichte der Philosophie seine bestimmte Stelle.

Abgesehen also davon, daß die Philosophie, wie Auguste Comte und Wilhelm Wundt in seiner „Einleitung in die Philosophie" (1901) sie definieren, ihrem Wesen nach dazu berufen und eben darum berechtigt ist, die letzten Verallgemeinerungen aller Wissenschaften — somit natürlich auch der Nationalökonomie — zu ziehen, um dieselben alsdann in ein widerspruchsloses, möglichst harmonisches Verhältnis zu einander zu setzen, hat sie zur sozialen Frage überdies noch eine enge geschichtliche Beziehung. Die ersten Anläufe zur Formulierung des sozialen Problems sind eben von Philosophen ausgegangen, und die Geschichte des Sozialismus, die wie jede Geschichte eines Problems das Verständnis desselben zu vertiefen berufen ist, kann daher nur gewinnen, wenn sie in philosophischer bzw. philosophiegeschichtlicher Beleuchtung geboten wird.

Zu diesem kaum anfechtbaren historischen Anrecht der Philosophie tritt eine förmliche Verpflichtung, in der sozialen Frage das Wort zu ergreifen, wenn sie sich daran erinnert, daß alle Ethik zunächst „Güterlehre" sein will. Es wäre nun ebenso schief wie kurzsichtig geurteilt, wollte man in der sozialistischen Bewegung eine bloße Magenfrage sehen. Es mag zugestanden werden, daß die Magenfrage, deren Lösung theoretisch der Nationalökonomie, praktisch wohl der Chemie, besonders der Agrikulturchemie, obliegt, hier eine elementare Bedeutung beanspruchen darf; aber die soziale Frage geht nicht ohne Rest in jener auf. Denn setzen wir den Glücksfall, die Magenfrage sei gelöst, sei es durch Erfüllung der phantastischen Träume Fouriers, man werde aus Basalt schmackhafte Pasteten machen, sei es durch das Eintreffen einer halb ernsten, halb spielerischen Vorhersagung von Werner Siemens, daß man in absehbarer Zeit auf künstlichem Wege Eiweiß und eben damit Nahrungsmittel in unbegrenzter Fülle werde herstellen können: wäre damit die soziale Frage gelöst? Mit nichten! Die knurrenden Magen wären vorläufig beschwichtigt, aber die pochenden Herzen und grübelnden Gehirne noch lange nicht befriedigt!

Die soziale Frage liegt eben noch viel tiefer, und ihre Lösung ist noch weit schwieriger, als man gemeiniglich denkt, da sie sich mit den höchsten religiösen und sittlichen Ideen der Menschheit kompliziert. Vergessen wir nicht, daß die heute unsere öffentliche Meinung geradezu beherrschende soziale Frage mehr ist als ein bloßer Emanzipationskampf des fälschlich so genannten vierten Standes. Dieser Kampf ist nur das Alphabet des Sozialismus; er ist ihm ein brauchbares Mittel, aber noch lange nicht oberstes Ziel. Man meine nur nicht, die soziale Frage wäre bereits endgültig gelöst, wenn Normalarbeitstag, Normallohn, Verstaatlichung des Bodens, Vergesellschaftung sämtlicher Produktionsmittel, Aufhebung des Erbrechts usw. verwirklicht wären. Die dumpfe gedankenarme Menge wäre zunächst vielleicht zufrieden gestellt, aber die oberen Zehntausend des Geistes wären nicht minder erlösungsbedürftig als zuvor.

Je mehr eben der Mensch nicht bloß in anthropologischem, sondern in ethischem und kulturlichem Sinne Mensch ist, desto mehr überwiegen die geistigen und sittlichen Interessen die materiellen, desto mehr lechzt er nach geistiger Nahrung. Diese hat während des Mittelalters die Kirche gespendet und bietet sie für weite Kreise heute noch.

Doch wird sich kein Einsichtiger der Beobachtung verschließen können, daß dieser Nahrungsquell für Geist und Gemüt mehr und mehr zu versiegen droht. Die kirchliche Gedankenwelt, einst ein unerschöpflich scheinender Born gemütlicher Anfrischung, wird vielfach von plumpen Händen erbarmungslos zerstört. Heute bereits gibt es unendliche Scharen des Proletariats, deren Losung „ni Dieu, ni maître“ lautet. Liegt da nicht die Gefahr nahe, daß die religiöse Verwahrlosung auch eine sittliche Verwilderung nach sich ziehen werde? Und hat die Revolution diese Tatsache nicht aufgedeckt? Die Brunnen, aus denen die geistig nur Halbmündigen bisher ihre Erfrischung für Geist und Gemüt geschöpft, sind verstopft; aber neue Quellen, die ausreichenden Ersatz bieten könnten, sind noch nicht eröffnet.

Hier gibt es für den Hellersehenden nur einen Ausweg: der Sozialismus, der auf die breiten Massen, besonders der kirchlich Ungläubigen, immer noch eine faszinierende Wirkung ausübt, muß eine ethisch-religiöse Wendung erhalten, soll er eine wirkliche Kulturaufgabe lösen. Das hypnotisierende Machtmittel des Schlagwortes Sozialismus sollte man nicht ungenutzt aus der Hand geben. Noch bewirkt dieses Zauberwort Wunder, wenn man es glücklich zu nutzen weiß. In wenigen Jahrzehnten ist es vielleicht zu spät, weil es dann ebenso zur verbrauchten, abgegriffenen Phrase herabgesunken sein wird, wie es heute dem einst elektrisierenden Schlagwort Demokratie in vieler Munde schon ergangen ist. Hat erst der Sozialismus, dieses politische Losungswort der Zeit, den Reiz der Neuheit und eben damit seine suggestiv-„werbende Kraft“ eingebüßt, dann haben sich die Einsichtigen des wirksamsten Erziehungsmittels auf die der Führung bedürftige Menge begeben. Mit einem Worte: der Sozialismus muß mit

religiösen (nicht kirchlich-dogmatischen) Ideen durchsetzt, mit sittlichen Gedanken gesättigt werden, soll er, im Lichte der Philosophie gesehen, einen Fortschritt bedeuten; er wird religiös sein oder überhaupt nicht sein.

Was ich hier auseinandersetze, ist kein revolutionäres Kriegsgewinnertum, kein Bekenntnis eines Bekehrten von gestern, keine Errungenschaft des neunten November, aber auch kein billiges Prophetentum als vaticinium ex post, sondern eine Einsicht in das Wesen des Sozialismus, die ich vor zweiunddreißig Jahren schon an der Universität und am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich in öffentlicher Vorlesung verkündet und nunmehr, mit geringen Übermalungen versehen, dem Augenblick angepaßt habe. Man findet diese Ausführungen im Eingangskapitel meines Werkes „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie", Stuttgart, Enke, das aus Vorlesungen hervorgegangen ist, die ich im Jahre 1888 unter diesem Titel begonnen und mehrere Semester hindurch fortgesetzt habe. Es liegt mir ferne, nach berühmtem Muster der Neunmalweisen rechthaberisch darauf zu pochen, daß ich vor einem Menschenalter bereits das richtige Augenmaß für die kommenden Dinge gehabt habe. Worauf ich vielmehr entscheidenden Wert lege, das ist die Betonung des Umstandes, daß die hinter uns liegende Revolution uns weder eine neue Denkform, noch eine eigene Gefühlsweise beschieden hat. Dem von Bebel unter anderen Auspizien vorausgesagten „großen Kladderadatsch", den er zwar nicht mehr erlebt, wie er prophezeit, wohl aber mit richtigem Instinkt gewittert hat, fehlt gerade das, was Napoleon einst mit dem wegwerfenden Ausdruck „Ideologie" gekennzeichnet hat. Die soziale Umwälzung unserer Tage hat weder eine eigene Philosophie, noch eine neue Religion gezeitigt. Weder ist sie das Erzeugnis einer tiefgehenden philosophischen Bewegung, wie die große französische Revolution, die von Voltaire, Rousseau und den Enzyklopädisten in Jahrzehnte langer Gedankenarbeit vorbereitet war, noch das Ergebnis einer die letzten Tiefen aufschürfenden Gemütsverfassung, aus welcher heraus die Apostel, insbesondere Paulus, das Christentum geschaffen haben. Wir sehen heute Köpfe, aber keinen Kopf, Männer, aber keinen Mann, Geister, aber keinen Geist, zu allerletzt einen heiligen. Die Apokalypse ist da. Aber der Erlöser fehlt. Wilson ist kein politischer Voltaire, Lenin kein sozialer Johannes. Der Welthunger, dem wir allesamt als einem Verhängnis der weißen Rasse entgegentaumeln, schafft zwar einen günstigen Nährboden für eine tiefgehende religiöse Bewegung, aber uns fehlt ein Moses, ein Buddha, ein Jesus, um dem lallenden, stammelnden Zeitalter die Zunge zu lösen. Wirtschaftliche Nöte, Krieg, Pestilenz, Hungersnot und sittliche Verwilderung sind zwar Vorbedingungen einer religiösen Gemütsumwälzung durchgreifender Art, aber der Messias muß sich einstellen, der das zwingende, bannende, erlösende Wort für den „neuen Himmel" findet. Daß die Berge kreißen, um die Maus der Arbeiterräte zu gebären, das scheint mir denn doch nicht das Morgenrot eines neuen Zeitalters zu bedeuten. Wir katzbalgen um Nichtigkeiten und begehen schlecht maskierten

Selbstmord der weißen Rasse, weil uns der tiefste Sinn des Lebens abhanden gekommen ist. Will uns der Sozialismus einen neuen Sinn des Lebens erschließen, dann muß er uns als Ersatz für das verlorene Paradies der Vorkriegszeit für den Geist eine neue Weltanschauung, für das Gemüt eine neue Religion bescheiden. Was ich also vor einem Menschenalter bereits gelehrt habe, kann ich nach dem großen Erdbeben der Weltgeschichte als Ertrag meiner Lebenserfahrung nur auf meine alte Formel bringen: der Sozialismus wird religiös sein — oder überhaupt nicht sein.

General der Infanterie z. D. v. François: Das Ernährungs-Problem in der Familie.

Jede Wissenschaft hat ihre Probleme; Fragen sind es, die der Lösung harren. Wenn ein Meister glaubt, das Richtige gefunden zu haben, dann macht der Gedanke eines andern sein Werk wertlos, aber auch die neue Schöpfung kann bald durch den Geistesfunken eines Dritten übertrumpft werden. Eine Jagd nach Vollkommenheit, die sich den Zeitverhältnissen anschmiegt und den menschlichen Geist in Bewegung hält.

Unter den Problemen gibt es viele, die vorwiegend die Männer der Wissenschaft interessieren, die Allgemeinheit weniger; andere, die den Weg zum Patentamt finden, jedoch nicht zur praktischen Verwertung; manche, die sich behaglich im Zigarrenqualm am warmen Ofen durchdenken lassen, weil ihre Lösung nicht eilt.

Demgegenüber gibt es Fragen, die die Allgemeinheit lebhaft beschäftigen, die die Lebensbedingungen des Menschen eng berühren und deren Lösung keinen Aufschub duldet. Zu diesen Fragen gehört das Ernährungs-Problem, das heute im Brennpunkt der Interessen steht.

Im menschlichen Körper regiert der Magen, selbst Geist und Seele können sich seiner Herrschaft nicht entziehen. Willensfeste Geister und starke Seelen werden einem knurrenden und murrenden Magen gegenüber ihre Unabhängigkeit zwar eine zeitlang behaupten, wenn er aber mit dem Sensenmann droht, geben sie nach.

England hat den Erfahrungssatz von der Magenherrschaft zu einem Machtmittel seiner Kriegspolitik erhoben. Es gebrauchte es nicht nur in seinen Kolonialkämpfen, sondern übertrug es skrupellos in Gestalt der Blockade auf den Weltkrieg. Der ritterliche Grundsatz früherer europäischer Kriege: Kampf nicht gegen die Bevölkerung des feindlichen Landes, sondern gegen das feindliche Heer, war damit umgestoßen. Englands Blockade bedeutete Kampf gegen das deutsche Volk bis zum Hungertode!

Wohl hätte durch geschickte Organisation die Blockadewaffe stumpf gemacht werden können, es geschah jedoch nicht. Unser armes Volk mußte den Leidenskelch durchkosten, bis es entkräftet und entnervt am Boden lag. Die Fehler, die in Politik, Kriegsführung, Volks- und Soldatenerziehung gemacht wurden, haben die Niederwerfung unserer Feinde verhindert und den Krieg verlängert; die Hungersnot aber mit ihrer nervenzersetzenden Gewalt brach die Volkskraft und gab den Umstürzlern ein verheerendes Agitationsgift in die Hand.

Die Blockade ist aufgehoben. Ihre Nachwehen werden jedoch im Verein mit den drückenden Friedensbedingungen fortwirken Jahrzehnte und die Gefahr bleibt bestehen, daß die Hungerfolter aus der Rüstkammer Englands geholt wird, wenn Deutschlands Unterwürfigkeit nachläßt. Geknebelt sind wir, doch ein Mittel gibt es, um das Joch abzuschütteln:

„Staat und Familie müssen sich durch Organisation und Selbstzucht auf eigene Füße stellen!"

Wir wollen bei der Familie bleiben, denn ihr gelten diese Betrachtungen.

Vor dem Kriege war die Ernährung der Familie nicht schwierig. Man kaufte, was der Haushalt benötigte, auf dem Markt oder in Geschäften zu Preisen, die im allgemeinen stabil und solide waren. Der Wohlstand des Volkes hatte sich von Jahr zu Jahr gehoben und der glänzende Stand unserer Landwirtschaft ermöglichte, daß die Märkte reichlich boten, was der Magen begehrte an Brotgetreide, Hackefrucht, Fleisch, Milch, Fett, Zucker und anderen Nährmitteln.

Der Wohlstand züchtete als Schädling das Wohlleben. Der Deutsche wurde Vielesser, die Zahl der Fettbäuche nahm zu. Wie erheblich besonders der Fleischgenuß in den letzten hundert Jahren gestiegen war, sollen 3 Zahlen erläutern:

1814 entfielen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 13 kg Fleisch
= 36 g für den Tag,
1870 entfielen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 26 kg Fleisch
= 71 g für den Tag,
1914 entfielen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 52 kg Fleisch
= 142,5 g für den Tag.

Mit dem Wohlleben ist es nun für Jahrzehnte vorbei. Der Krieg und eine unrationelle Bewirtschaftung haben Ackerbau und Viehzucht heruntergebracht. Markt- und Hamsterpreise wurden ins Ungemessene hochgetrieben. Die Lebensmittelknappheit führte zur Zwangsrationierung. Die Hungersnot war da.

Jetzt heißt es: haushalten, aber satt werden. Vater und Mutter müssen wissen, was zum Sattwerden gehört; sie müssen die elementarsten Grundsätze der Ernährungslehre kennen.

Wissenschaftlich ausgedrückt hungert der Mensch, wenn dem Körper nicht diejenigen Mengen von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten (Zuckerstoffe) zugeführt

werden, die zur Ergänzung der durch die Tagesarbeit verbrauchten Muskelsubstanz erforderlich sind. Aus den genannten Nährstoffen gewinnt der Körper Wärme-Einheiten, deren Tagesbedarf auf 1400 W.-E. für 1 qm Körperoberfläche berechnet wird.*) Solcher W.-E. gebraucht ein erwachsener Mensch von 70 kg täglich bei körperlicher Ruhe 2400, bei mittelschwerer Arbeit 3000 und bei schwerer Arbeit 3300. Bei einer rationierten Kost von nur 1344 W.-E. kann nach dem Gutachten der medizinischen Wissenschaft die Bevölkerung nicht am Leben erhalten werden.

Welchen Tagesbedarf eine Familie mit 3 Kindern nötig hat, soll folgende Berechnung erläutern:

Vater	hat 80 kg	Körpergewicht,	stellt dar	2,32 qm	Körperoberfläche
Mutter	„ 60 „	„	„ „	1,89 „	„
Sohn	„ 30 „	„	„ „	1,21 „	„
Tochter	„ 20 „	„	„ „	0,91 „	„
Tochter	„ 10 „	„	„ „	0,56 „	„
			Summa	6,89 qm	Körperoberfläche

6,89 qm Körperoberfläche mal 1400 W.-E. gibt 9640 W.-E. Tagesbedarf für die Familie. 9640 W.-E. dividiert durch 25 ergibt den täglichen Eiweißbedarf in g, also 385,6 g. —

Wer mehr über die Ernährungslehre wissen will, lese die kleine Schrift von K. Thomas: Nahrung und Ernährung. Verlag von Teubner.

Wie soll sich die tägliche Familienkost zusammensetzen?

Brot, Fleisch, Fett, Kartoffeln bzw. Gemüse sind die Hauptbestandteile der menschlichen Nahrung. Notwendiger Tagessatz für einen Erwachsenen und Nährgehalt (Vater der Familie):

Art und Menge		Eiweiß	Fett	Kohlehydrat	Wärme-Einheit
Brot	400 g	28	—	200	800
Mehl	200 g	23,6	2,8	144,4	714
Fleisch	100 g	19,9	7,7	—	153
Fett	50 g	0,4	42	0,2	390
Milch	200 g	6,4	1,6	9,8	82
Kartoffeln	700 g	14,7	0,7	147	672
Bohnen oder gleichwertige Gemüse	100 g	24,3	1,6	49	315
	Summa	117,3	56,4	550,4	3126

Die Familie mit 3 Kindern würde unter Berücksichtigung ihrer Körperoberfläche täglich gebrauchen: 1300 g Brot, 600 g Mehl, 300 g Fleisch, 150 g Fett, 600 g Milch, 2150 g Kartoffeln und 300 g Bohnen bzw. anderes Gemüse.

*) Nach den Nahrungsmitteltafeln des Professor Dr. Rubner.
Körperoberfläche nennt man die Fläche, mit der unser warmer Körper die kältere Luft berührt.

Noch haben wir Zwangsrationierung und die Hungerkost bei Aufhebung der Blockade schwankte zwischen 1000 und 1300 W.-E. mit einem Eiweißgehalt von rund 30 g. Pflicht des Staates ist es, die rationierte Kost so zu erhöhen, daß sie vollwertig wird. Tut er es nicht, dann muß sich die Familie die fehlenden W.-E. erhamstern; es sei denn, daß sie in stumpfer Ergebenheit warten will, bis sie verhungert.

Wo kommen die Lebensmittel her?

Hier ist wesentlich zu unterscheiden zwischen Land- und Stadtfamilien. Die Landfamilien haben sich während des Krieges wohl einschränken müssen, niemals aber gehungert trotz Zwangsrationierung. Es gilt dies nicht nur für die Familien der landwirtschaftlichen Erzeuger — Gutsbesitzer, Groß- und Kleinbauern — sondern auch für die auf dem Lande lebenden Familien der Beamten, Handwerker, Arbeiter, Tagelöhner und Rentner. Meist haben sie eine Milchkuh, Schweine, Ziegen, Kaninchen und Geflügel, ferner ein Stück Land, das ihnen Obst und Gemüse liefert, auch Imkerei ermöglicht. Geflügel- und Kaninchenzucht nahmen im Kriege einen bedeutenden Aufschwung, wobei der opferbereite Geldbeutel der Stadthamster als treibende Kraft mitgewirkt hat. Mangel herrscht auf dem Lande nur an Zucker, Kolonial- und Auslandswaren. Ungenügend ausgenutzt wird der Pilzreichtum des Landes. Es gibt etwa 50 eßbare Pilzarten; wenige kennen sie. In den Schulen könnte die Pilzkunde gefördert werden, damit die Vergiftungsgefahr schwindet.

Die Städte sind Spiegelbilder der Ungleichheit und Ungerechtigkeit im menschlichen Leben. Sie bergen alle Schicksalstypen vom Reichtum bis zum Elend. Der Krieg hat die Gegensätze verschärft, einen befruchtenden Nährboden bot er dem Wucherpilz der Kriegsgewinnler und Spekulanten. Die Revolution hat dann die Gesellschaftsordnung umgestürzt und als neues Unheil Korruption und Verbrechertum gebracht. Die Ernährungslage der Stadtfamilien ist dementsprechend sehr verschieden, im wesentlichen kann man aber 4 Gruppen unterscheiden:

- Ackerbürger zu bewerten, wie Groß- und Kleinbauern.
- Familien mit Gelegenheit für Kleinviehzucht und Kleingärtnerei zu bewerten, wie die gleichgestellten Landfamilien.
- Familien mit Vermögen oder gutem Berufsgewinn, zu denen der größte Teil der hochgelöhnten Angestellten und Arbeiter zählt. Sie kommen nicht in Not, weil sie hamstern können.
- Familien mit unzureichendem Einkommen. Zu ihnen rechnen viele Beamte, Handwerker, Klein-Rentner und Tausende von braven Offizieren, die ihr Leben willig für Vaterland und Heimat einsetzten, um sich nun mit unzureichenden Mitteln beiseite geschoben zu sehen. Diese Gruppe von Familien hat der Kriegsausgang am schwersten getroffen. Sie können nicht hamstern und wollen nicht vom Mitleid der Menschen

abhängig sein. In der Stadt werden sie Kummer, Sorge und Entbehrungen nicht los. Sofern sie nicht an die Stadt gebunden sind, sollten sie aufs Land gehen und in Kleingärtnerei und Kleinviehzucht Zuflucht suchen. Dabei werden sie Zufriedenheit und neue Lebensfreude finden.

Haus- und Erziehungsregeln:

Zeiteinteilung des Essens muß sich richten nach den schulpflichtigen Kindern und nach dem Beruf des Vaters. Kinder nicht mit nüchternem Magen in die Schule schicken und Frühstücksstulle nicht vergessen. Vater darf über der Arbeit das Essen nicht vergessen. Hungern geht auf die Nerven.

Abwechslung in der Kost! Immer dasselbe erregt Abneigung.

Mäkeln am Essen und Abneigung gegen einzelne Gerichte darf nicht aufkommen. Im Kriege haben wir manches essen gelernt, was uns im Frieden nicht schmecken wollte.

Keine Tellerreste! Alles verwerten, auch Küchenabfall für Menschen und Tiere. Mäßig sein im Alkoholgenuß.

Gründlich kauen! Der Mensch lebt nicht von dem, was er ißt, sondern verdaut.

Die gemeinsame Familienmahlzeit soll den Körper erfrischen, den Geist wecken, die Seele stärken. Eintracht, Veredelung, Familienglück. —

Zur Zeit steht das deutsche Volk noch unter der Wirkung eines völligen Zusammenbruches an Leib und Seele. Gesundet erst der Leib durch rationelle Ernährung, dann wird auch der Geist zur Besinnung kommen und die Umnachtung, in der wir leben, wird schwinden.

Der Kriegsausgang hat uns arm gemacht. Wir müssen zurück zur altpreußischen Einfachheit, und das ist gut. Mit den besseren Lebensbedingungen stellten sich vor dem Kriege Wohlleben, Genußsucht und Bequemlichkeit ein und als Folgeerscheinung Weichheit, Schlaffheit und eine marklose Lebensauffassung. In Ballokalen und Alkoholkneipen, in Völlerei und Schlemmerei wurde Manneskraft in Nervenschwäche umgesetzt.

Es ist ein geschichtlicher Erfahrungssatz, daß Völkern der Untergang droht, wenn ihre Nerven im Lebensgenuß erschlaffen. Bei Ausbruch des Krieges rafften sich zwar die Nerven in nationaler Begeisterung wieder auf, der lange Krieg aber mit seinem grausamen Eingriff in das Wirtschafts-, Berufs- und Familienleben ließ sie völlig zusammenbrechen. Jetzt zeigte es sich, daß das weiche Leben der Friedenszeit nervenschwache Staatsbürger gezüchtet hatte in allen Schichten der Bevölkerung, die oberste nicht ausgenommen.

Trotz aller Trübsal müssen wir vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Im harten Kampf ums Dasein wollen wir Nerven und Charakter stählen. Aufbauen wollen wir, was wir verloren haben:

„Deutschlands Kraft, Ansehen und Ehre!"

Ministerialdirektor z. D. Dr. H. Meydenbauer: Demokratie und Wirtschaft.

Alles Reden, alles Schreiben nutzt nichts: Der Draht zwischen denen, die Führer sein sollten, und der Masse der deutschen Kopf- und Handarbeiter scheint zerrissen. Die demokratische Volksregierung hat in wirtschaftlichen Dingen keine Fühlung mehr mit den souveränen Wählern, in deren Namen und aus deren Vertrauen sie nach den Worten der Weimarer Verfassung die Reichsgeschäfte führt. Die Regierung ruft zur Arbeit. Sie mahnt und droht. Es ist, als ob der Wüste gepredigt wäre. Wer soll ihr auch antworten? Die politischen Parteien, von denen sie ihr Recht ableitet, haben mit der Arbeit, mit der Wirtschaft — und um die geht es jetzt allein — gar nichts zu tun. Kein Deutscher richtet sich in seinem wirtschaftlichen Tun und Lassen nach dem Wink seines Parteiführers. Die wirtschaftlichen Vereinigungen wiederum haben mit der Regierung weder persönlich noch sachlich ausreichende Fühlung. Die Gewerkschaftssekretäre allein genügen dazu nicht. Die Handelskammern auch nicht.

Darum ruft man nach planmäßigem Zusammenschluß der die einzelnen Unternehmer und Arbeiter umfassenden Berufsgruppen und nach der Vereinigung ihrer Vertreter in einem Reichswirtschaftsrat. Der Ruf ist alt. Vor einem halben Jahr noch war die Regierung ernstlich gewillt, ihm zu willfahren. Die Wissellsche Planwirtschaft mit ihren von unten sich aufbauenden Selbstverwaltungskörpern ist inzwischen zu den Akten gelegt. Die zeitige Regierung plant indes auch an einem Reichswirtschaftsrat. Es dauert zwar schon lange, aber es wird wohl werden. Der Grund der Verzögerung ist unschwer zu ersehen. Der rein demokratische Staatsaufbau, den uns die Revolution gebracht hat, steht in unmittelbarem Gegensatz zu dem berufsständisch gegliederten Wirtschaftsstaat, der verlangt wird. Die politische Staatsverwaltung der parlamentarischen Regierung neuesten Stils und die oberste Zusammenfassung der wirtschaftlichen Produktivkräfte der Nation zu einem Selbstverwaltungskörper, wie es der Reichswirtschaftsrat sein müßte, werden zueinander kaum so bald das richtige Verhältnis finden. Die praktische Durchführung des Artikels 165 der Weimarer Verfassung muß auf starke Widerstände stoßen. Die Regierung fühlt das: Ihre auch sonst schwer bedrängte Lage läßt sie zu durchgreifendem Handeln offenbar nicht kommen. Das Ergebnis ist die traurige Halbheit des Betriebsrätegesetzes, das unsere Wirtschaft weiter auflösen wird, statt sie neu zu bilden.

Die Zukunft der deutschen Wirtschaft hängt davon ab, wann und in welcher Art es gelingen wird, die für das heutige Deutschland offenbar unpassenden Formen der amerikanisch-französischen Demokratie auszugleichen mit dem alten deutschen und echt preußischen Gedanken der berufsständischen Gliederung des Volks als Arbeitsgemeinschaft.

Die rein demokratischen Formen sind für uns jetzt nicht mehr passend, nicht ausreichend. Der Staat steht ohne Vermittlung gegenüber dem Einzelnen. Alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bindungen älterer Zeit sind bewußt zerschlagen. Das Volk ist „atomisiert". Ein Zustand, der zu ertragen sein mag, der auch viel Gutes haben kann, solange es nicht um die Notdurft des täglichen Lebens geht, solange der Staat nicht die Aufgabe hat, seine Bürger vor dem Hungertod, vor dem Erfrieren zu retten. Solche Staatsaufgaben sind nicht alltäglich in der Geschichte! Es hat wohl Fälle gegeben, daß Städte ans Hungern kamen, auch daß einzelne Landesteile mangels ausreichender Verbindungen in Schwierigkeiten gerieten. Aber daß ganze Völker in all der Vielfältigkeit ihrer Kultur und Arbeit verhungern müssen und elend erfrieren, wenn es nicht bald zu einer organischen Zusammenfassung der Produktivkräfte kommt, das hat die Geschichte des Abendlandes noch nicht gesehen. Wie harmlos erscheint da die in ihrer Fassung noch heute packende Staatstheorie des Aristoteles, der noch meinen konnte, der Staat sei zwar um des Daseins seiner Bürger willen entstanden, fände aber seinen Zweck in ihrer Vervollkommnung: οὖσα δὲ τοῦ εὖ ζῆν ἕνεκεν. Nein, so einfach liegt es heute nicht! Der Staat muß bestehen und wirken, damit wir weiterleben können. Unser aller körperliche Existenz hängt allein an der staatlichen Ordnung. Solchen Staatsaufgaben wird man schwerlich dadurch gerecht werden, daß man einem bislang zwar „obrigkeitlich", aber technisch vorbildlich verwalteten und versorgten Volk Verfassungsformen aufstülpt, die in satten Agrarstaaten mit dünner Bevölkerung vor langen Jahren einmal entstanden sind. Damit soll kein Wort gegen die Notwendigkeiten und Vorzüge breitester Demokratisierung gesagt sein. Der Bildungsstand und die Arbeitsverfassung unseres Volkes zwingen dazu, alle Volksgenossen zur Mitarbeit am Staat aufzurufen; die ohnegleichen in der Geschichte der Völker dastehenden Kriegsleistungen aller Schichten der Bevölkerung geben die Gewähr, daß die denkbar größte Verteilung der Verantwortung dem Ganzen nur nutzen kann. Mit der Kritik rein demokratischer Formen soll auch keineswegs Stellung genommen werden zu dem seit Platon tobenden Streit um die Möglichkeit eines auf ὁμόνοια — Gemeinsinn — gegründeten organischen Staats. Solche Begriffe wechseln Wert und Bedeutung und es ist Aufgabe praktischer Politik, dem einen wieder zu Ansehen zu verhelfen, wenn das Pendel zu sehr zu Gunsten des andern ausschlug. Soweit ist es jetzt wieder. Wir müssen den Deutschen wieder das Wort Goethe's vorhalten: „Mache ein Organ aus Dir und erwarte, was für eine Stelle Dir die Menschheit im allgemeinen Leben zugestehen wird." Um die Erkenntnis wirtschaftlicher Verantwortlichkeit handelt es sich. Nicht um Recht und Pflicht des Einzelnen gegenüber der Staatsgewalt, sondern um die Einordnung jedes Einzelnen in den Produktionsprozeß, um die Herstellung der Arbeitsgemeinschaft zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Kopf- und Handarbeiter. Das werden Beauftragte politischer Parteien allein kaum

erreichen. Das erfordert den Anschluß an die wirtschaftliche Gliederung des Volks. Neue Aufgaben erfordern neue Formen. Das politische Stimmrecht allein bedeutet dem Industriearbeiter heute nichts, er muß eine maßgebende Stimme haben bei Festsetzung der Bedingungen, unter denen er täglich zu arbeiten hat, sagte der englische Arbeitsminister Roberts und Lloyd George verlangte deutlich die „cooperation of labour in industry" durch Einführung des Whitley-Systems mit seiner umfassenden örtlichen und fachlichen Durchorganisierung in allen Industriezweigen. Die Staatsmänner des siegreichen England erkennen deutlich, daß ein moderner übervölkerter Industriestaat schweren Stößen von außen nur gewachsen ist, wenn der Gedanke der Nation als Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft den Massen mit anderen Mitteln nahegebracht wird, als sie dem historischen Verfassungsschema zu entnehmen sind. Unser demokratisches Parlament und sein Exekutivausschuß glauben anscheinend dieser neuen Mittel noch eine Weile entraten zu können, obwohl die Not der Stunde doch ganz anders auf uns drückt als auf England. Gerade bei uns braucht der überalterte rein demokratische Staatsgedanke seine Fortbildung und Ergänzung durch eine neue Wirtschaftsverfassung, die der Arbeit jeglicher Art ihren sittlichen Wert als Dienst an der Volksgemeinschaft wiedergibt und auch rechtlich durch Verfassung oder Gesetz sichert. Wir können uns früher agitatorisch wirksam gewesene Begriffe wie die vom „Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit", vom „Klassenkampf" u. a. m. jetzt nicht mehr leisten, sondern müssen unsre Wirtschaftsverfassung schleunigst so aufbauen, daß der in solchen Schlagworten liegenden Kritik Rechnung getragen wird, soweit irgend zulässig. Dazu haben alle mitzuwirken: Die Unternehmer, die den Herrenstandpunkt und privaten Vermögenserwerb betonten, und die sozialdemokratischen Führer, die leider erst neuerdings auf den ausgezeichneten Gedanken gekommen sind, daß Sozialismus Arbeit sei. Es geht um sittliche Erneuerung auch auf wirtschaftlichem Gebiet, um Läuterung bislang hier wirksam gewesener Kräfte. Es geht um die Erkenntnis, daß Kräfte und Formen des Wirtschaftslebens wandelbar sind und sich zu wandeln haben nach den Erfordernissen, die der Fortbestand der Volksgesamtheit stellt. So haben die Formen trotz ehrwürdiger Dogmen vom „freien Spiel der Kräfte" sich zu ändern, wenn feststeht, daß für lange Jahre in der ganzen Welt Mangel an Waren aller Art ist, daß wir in eine Art der Bedarfsdeckungswirtschaft wieder eintreten, die ganz anders aussehen muß als die Markt- und Handelswirtschaft der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege. So wird der als „alleiniger Motor der Wirtschaft" heute wieder viel berufene Erwerbstrieb einer mehr individualistischen Zeit sich mit anderen sittlichen Kräften zu verbinden und auszugleichen haben, die in der neuen, mehr körperschaftlich gegliederten Produktion zu entwickeln sind.

Alles das klingt manchem weltfremd und verstiegen. Wirtschafter meinen, jede Einschränkung des egoistischen Strebens, jeder ständische Zusammenschluß

zu Selbstverwaltungskörpern sei Rückschritt, und politische Parteien lehnen es ab, sich programmatisch zu Auffassungen zu bekennen, die bisher im Wirtschaftsleben keinen Kurs hatten. Das mag vorsichtig und auch politisch sein. Die deutsche Wirtschaft wiederaufbauen wird man mit solcher Zurückhaltung nicht. Die Valutakommission scheint schon verzichtet zu haben. Denn sie verweist auf die Entente und das Friedensdiktat. Ich glaube nicht, daß das wohl getan ist. Wird uns die Genesung von außen gebracht — sei es von West oder Ost — so sind wir als Volk erledigt. Nur wenn wir aus uns selbst in planmäßig aufgebauter Wirtschaftsverfassung wieder zu ordentlicher Arbeit kommen, dann können wir mit anderen uns aufrichten. Unser Volk muß eine Nationalwirtschaft führen können, wie Fr. List sie sah. Sonst wird es zur Kolonie. Ein Drittes gibt es nicht.

Carlo v. Kügelgen,

fr. Hauptschriftleiter der St. Petersburger Zeitung:

Wege in den Osten.

Die Randstaaten, die sich an der westlichen Grenze des einstigen russischen Reiches gebildet haben, deren nördlichster Finnland ist, verharren zweifellos in einem provisorischen Zustande, so lange das Schicksal Rußlands sich nicht entschieden hat. Man kann natürlich dasselbe in weiterem Sinne von ganz Europa sagen, das nicht in normale Verhältnisse kommen kann, solange die große Rohstoff- und Nahrungsquelle im Osten verstopft und die Arbeit der russischen Millionenbevölkerung ausgeschaltet bleibt. Aber im höchsten Grade gilt dies von den sogenannten Randstaaten, lebendigen Teilen des großen russischen Organismus, die nun, anstatt wirtschaftliche Kräfte aus ihm zu ziehen, sich von ihm abzusperren gezwungen sind. Sie schweben an einem Abgrunde, der sie immer wieder zu verschlingen droht.

Speziell was die Ostseestaaten Lettland, Estland und Finnland anlangt, liegt ihre wirtschaftliche Abhängigkeit vom großen russischen Hinterlande auf der Hand, und man wird über die Lebensfähigkeit dieser Staaten erst ein Urteil fällen können, wenn Rußland sich in der einen oder anderen Weise organisiert hat. Der bekannte bolschewistische Politiker Joffe sagte kürzlich, die Sowjetregierung wolle niemand vergewaltigen und gebe den abgetrennten Grenzvölkern gern die gewünschte Selbständigkeit; mögen sie nur ihre Selbständigkeit schmecken: im Laufe von 10 Jahren werden sie alle — mit Ausnahme von Finnland — aus wirtschaftlichen Gründen Rußland um eine Föderation anflehen. Ob Joffe Recht hat? Zum Teil wird die Antwort auch gerade davon abhängen, ob Joffe und seine bolschewistischen Gesinnungsgenossen noch ebenso wirtschaften wie augenblicklich.

Rußland ist eben mehr denn je eine Sphinx, und die ganze Welt bemüht sich vergebens, ihre Rätsel zu lösen. Während noch bis vor kurzem die führenden Politiker der „Siegervölker“ sich darin einig zu sein schienen, daß der russische Bolschewismus zusammenbrechen werde und müsse, mehren sich in der letzten Zeit mit erschreckender Deutlichkeit die Anzeichen dafür, daß man mit einem Fortbestehen des bolschewistischen Regimes in Rußland rechnet. Der Zusammenbruch der weißen Heere Koltschaks, Denikins, Judenitsch's und Bermondts, die Verhandlungen mit Litwinow in Kopenhagen und schließlich der Beschluß des Höchsten Rates, die Handelsbeziehungen mit den russischen Genossenschaften zu eröffnen, sind die Stufen zum Frieden mit den Bolschewiki.

Die Versicherung, die Entente werde ihre feindliche Haltung gegen den „blutigen Bolschewismus“ aufrecht erhalten und nur mit der friedlichen antibolschewistischen Bevölkerung, die in den Genossenschaften zusammengefaßt ist, Handelsbeziehungen eröffnen, — diese Versicherung ist so töricht, daß wir zu Ehren des Höchsten Rats in ihr einen bewußten **Bluff** sehen wollen. Es ist bekannt, daß die Genossenschaften in Rußland während des Krieges einen Aufschwung genommen haben, wie kein anderes Land ihn sonst zu verzeichnen hat. Es ist bekannt, daß zu Beginn der Revolution über die Hälfte der ländlichen und städtischen Bevölkerung an den Konsum- und Kreditgenossenschaften, Landwirtschaftlichen Genossenschaften und Molkereien beteiligt war. Man weiß auch, daß die Genossenschaften mit ihren Kreis- und Gouvernementsverbänden den Zentralinstituten des Zentro-Ssojus und der Moskauer Volksbank eine großartige umfassende Organisation bildeten und eine weit ausholende Handels- und Industrietätigkeit entfalteten. Noch mehr: auch das ist bekannt, daß sich die Genossenschaften und ihre Organisation im bolschewistischen Rußland einigermaßen intakt erhalten haben. — Doch ist es kindlich, anzunehmen, daß sich die führenden Kräfte dieser Organisation dem Einfluß der allgewaltigen Sowjets entzogen hätten; noch kindlicher, zu glauben, man könne eben in Rußland gegen den Willen der Sowjetregierung, welche die Machtmittel, die Grenzen und die spärlichen Verkehrswege in der Hand hat, mit einer auswärtigen Macht Handel treiben.

Es ist jedem Einsichtigen klar, daß der Bluff der Entente nur den Sinn hat, den Frieden mit Sowjetrußland einzuleiten. So haben es auch die Bolschewiki aufgefaßt und die angekündigte „Aufhebung der Blockade“ gefeiert. Sie haben auch Recht, zu triumphieren, denn sollte es auch überhaupt nicht zum Handel mit den Genossenschaften kommen, ist dessen Ankündigung doch schon ein Eingeständnis der Schwäche des herrschenden Weltimperialismus, und jeder Versuch seiner Verwirklichung muß die Genossenschaften, so weit sie noch selbständig waren, endgültig in die Hand der Bolschewiki geben.

Wie die ungenügende und immer wieder aussetzende Unterstützung der weißen russischen Kräfte zu deren Vernichtung und zum endgültigen Siege der Bolschewiki geführt hat, so droht die Entente jetzt auch die letzten organisierten nichtbolsche-

wistischen Kräfte Rußlands auf die Fläche zu locken und damit dem Bolschewismus zu überantworten. In Bezug auf die imperialistischen und monarchischen Kräfte der weißen Generäle von Denikin bis Bermondt lag eine wohl abgewogene, wenn auch höchst unmoralische Politik vor. Rußland sollte nicht mit gewaltsamer Schnelligkeit durch die imperialistischen Russen befreit und geeinigt werden. Damit wären nicht nur die englischen Interessen im hohen Norden und in den Randstaaten gefährdet, sondern ein imperialistisches Rußland hätte leicht eine böse Nachrechnung zum Weltkriege aufstellen und sich mit dem vergewaltigten Deutschland zur Wiederherstellung alter Rechte verbinden können. Daher lag es im Plane, die weißen und die roten Kräfte Rußlands gegen einander auszuspielen, einander die Wage halten zu lassen. Frankreich protestierte vergebens. Die heroische Zeit der weißen Heere in Ingermannland, Kurland, Südrußland und Sibirien ging schnell vorbei, und das Endresultat war wider Erwarten ein völliger Sieg der Bolschewiki.

Die von England geführte Politik des Weltimperialismus hat dem russischen Bolschewismus gegenüber schmählich versagt. Das nimmt auch nicht Wunder, da sie ohne rechte Kenntnis von Rußland und von kurzsichtig-krassem Egoismus diktiert war. Nun soll die Wurst vom anderen Ende angeschnitten werden, wobei Sachkenntnis und Motive dieselben sind. Man will jetzt nicht mehr die kriegerischen weißen Russen, sondern das friedliche Genossenschaftsrußland gegen die Bolschewiki im Interesse der Entente mobilisieren. Man denkt: nur ja Deutschland im Handel mit Rußland zuvorkommen! Nur ja alle Wege in dem Osten besetzen!

* * *

Man braucht sich in Deutschland des Handels mit den Genossenschaften wegen, der im Gegensatz zu den Sowjets durchgeführt werden soll, wahrlich nicht aufzuregen. Das Problem des Ostens ersteht vor einem erst, wenn man die Frage folgendermaßen stellt: hält die Entente jetzt, wo sie auf einen Frieden mit den Sowjets lossteuert, den richtigen Kurs? D. h. haben die Sowjets ihre Lebenskraft bewiesen? ist ihre Organisation so stark, daß aus ihr heraus eine Neuordnung des russischen Landes denkbar ist? Da der Bolschewismus selber überaus arm an gebildeten Kräften ist, da ihm die Spezialisten auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens fehlen, so entsteht eine weitere entscheidende Frage: ist es denkbar, daß die russische „Intelligenz", von Blutbädern dezimiert, entrechtet und geknechtet, dennoch mit ihren gewalttätigen Erzfeinden Frieden macht und mit ihnen gemeinsam an der Neuordnung des Landes mitarbeitet? Ist die Kluft zwischen den Bolschewiki und dem russischen Volk unüberbrückbar? oder läßt sich ein Zusammenwirken der lebendigen Volkskräfte mit den Bolschewiki auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse in absehbarer Zeit erwarten?

Wenn man das russische H e e r ansieht, ist man geneigt, auf diese Fragen bejahend zu antworten, wie grausig das auch in den Ohren vieler klingen mag. Das Heer der Bolschewiki hat sich fortdauernd verbessert und ist eben mit seinen vielleicht 2 Mill. Kämpfern — seien es auch größtenteils Gesindel — das größte der Welt. Um die Organisation dieses Heeres zu schaffen, um es zu nähren, zu bekleiden, ist unter den jetzigen Wirtschaftsverhältnissen Rußlands ein ungeheurer Apparat erforderlich. Dieser Apparat ist immerhin geschaffen worden. Im Heere sind mit den überzeugtesten Vertretern des Kommunismus die meist gehaßten Elemente der zarischen Zeit, die russischen Offiziere, bis hinauf zu erstklassigen Generälen (Brussilow, Ebert u. s. w.) zusammengeflossen. Und wenn nicht alles trügt, beginnt sich in der Bolschewikenarmee der Gedanke, sie vertrete die allgemeine nationale Sache, durchzusetzen. Es sei garnicht geleugnet, daß sie zum großen Teil aus gewaltsam rekrutierten, zum Überlaufen bereiten Scharen besteht, trotzdem hat sie sich fester erwiesen als alle weißen russischen Armeen. Hierbei mögen eine perfekte Agrarpolitik und Übergriffe der weißen Offiziere gleichfalls eine große Rolle gespielt haben.

Wenn nun ein solches Zusammenwirken der verschiedenartigen Volkskräfte unter bolschewikischer Führung auf dem Gebiet des Heerwesens möglich ist, so muß es auch prinzipiell auf allen anderen zugegeben werden. Bekanntlich steht eben jeder Mann in Rußland im Dienste der Bolschewiki. Er muß es, um leben zu können, um Brotkarten zu erhalten, um vor grausamsten Vergewaltigungen geschützt zu sein. Dieser Dienst nun ist vielfach nur ein fortgesetzter Streik. Noch nie ist das Schein- und Papierwesen zu solcher Blüte in Rußland gelangt wie unter der Bolschewikenherrschaft. Riesige Betriebe und ganze Behörden mit Hunderten von Angestellten funktionieren bei grausamer Kontrolle bloß auf dem Papier, d. h. Arbeiter, Angestellte, niedere und höhere Beamte erscheinen wohl zur Arbeit, leisten aber nichts, der Zweck der ganzen Übung ist nur der Bezug des Gehalts und anderer Vorteile.

Wenn man mit solchen aus Rußland geflohenen Beamten der Bolschewiki spricht, sind sie von der Unfähigkeit der Sowjets und ihrem kommenden Zusammenbruch überzeugt. Wenn man aber bedenkt, daß die Pflichterfüllung in Rußland niemals auf der Höhe gestanden hat, wenn man sieht, wie das demokratische System überall in Westeuropa, selbst im disziplinierten Beamtenstaate Deutschland zu ganz ähnlichen Erscheinungen unredlicher Faulheit, Vergeudung von Volksmitteln und Volkskräften geführt hat, dann verliert das Überwuchern nichtstuerischer Komitees und Kommissariate in Rußland sein exceptionelles Gepräge und erscheint bloß als der natürliche Gipfel eines Prozesses, der sich überall breit macht. Die Leistung des bolschewistischen Heeres tritt unter diesen Bedingungen als besonders wertvoller Wegweiser latenter Entwicklungsmöglichkeiten hervor.

Die russischen Verhältnisse werden nie richtig beurteilt werden, so lange man westeuropäische Maßstäbe — speziell auch auf dem Gebiet der Volks-

psychologie — an sie legt. Man muß sich darüber klar werden, daß der Russe bis zum Schluß der zarischen Zeit zu den Tugenden des Bürgertums noch nicht vorgedrungen war. Er war wohl fähig zu revolutionären Umtrieben und fanatischer Selbstaufopferung, nicht aber zu einer festen politischen Überzeugung. Aus den revolutionären Studenten wurden willkürliche byzantinische Beamte. Auf eine der Regierung gegenüber standhaltende politische Persönlichkeit stieß man nur in den seltensten Ausnahmefällen.

Der Bolschewismus hat die alten Mittel der zarischen Vergewaltigung der Geister nur noch in viel grausamerer und durchgreifenderer Form angewandt und die „Intelligenz" bis aufs Letzte zerbrochen und zerstampft. In der sogenannten Intelligenz waren aber alle die freien, noch am selbständigsten dastehenden geistigen Kräfte Rußlands vereinigt. Am Versagen der Intelligenz ist das alte Rußland zusammengebrochen, denn sie ließ sich beim Ausbruch des Krieges von der nationalistisch-chauvinistischen Beamtenschaft übertölpeln, fand nicht Mut und Kraft zum Handeln und bewies fortgesetzt, daß sie ihr Volk nicht kenne und ihm Dinge zutraue, zu denen es schlechterdings nicht fähig war. So jauchzte diese Gesellschaft noch über den glorreichen Sturz des alten Regimes, als die soziale Revolution ihr schon das Beil krachend gegen die Wurzeln schlug. Nun ist sie gänzlich entwurzelt und kommt als Machtfaktor beim Neuaufbau Rußlands kaum in Betracht. — Überall hat eine grausame Degradation der geistigen Arbeit stattgehabt. Der Setzer verdient mehr als der Schriftsteller. Nirgends aber ist der Bürger politisch derart fortgefegt und zum Handlanger hinabgedrückt worden wie in Rußland, wo das Bürgertum eine halb künstliche und unverhältnismäßig kleine volksfremde Gruppe bildete.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß das russische Volk als solches als B a u e r n v o l k, das es ist, nach den ungeheuren Erfahrungen der Kriegszeit, der Revolution und des Bolschewismus jetzt klarer und selbstbewußter hervortreten wird als je früher. Das russische Bauernvolk aber steht dem Kommunismus unendlich viel näher, als man sich das gemeiniglich in Westeuropa vorstellt. Der russische Leibeigene hatte nicht das Recht auf fahrende Habe, und der Bauer bearbeitet bis zum heutigen Tage sein Land als Gemeindeanteil. Der Begriff des Privatbesitzes ist dem russischen Bauern immer fremd geblieben. Die von Witte geplante, von Stolypin und Kriwoschein in die Wege geleitete große Agrarreform sollte hierin Wandel schaffen. Sie hätte es auch getan und Rußland in eine neue Phase der Entwicklung gehoben, wenn nicht Krieg und Revolution dazwischen gekommen wären.

Man muß versuchen, sich in die Psychologie des russischen Menschenmeeres zu versetzen, dieser ländlichen Volksmasse, von der nach Abtrennung der westlichen Randstaaten mehr als 90 % weder zu lesen noch zu schreiben verstehn, um kommende Entwicklungslinien heraufdämmern zu sehen. Da verblassen die Parteiprogramme

der Bolschewiki und ihrer Hauptgegner, der Sozialrevolutionäre, die, wie allgemein anerkannt wird, das russische Dorf am meisten beherrschen.

* * *

Wie schnell eine Festigung der russischen Verhältnisse zu staatlicher Ordnung vor sich gehen wird, wie weit die bolschewistischen Kräfte dabei eine ausschlaggebende Rolle spielen werden, ist überaus schwer zu sagen. Die Pläne der Entente, wie sie eben verkündigt werden, hängen in der Luft, sind aber, falls sie den Boden der Wirklichkeit betreten, nur dazu angetan, die Stellung der Bolschewiki zu festigen.

Uns will es scheinen, daß der Bolschewismus, d. h. der russische Kommunismus, wie er mit seinem welterobernden Programm auftrat, sich innerlich überlebt hat, degeneriert ist. Er war sich von vorneherein untreu geworden, hatte von vorneherein Punkt für Punkt sein Programm durch die Praxis widerlegt. Doch während er das als durch Krieg, Absperrung, Widerstand der Bourgeoisie und andere außerordentliche Umstände erzwungene temporäre Maßnahmen zu erklären versuchte, wird er jetzt mehr und mehr auf praktische Verwaltungsfragen gedrängt und muß die Unmöglichkeit zugeben, seine Theorie in absehbarer Zeit zu verwirklichen. Es ist denkbar, daß bei einer Aufhebung der Blockade und des Kriegszustandes in Rußland die wachsenden Möglichkeiten, die furchtbaren Nöte des Landes zu bessern, die Entwickelung positiver Organisationsleistungen vermehren.

Hierzu kommt der Umstand, daß der Bolschewismus in der russischen Form sich für Westeuropa in Ungarn widerlegt hat. Er kommt allem Anschein nach weder für Deutschland noch Österreich in dieser Form mehr in Betracht. Die Spartakisten und selbst die Unabhängigen mögen für Deutschland keine geringere Gefahr bedeuten als die Bolschewiki für Rußland; die englische Arbeiterbewegung mag unaufhaltsam in ein radikales Fahrwasser strömen und zu grundlegenden Umwälzungen des gesamten Lebens in England führen; ähnliche Gefahren mögen in Frankreich, Italien, Belgien usw. entstehen. Dennoch scheint es zweifelhaft, daß das Proletariat Westeuropas noch viel Neues vom russischen Bolschewismus lernen kann, daß dieser also noch die furchtbare Gefahr pestartiger Ansteckung hat, die beim ersten Auftreten dieser Volkskrankheit so erschütternd wirkte. — Ja es ist sogar möglich, daß die der Ansteckung ganz besonders ausgesetzten früheren Bestandteile Rußlands, begonnen mit Finnland bis zur Ukraina, den krassen Bolschewismus so weit in sich überwunden haben, daß Rußland ihnen nicht mehr so gefährlich ist wie früher. In diesen Staatengebilden haben sich andere *sozialistische Formen* entwickelt, die vielleicht auf die Dauer gleichfalls tödlich wirken, falls sie nicht überwunden werden, aber der Bolschewismus hat nicht mehr die Kraft der allein selig machenden Heilslehre des Proletariats.

Unter diesen Umständen führt das Interesse Deutschland darauf hinaus, sein stärkstes Augenmerk auf den Osten zu richten. Schon die Kenntnis der sich ständig verschiebenden Verhältnisse ist von höchster Bedeutung, wenn auch ihre

praktische Verwertungsmöglichkeit für den Augenblick gering ist. Hierbei kommen die Randstaaten eben noch mehr in Betracht als Rußland selber. Das furchtbare Fiasko der Ententepolitik im Osten, ihre verderbliche Wirkung und Fruchtlosigkeit müssen über kurz oder lang die Randstaaten immer mehr Anschluß an Zentraleuropa suchen lassen.

In Finnland ist bekanntlich eine deutschfreundliche Stimmung weitverbreitet und durch die Befreiung Finnlands vom roten Joch vertieft worden. Deutschkulturellen Bestrebungen sind alle Türen geöffnet. Einer deutschen Einwanderung stehen freilich eben noch große praktische Hindernisse im industriearmen und auf Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesenen Lande entgegen. In Lettland und Estland herrschte bis vor kurzem ein fesselloser Deutschenhaß, in erster Linie traf er die Deutschbalten. Diese aber haben zum größeren Teil beschlossen, trotz aller Anfeindungen der alten Heimat weiter zu dienen. In Estland, wo das Deutschtum am schwächsten ist, scheint die innere Entwickelung soweit gediehen zu sein, daß die nationalistische Hetze als solche gegen die Deutschen im Abklingen ist. Die Sieger haben ihr Mütchen in radikalen Gesetzen gekühlt und beginnen den Wert der treuen deutschbaltischen Mitarbeit einzusehn. Erst recht schnell dürfte die Einsicht erwachen, daß man wirtschaftlich und kulturell auf Deutschland angewiesen ist. Die Entente ist viel zu fremd und fern und vermag kulturell niemand satt zu machen. Man vergesse nicht, daß das Deutsche die Sprache der Gebildeten in den Ostseestaaten ist. Auf der Randstaatenkonferenz in Helsingfors wurde Deutsch gesprochen. Man hätte vielleicht auch zum Russischen greifen können, tat es aber nicht.

Weil diese Staaten in Abwehrstellung gegen Rußland stehen, das sie vergewaltigt hat und ihnen eine drohende Gefahr bleibt, gerade deshalb werden und müssen sie Anschluß an ihren westlichen großen Kulturnachbar suchen. Estland scheint auf diesem Wege dem weitvorangeschrittenen Finnland zu folgen; und in Lettland, ja selbst in den slavischen Randstaaten werden ähnliche Strömungen nicht zurückzudämmen sein.

In den baltischen Neubildungen, wie in Polen und der Ukraina verdienen starke einheimische deutsche Elemente in einem zukünftigen Friedenszustand immer stärkere Beachtung: die Balten und die Kolonisten. Dasselbe gilt auch von Großrußland. — Gerade weil Deutschland endgültig auf Eroberungen verzichtet hat, weil es nicht mit dem Imperialismus der Entente konkurrieren will und kann, wird es auf dem friedlichen Wege kultureller und wirtschaftlicher Entfaltung im Osten auf weniger Mißtrauen und Hindernisse stoßen als je früher.

Da die Machthaber Rußlands nach Aufreibung der imperialistischen Kräfte mit Hilfe der Entente augenscheinlich bereit sind, die Randstaaten anzuerkennen, braucht auch die deutsche Politik hier nicht zu wählen, sondern kann ruhig freundschaftliche Beziehung sowohl zu den Randstaaten als auch zu Großrußland pflegen, sobald dieses verhandlungsfähig ist.

Mag der Friedensvertrag noch so grausige Hindernisse zwischen Deutschland und dem Osten aufrichten, so wird doch der kulturelle und wirtschaftliche Austausch zwischen dem übervölkerten, industriellen, an brachliegenden Kulturkräften überreichen Deutschland und dem raumreichen, landwirtschaftlichen nach Kulturarbeitern dürstenden Rußland nicht aufzuhalten sein.

Deutschland muß sich nur wieder selbst entdecken und zur Arbeit zurückfinden, dann werden sich auch die Wege nach Osten öffnen, die das deutsche Volk zur Hebung des Ostens und zur Errettung Europas zu beschreiten hat.

G. Buetz:
Amerikanismus.

Kein Land der Welt demonstriert das Versagen der demokratischen Staatstheorie in der Praxis neuzeitiger Wirtschaftsentwickelung überzeugender als die nordamerikanische Union.

Dr. Junge, New York.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika herrscht seit Monaten eine Unzufriedenheit in den Massen der unteren Bevölkerung, welche sich in schweren Streikunruhen kennzeichnet. In Deutschland, wie in der Union selbst, haben diese Vorgänge dahin geführt, daß man von dem Ausbruche bolschewistischer Tendenzen in Amerika zu sprechen begann. — Wenn Ideen gleich dem Bolschewismus naturgemäß auch überall Schule machen und demnach auch in Nordamerika einen Eingang gefunden haben, so würde man die amerikanischen Verhältnisse doch vollkommen verkennen, wenn man die heutigen keineswegs leicht zu nehmenden Vorgänge als Gleichart oder Abart der europäischen Revolutionsbewegung hinstellen wollte. Man muß sich zunächst einmal fragen, ob die heutige Bewegung innerhalb der Vertretung ihrer Forderungen neu ist. Neu war doch für Europa die gänzliche Loslösung von dem monarchischen Prinzipe, wie sie sich in Rußland und in Deutschland auslebte. Vorgänge, die für Amerika entfallen. Welche neuen Forderungen kennt Amerika in dem Aktionsprogramme seiner Massen sonst? Den Sensationsstreik? Den wirtschaftlich gefahrvollen Streik? Beides haben die Nordamerikaner längst vor dem Weltkriege erlebt. Es sei nur an die ebenso sensationellen wie wirtschaftlich-gefahrvollen Streiks, dem Pittsburger Kohlenstreik von 1879, dem Hemestead-Streik von 1892, dem weltbekannten Pullman-Streik von 1894 und dem Bergarbeiterstreik von 1902 erinnert, um derartige Einwürfe zu widerlegen. Amerika hat auch keine ungewohnte Anhäufung von Streiks, nur die Tonart ist heute sehr scharf und der Machtstreik ist dem Wirtschaftsstreik vorangestellt. Große Zahlen, die man uns

bietet, können hier nicht irreführen, wenn man sich beispielsweise vergegenwärtigt, daß in einem völlig normalen Wirtschaftsjahre, wie es 1905 darstellte, in der Union 2077 Streiks und 109 Aussperrungen mit 8292 Streikenden und 1255 Ausgesperrten gab. Im Jahre 1903 wies die Union 3494 Streiks auf, an denen 20248 Arbeiter vertreten waren. Also den Streik an sich kennt man hinlänglich. Im Kriege, ehe wir die Krankheit des Bolschewismus kannten, haben die Vereinigten Staaten jenen Eisenbahnerstreik gekannt, der Europa in eine gewisse Beklemmung versetzte. — Wenn die Vereinigten Staaten heute mit Sorge den Bestrebungen des Massenproletariats gegenüber stehen, dann sind sich die wissenden Kreise vollkommen im Klaren darüber, daß hier recht bedenkliche Zeichen vorliegen. Nicht der Bolschewismus ist sinnumnebelnd in das Land eingezogen, den Massen ist klar geworden, daß diejenige Freiheit, die man in dem „freien Amerika" austeilte, eine Unfreiheit erster Ordnung ist. Die Führer der Massen haben den Kampf gegen den Amerikanismus bereits mit der Gründung der Federation of Labor begonnen und heute sieht man nun mit Beklemmung, daß die Abrechnung mit dem nordamerikanischen Freiheitssysteme stündlich näher rückt. Es ist eine eigenartige Angelegenheit, daß diese Abrechnung mit dem amerikanischen demokratischen Prinzipe von den Massen in dem Augenblicke gefordert wird, in dem das staatsleitende Amerika eifrig bemüht ist, Europa und ganz in Sonderheit Deutschland mit den Segnungen einer amerikanisch aufgefaßten Demokratie zu beglücken. Wer die Stimmung der amerikanischen Massen beurteilen will, muß sich einmal die Mühe geben, diejenigen Wirkungen zu erkennen, unter denen die Massen dank der amerikanischen Demokratie zu leiden haben.

Man kann das System, unter welchem die amerikanischen Arbeitermassen bisher lebten, in folgenden Leitsätzen einteilen. 1. Mangel an sozialer Fürsorge. 2. Mangel an Rechtsschutz. 3. Mangel an Sicherung des Arbeitsverdienstes. 4. Künstliche Verteuerung des Lebensunterhaltes. 5. Disharmonie der Rassen und 6. Systemlosigkeit. In welcher Weise und aus welchen Gründen herrscht ein Mangel an sozialer Fürsorge? Alle Sozialpolitik hat sich bisher auf der Grundlage einer paternalen Staatsfürsorge entwickelt. Der Staat als monarchistischer Staat bekannte den Grundsatz, Beschützer der wirtschaftlich Schwachen zu sein, wie wir dies bereits im siebzehnten Jahrhundert in dem Preußischen Landrechte finden. In dem Lande ohne patriarchalische Traditionen hatte man die Auffassung, das Volksganze von den Fesseln einer Vormundschaft zu lösen. Man konstruierte das Recht auf Arbeit, das Recht auf Vertragsfreiheit, kurz das Recht auf Selbstbestimmung. Während in dem veralteten Europa die Kultur der paternalen Staatsfürsorge mit einem Systeme der Klassenregierung ausgestattet wurde, in welcher ein vielfach gestaffelter Organismus die Berufe gliederte, verkündete man in der Union das demokratische Recht des Aufstieges ohne Ansehen der Person und des Herkommens, nach dem heutigen Schlagworte: Freie Bahn dem Tüchtigen. Diese ungeschützte theoretische Freiheit hat sich nun in eine Unfreiheit entwickelt,

die der Armut ihre tausendfältigen Wege weist. Amerika weist unter einer Bevölkerung von 30 Millionen Menschen ständig etwa 10 Millionen Personen auf, die der Armenpflege anheim fallen. Diese Armut ist vorwiegend auf die Industriezentren konzentriert. Nach Schätzungen Hunters sind in den Staaten New York, Massachusetts, Michigan, Ohio, Illinois, Pennsylvania, Indiana und Connecticut etwa 20% der Bevölkerung, gleich etwa 6½ Millionen verarmt. Nach einem zehnjährigen Jahresdurchschnitte vermutet die Leitung des Departement of Labor, daß von 2 Millionen Personen rund 300 000 Personen in normalen Wirtschaftszeiten arbeitslos sind, soweit der Staat New York, der die meiste Arbeit zu vergeben hat, in Frage kommt. Die Ausnutzung der Frauenarbeit, die Anwendung der Kinderarbeit ist erschreckend ausgedehnt. Im Jahre 1900 waren nach dem Bulletin of the Bureaus of Census 1,75 Millionen Kinder von 10—15 Jahren tätig! Für 1906 betrug der Prozentsatz 1,94 Millionen. Die sozialen Unfälle sind erschreckend in ihrer zahlenmäßigen Ausdehnung. Zu diesem Thema sagte Roosevelt: „die Menschenverluste, welche die Industrie der Vereinigten Staaten zu Friedenszeiten im Gefolge hat, übersteigen diejenigen eines großen Krieges". Das Bureau of Labor in New York schätzt die Zahl der Unfälle in den Fabrikbetrieben auf 44 bei 1000 Personen.

Die Grundforderung aller Demokratie ist die Rechtsgleichheit aller. Und wie liegen die Verhältnisse hier? Um dem Volke seine Einwirkung auf die Justiz zu sichern, besitzt der Amerikaner die Befugnis, seine Richter selbst und zwar kurzbefristet zu wählen. Da die Richter noch dazu mangelhaft bezahlt werden, herrscht in allen unteren Rechtsinstanzen eine erschreckende Korruption. Die nämlichen Zustände herrschen innerhalb des Polizeiwesens und der Munizipalverwaltung. In welcher Weise das Wahlrecht ausgeübt wird, kennzeichnet ja das schöne Gassenlied, in dem gesagt wird, daß der Wahlbetrag 3 Dollar für den Amerikaner, 2,50 Dollar für den Italiener, 2 Dollar für den Neger ausmacht. Wenn irgendwo, dann unterliegt in der Union der kleine Mann im Rechts- und Verwaltungsleben hoffnungslos gegenüber dem zahlenden Teile. In welcher Weise die Arbeiterföderationen mit ihren Ansprüchen durch die Geldjustiz des koalisierten Kapitales unterlagen, das ist ja eine weltbekannte Tatsache geworden. Der wirtschaftliche organisierte Egoismus bietet keinen Raum für eine ausgleichende Gerechtigkeit.

In dem Augenblicke, in welchem dem amerikanischen Bürger das Recht auf Arbeit bewilligt wurde, war die Union ein Land, dem nichts mehr fehlte, als die Arbeitshand. Heute haben sich die Verhältnisse vollkommen verändert. Freiland ist nicht vorhanden, wenigstens nicht für den Kapitalarmen, die Städte sind übervölkert und die allgemeine Tendenz ist jene, die Menschenkraft der Maschinenschnelligkeit gegenüber auszuschalten. Die Vereinigten Staaten bewegten sich bisher unter dem Zeichen zweier ausgeprägter Produktionsvorgänge. Man steht nicht unmittelbar in der großen Weltkonkurrenz und man war bisher Erzeuger

von Massengütern. Das Massengut setzt die menschliche Qualitätsleistung herab und stempelt die Maschine zum unentbehrlichen Gute. Infolgedessen ist der wirtschaftliche Aufstieg der Arbeiterschaft ungemein hart, da die ungelernte Arbeiterschaft, welche zur Produktion des Massengutes genügt, dauernd eine nicht zu überbietende Konkurrenz ausmacht. Die Produktion kann ihre eigenen Wege sich selbst vorschreiben, weil eine Konkurrenz, wie sie in Europa die Produktionsart vorschreibt, nicht, oder nur unwesentlich vorhanden ist. Die Vereinigten Staaten sind ein gewaltiger eigener Markt. Es sind 90 Millionen zu versorgen, die auf einem Territorium von 942 Millionen qkm leben. Wenn nun auch die Vereinigten Staaten infolge einer Abnahme der Rohprodukte zu einer erweiterten Warenlieferung auch für das Ausland übergehen und somit in eine Weltkonkurrenz mehr eintreten, so verfügt die Union doch über so gewaltige Hilfsmittel, findet seine Produktion eine so eiserne Organisationsform, daß eine Konkurrenz im Sinne der europäischen Konkurrenz für die nächste Generation noch ausschaltet! In welcher Weise die Maschinenherstellung zum Zwecke der Massenerzeugung die Menschenhand verdrängt hat, ist zu bekannt, um zahlenmäßig belegt zu werden. Da die Arbeitslosigkeit eine ständige Erscheinung ist, verbindet sich mit ihr eine dauernde Tendenz des Lohndruckes. Nun hat sich die Arbeiterschaft zwar organisiert, um sich das Recht auf Arbeit und das Recht auf Verdienst von sich aus zu sichern, dem Machtfaktor der Kapitalorganisation gegenüber aber ist man, da die nötigen Staatshilfen fehlen, bisher nur von einer bedingten Stärke gewesen. Dem Rechte auf Arbeit steht auch heute noch kein Recht auf den materiellen Erfolg einer gut geleisteten Arbeit gegenüber. Die Konjunktur ist die furchtbare, schlagbereite Peitsche, welche die Arbeiterschaft antreibt oder züchtigt. In keinem Wirtschaftsgebiete aber ist die Konjunktur schwankender, zeigt sie sich radikaler in ihren Formen und Wirkungen wie in den Vereinigten Staaten. Die Selbsthilfe der amerikanischen Arbeiter hat mit dem Jahre 1825 durch die Gründung der Trade Unions eingesetzt. Infolge der damaligen wirtschaftlichen Dezentralisation, wie der jeder Organisation entgegenwirkenden internationalen Zuwanderung, hatte man mit seinem Kampfmittel wenig Erfolg und erst mit dem Jahre 1905 beginnt erneut eine ernstliche Arbeiterbewegung. Die erste terrorisierende Kampfgruppe war die Vereinigung der Knights of Labor, die erste organisatorisch machtvoll geleitete Gruppe die im Jahre 1886 entstandene Föderation of Labor. Nun haben die Arbeiterverbände unzweifelhaft dem Wirtschaftsleben Konzessionen abgerungen. Man hat eine politische Vertretung der Arbeiterpartei herbeigeführt, man hat eine Reihe von Arbeitergesetzen dem Staate abgezwungen und man hat vor allem durch das Mittel der Streiks und Aussperrungen seine Lohnaufbesserungen und seine Arbeitskürzung erlangt, man hat das in Amerika so blühende Druck-System eingedämmt und einige durchgreifende Arbeiterschutzbestimmungen erreicht. Von der 13- und 14stündigen Arbeitszeit hat man sich auf die 8stündige hinabgestreikt. Sein wichtigstes Ziel

aber erreichte der Arbeiter nicht, nämlich die Hebung seines Standard of Life. Es ist an der Hand von Untersuchungen auf Grund der Industrielohnangaben festgestellt worden, daß bis zum Kriege die Löhne im Verhältnisse zu der gesteigerten Lebenshaltung niedriger waren als im Beginne des Jahrhundertanfanges! Vor allen Dingen herrscht in den Vereinigten Staaten eine ungesunde und verbitternde Ungleichmäßigkeit der Löhne. Diese Ungleichmäßigkeit kommt nicht nur gegenüber dem Männerlohne und dem Frauenlohne zum Ausdrucke, sondern allgemein gegenüber den einzelnen Staaten. Die Durchschnittslöhne unterscheiden sich zuweilen um 2—3 Dollar. Völlig verschieden sind die Löhne des Nordens und des Südens. Hat man im Norden einen Lohnsatz von etwa $8\frac{1}{2}$ Dollar vor dem Kriege erreicht, arbeitet der Süden mit $4\frac{1}{4}$ Dollar. Da die Arbeitskräfte sich bei den unstäten Konjunkturen ständig verschieben, sind auch die Löhne einer Unterbietung ständig ausgesetzt. Die Lohnschwankungen sind eine böse Zugabe für den amerikanischen Arbeiter. Hier, wie in anderen Gebieten zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen einzugreifen, hält der Staat nicht für Aufgabe, die ihm einem freien, in seinen Handlungen selbständigen Bürger gegenüber zukommt. Hierbei übersieht die Staatsleitung nur, daß von einer Freiheit keine Rede sein kann. Die Tendenz der Massenherstellung von Maschinenware, das Überangebot der arbeitsuchenden Kräfte, die gute Verwendung der ungelernten Arbeit, die Schwankungen der Lohnsätze nach den einzelnen Staaten, das lohnsenkende Element des Südens, der Mangel an Schutz, endlich die teure Lebenshaltung und die Rechtsunsicherheit der Minderbemittelten schaffen eine Unfreiheit, die dem Systeme der menschlichen Ausbeutung zum Verwechseln gleich wird.

Es ist zuweilen die Frage erhoben worden, wie ein Land, das mit Rohstoffen der industriellen wie der agrarischen Wirtschaft vollkommen, teilweise sogar in einer verschwenderischen Weise versehen ist, dessen gewaltiger Binnenmarkt ohne eine Konkurrenz eingedeckt wird, seit Jahrzehnten in dem Zeichen einer ungeheuer teuren Lebenshaltung steht. Heute hat Europa das ebenso traurige wie volksschädigende Stadium der amerikanischen Lebenspreise erreicht. Wir sprechen von annormalen Zeiten, in Amerika ist die teure Lebenshaltung die normal gegebene. Diese Zustände, die den erwünschten gesunden Standard of Life so unerfreulich herabdrückten, dankt Amerika den Organisationsformen seines Großkapitales. Innerhalb des Staats- und Wirtschaftslebens Amerikas nehmen die Kapitalassoziationen einen Platz ein, der ihnen die Macht eines Staates im Staate schafft. Diese gigantischen Organisationsformen, hinlänglich unter dem Namen Trust bekannt, haben einen Sonderorganismus gezeitigt, der die Handlungen des Staates beeinflußt, nach seinem Willen umbiegt. Diese Trusts werden von einer einzigen fundamentalen Idee geleitet. Nämlich jener: billig zu produzieren und teuer zu verkaufen. Unter den Ausnützungen dieser beiden Tendenzen hat die Arbeiterschaft dauernd in der übelsten Form zu leiden. Ein Hauptfaktor der billigen Produktionsmöglichkeit ist die Bereitstellung billiger Arbeitskräfte. Lohndruck und Trustsystem, Ver-

wendung von schwarzer und gelber Arbeitskraft, Ausnutzung der menschlichen Leistung bei geringer Gegenleistung ist das Ergebnis der billigen Produktion. Der teure Verkauf wird für den Arbeiter zu dem Mittel des künstlichen Emporschraubens seiner Lebenshaltung; unter deren Höhe er so empfindlich zu leiden hat. Die Machtwirkungen, die hier vorliegen, müssen voll erkannt werden, wenn die Absicht besteht, sich ein Bild über die Unfreiheit aller Wirtschaft in Amerika zu bilden. Es handelt sich in der Tat nur um eine Scheinfreiheit, denn die gigantische korporative Unternehmerform hat fast das gesamte Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten in seinen Bann geschlagen. Es ist bezeichnend, daß man in Amerika den Trusts gegenüber das Wort von der Geldsklaverei geprägt hat. Jede radikale Reform zerbricht ohne Wirkung vor der Macht des Trusts. Da die Regierung aus Leuten hervorgeht, welche nicht außerhalb des Wirtschaftslebens stehen, sondern aus ihm hervorgingen, finden die Trusts stets Mittel und Wege, eine frühere Abhängigkeit auszunutzen, oder eine neue Abhängigkeit herbeizuführen. Senator Folette behauptete schon vor dem Kriege, daß 90 Menschen die Kontrolle über sämtliche Industrieen der Union ausübten. Den Geist der fördernden Gemeinsamkeit, der ein Wesensziel erster Ordnung aller Demokratie sein soll und unzweifelhaft auch sein muß, ketteten sämtliche Machinationen der Kapitalassoziationen fest. Es gibt hier nur eine Tendenz: den blutigen Selbstzweck kapitalistischen Verdienstwillens! Und da die Trusts zu dem Atem des Wirtschaftslebens der Union geworden sind, herrscht jene extreme privatwirtschaftliche Kapitalherrschaft, die alle Demokratie zu einer Lüge in Amerika werden läßt. Dadurch daß der Staat den Schutz der Schwachen nicht als seine Aufgabe erkennt und sich genüge damit tut, dem Einzelnen eine Scheinfreiheit legislativ zu patentieren, werden die Wirkungen jener Kapitalherrschaft noch krasser empfunden. Es war ein Amerikaner, der den vernichtenden Satz aussprach „Either a prince or a pauper!“

Daß unter solchen Umständen die Masse danach trachtet, die Scheindemokratie in eine Tatsache umzuwandeln, kann niemand mißverstehen, der die Verhältnisse einigermaßen kennt. Der Kampf, aus Schein Wahrheit zu gestalten, ist umso heftiger, als es die Aufgabe des jeweiligen Präsidenten zu sein scheint, mit sehr vielen schönen und moralischen Worten die Unmoral der Wirklichkeit verdecken zu wollen. Auch dieses Wollen, dem nie eine radikale Tat entgegenkommt, durch ein Hinneigen mit dem Mund und der Geste der Hand zu dem demokratischen wahren Prinzip und einer teils gewollten, vielfach zweifellos auferzwungenen Gefolgschaft den Trusts gegenüber, bringt man jene Systemlosigkeit in die amerikanische Volkswirtschaft, die aufreizend wirkt. Mit dem geringsten Verstandesvermögen erkennt die Masse, daß ein geduldeter unerhörter Raubbau durch die kapitalistische Produktionsweise mit den moralischen Leistungen einer jeweiligen Regierung nicht in Einklang zu bringen ist. Hinzu kommt, daß der harte Wirtschaftskampf, innerhalb dessen die arbeitende amerikanische Masse steht, ständig von einem Rassenkampfe begleitet und hierdurch noch verschärft wird. Amerika

ist in einem gewissen Sinne noch immer ein Kolonialvolk! Amerika hat eine bunt gemischte Einwanderung erlebt und sieht sie noch heute. Amerika hat eine schwarze Bevölkerung von einer Ausdehnung, die unterschätzt wird. Es ist keineswegs gelungen, diese Sonderelemente innerhalb dieses Sammelvolkes völkisch zu einen. Während die Engländer, die Nordländer und die Deutschen, die nach den Vereinigten Staaten auswanderten, sich schnell und nahezu restlos mit der vorgefundenen Bevölkerung vermischten, haben die Italiener, die Slaven und die gelbfarbigen Einwanderer ihr Sonderwesen behalten, die Neger aber, denen man dem Staatsrechte nach die Gleichberechtigung zuerkennt, ohne sie ihnen indessen zu bewilligen, werden mit künstlichen Mitteln aus kulturellen und völkischen Gründen von einer organischen Volksvereinigung fern gehalten. Zu der völkischen Abneigung gesellt sich in dem ständigen Kampfe der weißen und der schwarzen Arbeiterschaft noch der schwerwiegende Moment des Wirtschaftskampfes. Die unkultivierten Neger unterbieten die Löhne, drücken das Existenzminimum des weißen Arbeiters herab, gefährden seine Organisation und zeigen sich stets als schlechte Konkurrenz. Um die ganze Wirkung dieses Kampfes zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in den Staaten am Mexikanischen Golfe von 8,9 Millionen Einwohnern 5,1 Million Neger sind. Der Prozentsatz der Neger macht in dem Staate Mississipi etwa 58% aus, ebenso in Süd-Carolina. In Luisiana beträgt er 47 %, in Georgia 46 %. Etwa eine Million Neger war vor dem Kriege in den Nordstaaten ansässig. Der Krieg, welcher die Verbote der Negereinwanderung aufhob, hat in kurzer Zeit bereits über eine weitere Million Neger nach Nordamerika gebracht. So sind die Reibungsflächen verdoppelt. — Den Rassenkampf verstärkend gesellt sich nun noch die gelbe Bevölkerung hinzu, außerdem jene Elemente, welche einer Verschmelzung nicht anheim fielen und Sondergruppen innerhalb des Volksganzen bilden.

Eine Unsumme von Reibungsflächen sind für den amerikanischen Arbeiter gegeben. Seit Jahrzehnten hat man gehofft und seit Jahrzehnten gegen die große Lüge, die sich in den Vereinigten Staaten Demokratie nennt, angekämpft. Stets vergeblich. Stets im Stich gelassen von einer Regierung, die sich letzten Endes gewollt oder gezwungen keines anderen Rates bewußt wurde als dessen, den Organisationen eines Großkapitalistentumes gefügig zu sein, gedeckt von den schwachen Hinweisen einer verfassungsmäßigen Ablehnung paternaler Staatsfürsorge. So lange das Wirtschaftsleben ungesättigt war, so lange man noch das Freiland besaß, den Menschenüberfluß dorthin abzuleiten, fanden sich stets erneut Ventile, die Erregung der Massen auf den nötigen Wärmegrad abzukühlen. Dank seiner Bodenpolitik, die ein Monopol der Spekulation gezeitigt hat, dank der Preispolitik, welche die Trusts heute auf dem Lebensmittelmarkte treiben, dank der Preishöhe, in welche man alle gesamte menschliche Bedarfsdeckung hineintreibt, um die für notwendig erachtete Spannung zwischen Produktionsaufwand und Verdienst zu halten, hat man den Konflikt in ungeheurer Weise verschärft. Außerdem

hat es in den Vereinigten Staaten, genau wie in Deutschland, in den unbemittelten und den minder bemittelten Kreisen Idealisten gegeben, die den dick aufgetragenen Moralworten Wilsons Glauben schenkten. Das stets empfundene Mißverhältnis zwischen dem Aushängeschilde der amerikanischen Freiheit und der tatsächlich vorhandenen bitteren Unfreiheit von Millionen existenzberechtigten und doch existenzbedrohten Menschen ist durch den Fall Wilson wieder so kraß dem amerikanischen Massenproletariat vor Augen geführt worden, daß die Antwort kommen mußte. — Die Ideen des Bolschewismus haben hiermit nichts zu tun, denn hier handelt es sich um eine rein amerikanische Angelegenheit. Das zu wissen sei uns heilsam. —

Dr. N. Hansen, Berlin: Die kommende Kriegsbelastung Deutschlands und die Entente-Schuldentilgung.

In den Beratungen der Alliierten in Versailles, aber auch in der deutschen Öffentlichkeit ist bisher der Umstand, daß Deutschland im Vergleich mit allen anderen kriegsbeteiligten Ländern noch die schwerste Kriegsbelastung bevorsteht, nicht genügend berücksichtigt worden. Zu einer Aussprache über die finanzielle Voraussetzung des Wiederaufbaues des deutschen Wirtschaftslebens bot sich, wie mir zuverlässig berichtet wird, in Versailles keine Gelegenheit. Einer der dorthin entsandten Sachverständigen für Finanzfragen, Direktor Schmitz, Ludwigshafen teilte in seinem am 25. Oktober vor. J. in der Hauptversammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie gehaltenen Vortrag über unsere Finanzen mit, daß er 6 Wochen lang mit vielen Sachverständigen ausgeharrt habe, und zwar vom ersten bis letzten Tage, um keine Gelegenheit einer etwaigen Aussprache zu versäumen. Bekanntlich ist es trotz alledem nicht zu mündlichen Verhandlungen gekommen. Es blieb bei dem der Öffentlichkeit s. Zt. übermittelten Notenwechsel. Die Verantwortung für den Friedensvertrag und seine finanziellen Verpflichtungen für Deutschland muß vom Standpunkt unserer Sachverständigen in Zukunft auch denen überlassen bleiben, die uns diesen Frieden diktiert haben.

Wenn man sich nun die heute eingetretene Situation ansieht, so muß man sagen, daß sich zur Zeit der Beratungen der Alliierten von deren Standpunkt aus betrachtet die deutsche Reichsbilanz besser ansah, als sie tatsächlich ist, und daß Deutschland Lasten wie kein anderer Staat zu tragen im Begriff steht. Die Ententeländer haben während des Krieges alles, was sie zur Kriegsführung brauchten, einführen können. Auch die Kosten für diese Zufuhren mußten sie schon während des Krieges tragen. Deutschland und seine Verbündeten dagegen

waren genötigt, selbst zu produzieren. Sie mußten in jeder Beziehung aus eigenen Vorräten zehren. Diese in 5 jährigem Ringen verbrauchten Vorräte müssen jetzt ergänzt werden. Dies ist die erste und wichtigste Voraussetzung für den Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens. Die Durchführung dieser Einfuhr, die eine starke und wachsende Verschuldung an das Ausland zur Folge haben muß, kann ohne die Aufnahme an großen ausländischen Anleihen überhaupt nicht gelingen. Für die ersten zwei Jahre schätzte Direktor Schmitz in seinem erwähnten Referat die Einfuhrbedürfnisse auf 27 Milliarden Goldmark. Das ist ein Teil der materiellen Kriegsverluste, der infolge der Blockade erst nach dem Kriege finanziell in der deutschen Zahlungsbilanz in Erscheinung tritt.

Zwar ist deutscherseits in der Friedenskommission seiner Zeit von den Vertretern des Reichswirtschaftsministeriums alles getan, um in den Noten und Besprechungen mit den Gegnern über die einstweiligen Lieferungen von Rohstoffen nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß für Finanzierung der Lebensmittel und Rohstoffe Sorge getragen werden müsse. Die Alliierten haben sich denn auch veranlaßt gesehen, von den unbestimmten Möglichkeiten, die im Friedensvertrag vorgesehen sind, in ihrer Antwort auf unsere Entgegnung zum Friedensvertrag folgendes zu erwidern.

„Von einem anderen Gesichtspunkt aus jedoch wollen die alliierten und assoziierten Regierungen noch die folgende Erklärung abgeben. Das Wiederaufleben der deutschen Industrie schließt für das deutsche Volk die Möglichkeit ein, Lebensmittellieferungen zu erhalten und für die deutschen Industriellen die ersten notwendigen Rohstoffe zu bekommen, sowie die Möglichkeit, sie von Übersee bis nach Deutschland zu bringen. Das Wiederaufleben der deutschen Industrie liegt auch gleichzeitig im Interesse der alliierten und assoziierten Regierungen. Sie sind sich dieser Tatsache vollbewußt und erklären deshalb, daß sie Deutschland keine Handelserleichterungen vorenthalten wollen, ohne welche dieses Wiederaufleben nicht Platz greifen könnte. Unter dem Vorbehalt gewisser Bedingungen und innerhalb von Grenzen, die sich im voraus nicht bestimmen lassen, so wie unter dem Vorbehalt der Notwendigkeit, die besondere für die alliierten und assoziierten Länder durch Deutschlands Angriff und den Krieg geschaffene ökonomische Lage gerechterweise berücksichtigen zu müssen, sind diese Mächte bereit, Deutschland in dieser Hinsicht Erleichterungen im gemeinsamen Interesse zu gewähren."

Aber von den Mengen Rohstoffen und Lebensmitteln, die auf unsere ersten 20 Milliarden Goldmark beziehbar sind, haben wir bisher noch nichts gemerkt. Die Lieferungen sind aber von größter Bedeutung. Hier ist zunächst die einzige wesentliche Valuta, die wir überhaupt zur Verfügung haben. Aber neben all diesen Sorgen der Kreditbeschaffung für Rohstoffe und Lebensmittel haben wir noch die Frage unserer bestehenden Auslandsverpflichtungen zu lösen, die um so schwerer wiegt, als man sich unsere gesamten ausländischen Zahlungsmittel in gegnerischen Ländern hat zedieren lassen. Außerdem hängen mindestens etwa 10 Milliarden

Mark Noten, die Belgien, Frankreich und Neutrale besitzen, wie ein Damoklesschwert über dem Valutamarkt. Solange diese Beträge nicht in irgend einer Form gebunden sind, ist auch aus diesem Grunde an eine Valutaregulierung überhaupt nicht zu denken. Hier einzugreifen, ist eine der ersten Aufgaben der Regierung nach Inkrafttreten des Friedensvertrages neben der eben erwähnten Lieferung der a Conto der ersten 20 Milliarden Mark zu verrechnenden Rohstoffe und Lebensmittel. Ferner sind zu berücksichtigen die Reichsschatzanweisungen, welche für den Geldverkehr im Osten, Rumänien usw. sowie für die Kredite unserer Verbündeten hinterlegt wurden.

Schließlich muß man in diesem Zusammenhang noch auf die wesentlichen zukünftigen finanziellen Lasten des Friedensvertrages zu sprechen kommen. Da kommen in Frage:

1. § 232: Übernahme der seitens der alliierten und assoziierten Regierungen Belgien bis zum 11. November 1918 geliehenen Beträge einschließlich 5% Zinsen, zahlbar in Goldmark am 1. Mai 1926, geschätzt auf mindestens 3 Milliarden Goldmark.

2. § 232 und 233: allgemeine Schadenfestsetzung ab 1. Mai 1921 gemäß Anlage 1 zu Teil 8 des Friedensvertrages. Zahlungsplan 30 Jahre eventuell länger.

Die Wiedergutmachungsschuld hat Loucheur, der Minister für den industriellen Wiederaufbau, am 11. September mit 300 Milliarden Goldfranks angenommen und darauf 5% Zinsen und 1% Amortisation ab 1. Mai 1921, also 18 Milliarden Goldfranks. In 36 Jahren würden wir uns der mit 300 Milliarden Goldfranks angenommenen Schuld entledigen können. Die 100 Milliarden Goldmark Schuldverschreibungen, die Deutschland abliefern müßte, sollen nur als Sicherheit dienen und um eventuell die deutsche Schuld vorzeitig flüssig zu machen, für die Berechnung der Schäden sind sie nach Loucheur bedeutungslos. Von den 100 Milliarden Goldmark sollen zunächst nur 60 Milliarden Anweisungen auf den Inhaber ausgegeben werden, von denen 20 bis 1. Mai 1921 zinslos sein sollen und 40 für die Jahre 1921/26 mit 2½% und nach 1926 mit 5% verzinst und 1% amortisiert werden sollen.

Die letzten 40 sollen erst ausgegeben werden, wenn der Ausschuß die Überzeugung gewinnt, daß Deutschland die Zinsen und Tilgungsraten aufbringen kann.

Bis der Ausschuß diese Überzeugung gewinnt, haben wir also zu rechnen mit 60 Milliarden, die

1. aus unseren gemäß § 235 zu leistenden Zahlungen (Geld, Waren, Schiffen, Wertpapieren oder anderswie), wie es der Ausschuß festsetzt, zu tilgen sind, soweit diese Zahlungen nicht in Anspruch genommen werden für die Besatzungskosten entsprechend dem Waffenstillstandsvertrag vom 11. November 1918 und

für diejenigen Mengen von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die von den alliierten und assoziierten Hauptmächten für nötig gehalten werden, um Deutsch-

land die Möglichkeit zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zur Wiedergutmachung zu gewähren, und

2. zu tilgen sind aus den Gutschriften auf Conto Reparation für die Leistungen gemäß Friedensvertrag.

Wenn wir nun annehmen, daß die ersten 20 Milliarden nach Loucheur durch den Goldvorrat, Handelsmarine, Überseekabel, Auslandsguthaben, Viehablieferungen usw. gedeckt sind, und weiter, daß wir von den 20 Milliarden die Hälfte gleich 10 Milliarden für Lebensmittel und Rohstoffe erhalten, so verbleiben zunächst 50 Milliarden Anweisungen die ab 1921 bis 26 1,25 Milliarden Goldmark und ab 1926 3 Milliarden Goldmark Zinsen und Tilgung jährlich erfordern. Diese 50 Milliarden Goldmark gleich rund 62 Milliarden Goldfranks würden also die Verschuldung der gesamten Alliierten an Amerika in Höhe von 43 Milliarden Goldfranks übertreffen, und wenn Frankreich einen Anteil von 55% an Reparation a. c. hat, so würde seine 25 Milliarden Goldfranks-Schuld an England und Amerika nach zuverlässiger amtlicher Berechnung mit 33 Milliarden gedeckt sein, d. h. 8 Milliarden Goldfranks für die interne Verrechnung in Frankreich übrig lassen. Schließt man aber auch noch die Verschuldung an England ein, ohne die 20 Milliarden zu rechnen, die England sich ja seiner Zeit von Amerika geliehen hat, so würden unsere ersten 50 Milliarden Goldmark gleich 62 Milliarden Goldfranks genau übereinstimmen mit den gesamten Außenschulden, welche die alliierten Staaten während des Krieges Amerika und England gegenüber eingehen mußten.

Wir aber würden außer den 3 Milliarden Goldmark jährliche Belastung noch aufzubringen haben:

die Verzinsung und Tilgung der von Belgien zu übernehmenden Schuld,

die Verzinsung und Tilgung der ausländischen Kredite, die wir noch für unsere spätere Einfuhr aufzunehmen haben und die man wohl mit im Minimum einer Milliarde Goldmark jährlich aufnehmen muß,

die Verzinsung und Tilgung unserer bereits jetzt bestehenden Auslandsverpflichtungen, die ebenso wie unser im Ausland befindlicher Notenbesitz in langfristige Anleihen umzuwandeln sein würden.

Wir würden mit allen dabei unvorherzusehenden Posten mindestens auf eine jährliche Belastung von 5 Milliarden Goldmark kommen.

Selbst wenn wir auf die Dauer mit doppelten Weltmarktpreisen rechnen, würde diese Summe 25% unserer früheren Ausfuhr bedeuten, die eine beispiellose Betätigung Deutschlands in der Welt zur Grundlage hatte.

Bankier Georg Hermann Loewy, Breslau: Valuta-Elend und Staatsbankerott.

In einer im Dezember 1918 veröffentlichten Arbeit*) habe ich die Gestaltung unserer Geldverhältnisse während des Krieges einer Wunde verglichen, die man, ohne sie zu reinigen, mit einem Verbande, unter dem sich natürlich Eiterbildungen zeigten, umgeben hat, statt sie freizulegen, zu säubern und dadurch der Heilung zuzuführen. Damals, als die deutsche Devise noch 50% ihres Vorkriegs-Kurses wert war, lag noch eine volle Heilung, eine restitutio in integrum im Bereiche der Möglichkeit. Indessen, statt die Wunde freizulegen und zu reinigen, hat man Pflaster auf Pflaster geklebt; natürlich haben die Eiterbildungen der Wunde rapide Fortschritte gemacht, und heute ist keine glatte Heilung mehr möglich, sondern schwerster operativer Eingriff, weitgehendste Amputationen sind unbedingt vonnöten, um vielleicht den Körper noch retten zu können. Statt des großen Königsberger Weisen vielfach bewährtes Wort „Ehrlichkeit ist besser denn alle Politik"**) sich zur Richtschnur zu nehmen, hat man Vertuschung auf Vertuschung gehäuft und damit kläglich Fiasko gemacht. Heute, wo die deutsche Reichsmark auf weniger als den zwanzigsten Teil ihres Vorkriegs-Goldwertes gesunken ist, ist Vogel-Strauß-Politik weniger als je am Platze; heute muß jeder, der realen Tatsachen gegenüber nicht Versteck spielen will, offen zugeben, daß es außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, und daß es auch im allgemeinen Interesse gar nicht erwünscht ist, unsere Währung, nachdem sie einmal so tief gesunken ist, wieder auf ihre Vorkriegs-Parität von 1 Kilogramm Gold gleich 2 784 Mark zu bringen. Vor schärfsten Maßnahmen heute zurück zu schrecken, hieße Selbstbetrug. Um eine Gefahr bekämpfen zu können, muß man ihr klar ins Auge sehen.

Daß die amtlichen Kreise einen Staatsbankerott weit von sich weisen, will wenig bedeuten. Die Macht der Tatsachen hat sich am Ende doch stets stärker als die besten Absichten erwiesen. Am 13. Juli 1789 sprach die französische National-Versammlung mit den Worten***): „Nul pouvoir n'a le droit de prononcer l'infâme mot de banqueroute" das Verbot aus, das gräßliche Wort „Staatsbankerott" zu brauchen, und kurze Zeit darauf war er in denkbar grausigster Art da. Gegenwärtig ist das Wort „Staatsbankerott" in Deutschland soviel wie wenige Worte im Munde weitester Kreise, auch solcher, die sich sonst mit volkswirtschaftlichen Fragen wenig beschäftigen. Die Bedeutung des Wortes ist aber den wenigsten, die es im Munde führen, klar. Die schlimmste und einschneidendste Art des Staats-

---

*) Notgeld und Kriegsanleihekurs. B. B. Z. v. 15. Dez. 1918.

**) Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden, Königsberg 1796, Seite 72.

***) Vgl. Lehr, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (von Conrad u. A.) V, Seite 832 ff., und Meili, der Staatsbankerott und die moderne Rechtswissenschaft. Berlin 1895, Seite 5 und 6.

bankerottes ist die Nichtigkeitserklärung der Staatsschulden; diese brutalste Form des Staatsbankerottes, von der sowohl Anleihen wie Schatzwechsel und auch Papiergeld neben allen anderen Verbindlichkeiten des betreffenden Staates in ihrer Gänze betroffen werden, und die unter dem Fachausdruck „Repudiation" als eine nicht seltene Erscheinung bei süd- und mittelamerikanischen Staaten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt ist, ist aufs schärfste zu verurteilen. Mißwirtschaft und Verantwortungslosigkeit, Verbrechen und Wahnsinn sind ihr Ursprung; Not und Elend, Seuchen und Selbstmorde sind ihre Folge. Auch diejenige partielle Form des Staatsbankerottes, die gegenwärtig in Deutschland in weiten Kreisen befürchtet wird, nämlich die Reduktion von Kapital und Zinsen der Reichsanleihen, und besonders der Kriegsanleihen, ist durchaus abzulehnen; würde sie doch, abgesehen davon, daß sie, wie wir später zeigen werden, völlig überflüssig und zwecklos wäre, eine Benachteiligung einer gewissen Kategorie von Gläubigern gegenüber anderen und somit eine Begünstigung der letzteren darstellen, eine Handlungsweise, die, wenn sie ein Privater begeht, nach deutschem Reichsgesetz *) mit schweren Strafen bedroht ist. Unter Staatsbankerott versteht man aber nicht nur die beiden erwähnten Spezialfälle, sondern — darin sind sich alle Fachleute, Juristen wie Nationalökonomen einig — auch jede verhüllte oder unverhüllte, völlige oder teilweise Nichterfüllung von Schuldverbindlichkeiten eines Staates gegenüber seinen Gläubigern, gleichviel ob sie aus Mangel an Zahlungsfähigkeit oder an Zahlungswillen erfolgt.

Wenn ein Privatmann seine Schulden nicht voll bezahlt, so erfolgt eine gerichtliche Konkurseröffnung, die für den Schuldner mit sehr unangenehmen Konsequenzen verknüpft ist. Was aber geschieht gegenüber den Staaten, die ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen? Leider nichts. „Der souveräne Staat kann auf dem Gebiete des Rechts alles tun, auch jede Art von Rechtsbruch verüben und solche Akte mit formell verbindlicher Kraft ausstatten; aber dessenungeachtet bleiben sie Rechtsbruch. Es ist ein Gaukelspiel, daß der Staat sich bald als Fiskus unter das Recht, bald als Gesetzgeber über das Recht stellen kann." **) In Zeiten vermeintlicher oder tatsächlicher Not haben fast alle Staaten, so lehrt die Erfahrung, sich über ihre Verpflichtung zur strikten Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten hinweggesetzt***). Das Deutsche Reich hat sich zu Beginn des Krieges am 4. August 1914 auf diese schiefe Bahn begeben, indem man durch das Gesetz betr. die Reichskassenscheine und die Banknoten (R. G. Bl. S. 347) und durch das Gesetz betr. Änderung des Münzgesetzes (R. G. Bl. S. 326) die Einlösungspflicht für Bank-

*) § 241 der Konkursordnung vom 10. Februar 1877 in der Fassung vom 17. Mai 1898.

**) Laband, im Archiv für öffentliches Recht. Tübingen 1908, 23. Bd., Seite 200 und 201.

***) Eine umfassende Schilderung der Staatsbankerotte aller Zeiten findet sich bei Manes, Staatsbankerotte. Wirtschaftliche und rechtliche Betrachtungen. Berlin 1918.

noten, Kassenscheine und Scheidemünzen aufhob, und indem man durch das Gesetz betr. die Änderung des Bankgesetzes (R. G. Bl. S. 326) und durch das Darlehnskassengesetz (R. G. Bl. S. 340) die Möglichkeit schuf, die Sicherheit der deutschen Banknoten in furchtbarster Weise zu verschlechtern. Durch die in den beiden letztgenannten Gesetzen enthaltenen Bestimmungen, wonach die Darlehnskassenscheine dem Golde und die Reichsschatzwechsel guten Kommerzwechseln als Banknotenunterlage gleichgesetzt wurden, wurde die Möglichkeit geschaffen, die Noten der deutschen Reichsbank, deren unbedingte Sicherheit bis dahin von niemandem angezweifelt werden konnte, in schlechtestes, uneinlösbares und ungedecktes Papiergeld zu verwandeln. Diese Verwandlung ging in den ersten Kriegsjahren nicht sprunghaft, sondern langsam vonstatten, sodaß bei nicht zu langer Dauer und bei siegreichem Ausgange des Krieges das Deutsche Reich wohl sicher trotz jener durch die genannten Gesetze gegebenen, gefährlichen Möglichkeiten seine Schuldverbindlichkeiten voll erfüllt hätte. Bis um das Ende des Jahres 1916 blieb wenigstens die Drittel-Golddeckung der Banknoten noch erhalten, und der Stand der deutschen Devise war noch zwei Drittel der Friedensparität. Indessen die längere Kriegsdauer, die Verschlechterung der militärischen Situation, der Verlust des Krieges auf der einen Seite, auf der anderen die dauernde Zunahme des Bedarfes an Zahlungsmitteln veranlaßte eine immer weitere Verschlechterung unserer Währung. Die Reichsbank hat längst aufgehört, die Hüterin unserer Währung, was sie sein sollte, zu sein; sie ist eine unerschöpflich fließende Quelle zur Befriedigung des Reichs-Kredites geworden und schafft immer weitere Fluten von Papiergeld. Allein in der letzten Februarwoche 1920 hat sie mehr als doppelt soviel metallisch ungedeckte Noten in den Verkehr gebracht, als am 30. Juni 1914 überhaupt im Umlaufe waren. Die Zinsen der Kriegsanleihen und alle anderen Verbindlichkeiten nominell zu bezahlen, fällt dem Reiche auf diese Weise nicht im geringsten schwer, de facto aber haben alle Schuldverbindlichkeiten eine erhebliche Verminderung des effektiven Wertes entsprechend der Werteinbuße des Geldes erfahren. Wenn heute der Geldwert nur den zwanzigsten Teil seines Vorkriegswertes beträgt, so bedeutet dies nichts anderes, als daß jeder, der eine Vorkriegsschuld jetzt bezahlt, tatsächlich nur den zwanzigsten Teil seiner Schuld zu zahlen braucht, und daß jeder, dessen Vermögen sich seit 1914 nominell verdoppelt hat, heute tatsächlich nur den zehnten Teil seines damaligen Vermögens besitzt, obwohl das geltende Gesetz ihn mit einer erheblichen Steuer wegen seines angeblichen Vermögenszuwachses belegt. Eine völlige Vermögensumschichtung ist auf diese Weise eingetreten, eine Bereicherung der Schuldner auf Kosten der Gläubiger. Es ist unzweifelhaft, daß kein Schuldner und das Reich als größter Schuldner in erster Linie seine Schuldverbindlichkeiten ihrem ursprünglichen Werte nach voll bezahlt; da jede Nichterfüllung von Schuldverbindlichkeiten eines Staates aber, wie wir oben gezeigt haben, als Staatsbankerott zu bezeichnen ist, so ist es unzweifelhaft, daß wir trotz aller Ableugnungen den Staatsbankerott

bereits haben. In kaufmännischen Kreisen gilt nicht als unehrenhaft, wer durch Unglück nicht imstande ist, seine Gläubiger voll zu befriedigen, offen vor sie hintritt und einen Vergleich mit ihnen schließt. Als ehrlos aber gilt, wer seine Zahlungsunfähigkeit nicht eingesteht, Schuld auf Schuld weiter häuft, und bei seinem endlich doch, wenn nicht ein Wunder geschieht, unausbleiblichen, völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch seine Gläubiger völlig leer ausgehen läßt. Das Deutsche Reich muß jetzt die Entscheidung fällen, welchen Weg es gehen will. Wenn nicht bald eine Abkehr von dem bisherigen Wege erfolgt, so ist der völlige Zusammenbruch unvermeidlich. An unserer Währung ist nicht der Tiefstand, so bedauerlich er ist, das schlimmste, sondern die Schwankung und die Unklarheit über die Zukunft sind weit schlimmer; sie sind es, die die wahre Sisyphusarbeit der dauernden Preiserhöhungen verursachen, sie sind es, die dem Arbeiter die Freude an der Arbeit nehmen, da ihm jede höhere Entlohnung der Arbeit durch die immer neue Heraufsetzung der Preise der Lebensbedürfnisse in ein Nichts zerfließt; sie sind es, die den ehrenhaften Kaufmann ruinieren und den Schleichhandel zu einer traurigen Notwendigkeit machen; sie sind es, die jede reelle Kalkulation in Landwirtschaft, Industrie und Handel zur Unmöglichkeit machen, dem deutschen Exporteur die Möglichkeit rauben, eingegangene Lieferungsverpflichtungen zu erfüllen, und dadurch den deutschen Ruf im Auslande in Mißkredit bringen; sie sind es, die uns dicht an den gähnenden Abgrund gebracht haben. Um uns vor dem Abgrunde zu schützen, ist die Herstellung einer stabilen Währung mit fester Relation zum Golde — auf welcher Parität, und sei sie noch so niedrig, ist dabei von sekundärer Bedeutung — ein unbedingtes und dringendes Erfordernis*). In einer sehr lesenswerten Arbeit hat kürzlich ein Mitglied der ständigen Valutakommission **) den Satz aufgestellt: „Eine Nation, die trotz beispielloser Zerrüttung und Verwüstung ihrer ökonomischen Hilfsmittel noch soviel Arbeitskraft erreicht, wie gegenwärtig die deutsche, . . . eine solche Nation darf nicht untergehen." Jedoch erst die Schaffung einer neuen Goldwährung mit dem offenen Eingeständnis des erheblichen Minderwertes gegenüber der alten Goldwährung, wobei aus praktischen Gründen eine Notenabstempelung zu vermeiden ist, kann uns die Möglichkeit einer Rettung vor dem Untergange geben. Dauert die jetzige Wirtschaft mit ihrer steten Erhöhung aller Waren- und Arbeitspreise, mit ihrer dauernden Vermehrung des Papiergeldes an, so ist es unvermeidlich, daß der Wert des Papiergeldes immer weiter sinkt, bis endlich der Nullpunkt erreicht wird. Dann kommt mit tötlicher Sicherheit ein Zusammenbruch so grausiger Art, daß der Kopf sich sträubt, ihn auszudenken, und die Feder sich sträubt, ihn zu schildern. Zur Umkehr ist jetzt die höchste Zeit, die letzte Minute vor 12 Uhr. Videant consules!

---

*) Vorbedingung für die Schaffung einer neuen deutschen Goldwährung ist natürlich die Aufhebung des Artikels 248 Abs. 2 des Friedensvertrages.

**) Sigmund Fränkel, Der letzte Ausweg aus der Katastrophe. Bayer. Staatsztg. vom 8. Febr. 1920.

Dr. Hans Jordan:
Aufzeichnung über eine genossenschaftliche Zusammenfassung der Erwerbsstände behufs Erlangung von Auslandskredit und späterer Ordnung der inneren Kreditwirtschaft.

I.

Gegenwärtige Lage bezüglich der Kreditbeschaffung.

Die Beschaffung von Betriebskapital aus dem Inland wie aus dem Ausland ist zur Zeit außerordentlich schwierig. Der Kapitalbedarf bei den Erwerbsständen ist gegenwärtig sehr dringend. Einmal können schon die wichtigsten inländischen Rohstoffe, vor allem Kohle und Eisen, infolge ihrer enormen Preissteigerungen, nicht mehr mit eigenem Kapital beschafft werden. Handelt es sich um ausländische Rohstoffe, so ist die Beschaffung infolge des zur Preissteigerung noch hinzutretenden Valutasturzes fast unmöglich. Ferner sind viele Betriebe mit Auslandsschulden belastet, die infolge des Kurssturzes eine enorme Höhe erreicht haben und täglich noch höher werden. Drittens fordern Neuanlagen und vor allem Ersatzarbeiten, die immer dringender werden, außerordentlich hohe Beträge, die nicht aus eigenen Kapitalien gedeckt werden können. Es bildet sich zwar im Innern Deutschlands noch privates Kapital, da die Preissteigerung immer noch rascher geht als die Selbstkostensteigerung. Dieses Kapital verkriecht sich jedoch aus Furcht, weggesteuert, sozialisiert, oder weggenommen zu werden, oder aus Furcht, bei den jetzigen hohen Preisen später keine genügende Verzinsung zu finden, in gehamsterten Noten und Waren, oder es flüchtet ins Ausland.

Ebenso schwierig liegen die Verhältnisse bezüglich der Kapitalbeschaffung aus dem Auslande. An sich ist für unsere Zahlungsbilanz jede Kapitalbeschaffung aus dem Auslande, sei es nun in Form von Kredit oder von Beteiligungen, verderblich, doch müssen wir uns wohl oder übel dazu verstehen. Wir müssen uns damit begnügen, die Kapitalbeschaffung möglichst langfristig zu gestalten, in geordnete Bahnen zu lenken und den Einfluß des fremden Kapitals politisch und wirtschaftlich zu kontrollieren. Alle diese Aufgaben sind, wie die Verhältnisse jetzt liegen, außerordentlich schwer durchzuführen. Da, wo uns Auslandskapital unerwünscht ist, bekommen wir es. Das Ausland nützt die hohe Kaufkraft der eigenen Währung aus, um zu Spottpreisen von uns zu kaufen. Das Inland staunt über die ungeahnt hohen Preise und verkauft. Da aber, wo trotz aller Rücksicht auf unsere Zahlungsbilanz eine Kapitalbeschaffung aus dem Auslande, zum Bezug von Rohstoffen, oder zur Fundierung alter Kredite notwendig erscheint, ist die Beschaffung nicht möglich, denn unsere finanziellen Beziehungen zum Auslande befinden sich in völliger Deroute. Der papierne Reichtum steigt bei uns unge-

messen. Er fließt durch das Loch im Westen und durch riesige Verkäufe von entwerteten Mark, zum Zwecke der Bezahlung legitimer oder illegitimer Einfuhren, sowie zum Zwecke der Kapitalflucht ins Ausland. Diese Beträge, deren Bindung solange vergeblich ist, als der Abfluß nicht verstopft wird, verhindern alle Versuche zur Stabilisierung des Markkurses. Dies und die noch unbekannten Forderungen, die die Entente an uns stellen wird, machen es dem Auslande unmöglich, sich ein Bild von unserer Kreditwürdigkeit zu machen. An sich hat das Ausland schon Vertrauen dazu, daß wir wieder hoch kommen. Das zeigt sich schon daran, daß unzählige Ausländer, bis zu den geschäftsunkundigen Beamten, Angestellten und Dienstboten, die ins Ausland strömende deutsche Mark in der Hoffnung auf Besserung ihres Kurses kaufen. Das Ausland hat auch, ganz abgesehen von der Frage der Wiedergutmachungsschulden an die Entente, ein großes Interesse daran, daß Deutschland wieder hoch kommt. Schon die großen Posten von Mark, die sich im Auslande befinden, begründen dieses Interesse. Dazu kommt, daß auch die Währung aller früheren kriegsteilnehmenden Mächte im Auslande sinkt und alle Anstrengungen, die Entwertung aufzuhalten, vergeblich sind, weil der vermeintliche Sieger, ebenso wie der Besiegte, in seinem wirtschaftlichen Bestande erheblich geschwächt ist und auch mehr und mehr an Vertrauen einbüßt. Der Boden für die Einsicht, daß die europäischen Staaten, die neutralen wie die bisher feindlichen, solidarisch am Niedergang und an der Aufrichtung des Wirtschaftslebens interessiert sind, ist vorbereitet. Diese Einsicht ist denn auch in den Beschlüssen der internationalen Valuta-Konferenz in Amsterdam zum Ausdruck gelangt. Was Amerika betrifft, so ist es als der Gläubiger Englands und Frankreichs stark interessiert daran, daß diese Länder nicht durch unseren Zusammenbruch zu Schaden kommen. Wir bieten für Amerika, das nicht nur Geschäfte mit raschem Gewinn zu machen pflegt, sondern auch durchaus Verständnis für weitsichtige Anlagen hat, zweifellos mit unserer im Grunde arbeitsamen Bevölkerung, unseren wertvollen hochentwickelten Erzeugungsanlagen, der Persönlichkeit unserer Unternehmer und unserer technischen Intelligenz ein geeignetes Anlageobjekt. Daß zur Zeit ausländischer, vor allem amerikanischer Kredit nicht zu erhalten ist, liegt an folgenden Gründen:

1. daß das Ausland, vor allem Amerika, selber sein Geld braucht,
2. daß unsere Zahlungsbilanz unübersichtlich ist und
3. daß die deutschen Einzelunternehmungen angesichts aller dieser Umstände keine genügend verlockende Sicherheit bieten.

II.

Wege zur Kreditbeschaffung.

a) Kredite aus dem Inland.

Was die Kreditbeschaffung aus dem in Deutschland vorhandenen oder neugebildeten Kapital anlangt, so ist es außerordentlich schwer, dieses Kapital wiederum

zur Anlage in Betrieben heranzuziehen. Auf behördlichem Wege kann dies nicht geschehen. Auch eine etwaige gemeinwirtschaftliche Kapitalbildung, wie sie durch den Ausgleichsfonds der Stickstoff-Industrie betrieben und jetzt durch das Programm der Bergmannsheimstätten und durch die Außenhandelsabgaben versucht wird, kann keine genügende Abhilfe schaffen. Auch die Banken allein können uns nicht helfen, da sie vorerst vollauf mit ihren eigenen Engagements zu tun haben. Es bleibt nur ein Zusammenschluß der Erwerbstätigen zur gegenseitigen Kreditgewährung übrig, wobei selbstverständlich den Banken die gesamte banktechnische Seite der Geschäfte auch weiterhin überlassen bleiben muß. Ebenso ist naturgemäß auch die weitere Mitwirkung der Reichsbank erforderlich. Über die Funktionen einer allgemeinen Kreditgenossenschaft für den Inlandskredit soll noch an anderer Stelle demnächst ausführlicher gesprochen werden.

b) Kredite aus dem Auslande.

Was die Auslandskredite anlangt, so kommt es darauf an, dem Auslande solche Sicherheiten zu gewähren, daß die der Kredithergabe entgegenstehenden oben geschilderten Bedenken zurücktreten. Der Staat kann hier nicht eingreifen, da eine staatliche Organisation niemals die genügende Elastizität besitzen würde und jede staatliche Organisation überdies der Gefahr ausgesetzt ist, von der Entente für die Zwecke der Wiedergutmachung in Anspruch genommen zu werden. Auch würden die Erwerbsstände einer Beteiligung des Staates von vorn herein deshalb großes Mißtrauen entgegenbringen, weil sie dahinter den Wunsch nach neuen steuerlichen oder Sozialisierungsmaßnahmen irgend welcher Art suchen würden. Dagegen werden auch fernerhin die Banken die Vermittler bei der Kreditbeschaffung und die Abwickler sämtlicher banktechnischen Operationen bleiben müssen, ebenso wie auch hier die Mitwirkung der Reichsbank weiterhin erforderlich ist. Nur können sie, angesichts ihrer eigenen großen Verpflichtungen und angesichts der jetzt vom Auslande zu fordernden Sicherheiten nicht mehr allein selbst die Kredite im Auslande aufnehmen und dann den Erwerbsständen weitergeben. Es müssen vielmehr unter diesen Verhältnissen die deutschen Erwerbsstände die erforderlichen Sicherheiten stellen. Das kann nur durch Zusammenschluß geschehen, und zwar genügt nicht der Zusammenschluß der einzelnen Branchen in sich. Diese bieten in ihren Anlagen und ihren Unternehmungen noch keine genügenden Garantien. Es müssen vielmehr alle Erwerbsstände zu einer allgemeinen Kreditgenossenschaft zusammengeschlossen werden, in der jeder üblicherweise mit Leihgeld arbeitende Erwerbstätige verpflichtet wird, sich direkt oder indirekt gesamtschuldnerisch für die Verbindlichkeiten der Genossenschaft zu verpflichten, wofür er Anspruch auf Teilnahme an den von der Genossenschaft vermittelten Kredit hat.

III.

Die Art des Zusammenschlusses der Erwerbsstände.

Die Art des Zusammenschlusses der Erwerbsstände bietet naturgemäß sehr große Schwierigkeiten, wie überhaupt betont werden muß, daß das ganze Problem von so großer Tragweite und so kompliziert ist, daß es sehr sorgfältiger und überlegter Durchprüfung nach allen Richtungen hin bedarf. Nur der Gedanke an sich ist zwingend. Er wird sich deshalb durchsetzen. Auf die Form der Durchführung im Einzelnen kommt es nicht an. Es sind die verschiedensten Formen denkbar, doch die Hauptschwierigkeiten werden bei allen Formen die gleichen sein.

Die bisherigen Besprechungen haben Folgendes ergeben:

1. Der Zusammenschluß der deutschen Erwerbsstände wird freiwillig zu erfolgen haben. Nur wenn es sich um eine freiwillige und unabhängige Organisation handelt, wird das Ausland den nötigen Kredit gewähren. Andererseits werden die Erwerbsstände sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß die Notlage im Interesse der Selbsterhaltung die Erwerbsstände zwingt, sich zur Selbsthilfe zusammenzuschließen. Die offensichtlichen Vorteile der Organisation werden dem Zusammenschluß förderlich sein. Nur für etwaige unbelehrbare Außenseiter käme in Frage, der Organisation in Form eines Ermächtigungsgesetzes Zwangsrechte zu verleihen.

2. Die Beteiligten müssen den guten Zweck des Unternehmens an sich selbst merken. Es muß daher vermieden werden, daß die Kredite nur einigen Erwerbsständen zu Gute kommen. Der Handel muß gleichfalls herangezogen werden und infolgedessen auch genügend Anreize finden. Die Landwirtschaft muß mit Düngemitteln und Futtermitteln versorgt werden. Notfalls muß eine Bevorzugung etwa nach ähnlichen Gesichtspunkten wie bei der Kohlenbelieferung durchgeführt werden, wonach diejenigen Betriebe zuerst Kredit erhalten, von deren Versorgung die Versorgung der meisten übrigen abhängt.

3. Um den Zweck zu erfüllen, das Vertrauen des Auslandes wieder herzustellen und Auslandskredit zu gewinnen, muß der private Charakter der Organisation auf das strengste gewahrt werden. Die Organisation kann und darf daher weder mit steuerlichen noch mit gemeinwirtschaftlichen Aufgaben vermengt werden. Vor allem würde das ganze Projekt in den Erwerbsständen dann von vorn herein tot sein, wenn mit ihm irgend welche Pläne einer Kapitalbeteiligung des Staates an deutschen Gewerbebetrieben verbunden würden.

4. Auch mit Rücksicht auf etwaige Zugriffe der Entente muß selbst der Anschein eines staatlichen Gebildes vermieden werden. Soweit ein Zusammenarbeiten mit staatlichen Stellen nicht vermeidbar ist, so bei der Devisenbeschaffung aus der Ausfuhr zur Abdeckung der Kredite und bei der Kontrolle der Einfuhr der bezogenen Waren, müssen freie Vereinbarungen zwischen der Reichsbank und dem Reichskommissar für Aus- und Einfuhr einerseits und der Genossen-

schaft andererseits getroffen werden. Hierbei kommt es zu statten, daß Außenhandelsstellen des Reichskommissars bereits Selbstverwaltungskörper der Industrie sind.

5. Die Frage der Kreditbeschaffung für Lebensmittel scheidet an sich aus den Aufgaben des Unternehmens aus, da die Lebensmittel der Gesamtheit der Konsumenten dienen und das Ausland den Erwerbsständen Kredit für unproduktive Zwecke nicht gewähren wird. Nur soweit es sich um Verwendung der Mittel der Organisation zu produktiven Zwecken, nämlich der Lebensmittelbeschaffung zu Gunsten der Arbeitnehmer und Angestellten handelt, wird die Organisation sich beteiligen können. Über die Frage, inwieweit die Devisen aus Kohle und Kali für allgemeine Zwecke der Lebensmittelbeschaffung verwandt werden können, würde eine Auseinandersetzung notwendig sein.

6. Auch für die Abdeckung von Verpflichtungen der Reichsbank müssen Teile der Auslandsdevisen zur Verfügung gestellt werden.

Was den Aufbau der Gesamtgenossenschaft anlangt, so müssen zunächst die führenden Gruppen aus Industrie, Landwirtschaft, Bankgewerbe und Handel mit dem Zusammenschluß vorangehen und durch ihre Initiative den das Vertrauen auf die Organisation erweckenden Eindruck im Auslande hervorrufen, als auch vorbildlich für die Vervollständigung des Zusammenschlusses wirken. Der Zusammenschluß müßte unter möglichster Benutzung bereits bestehender oder in Bildung begriffener Verbände, Selbstverwaltungskörper usw. fachlich in Gruppen erfolgen. Die Verpflichtungen der Organisation sind gestützt durch diejenigen der Gruppen, welche ihrerseits hierfür bei ihren Verbänden und diese bei den Einzelfirmen Deckung in rechtsverbindlicher Form suchen. Die Gruppen müssen mit Rechtsverbindlichkeit ausgestattet werden, damit sie ihrerseits rechtlich verpflichtet werden können, und die Totalität der Erwerbsstände übernähme die Garantie für die pünktliche Erfüllung der zur Reorganisation und zur Pflege des Auslandskredits entstehenden Verpflichtungen. Abweichend von Vorschlägen, welche Deckung für ausländische Wertzeichen von einzelnen Klassen, den Hypothekengläubigern, Obligationären, Grundbesitzern (Vorschlag Stave) usw. in Anspruch nehmen, also einseitige Belastung herbeiführen, sollen nach diesem Vorschlage alle Gewerbe die Last tragen.

Die Gruppen würden wiederum zu einer „Allgemeinen Creditgenossenschaft" mit Rechtspersönlichkeit zusammenzuschließen sein. Diese hätte den ausländischen Gläubigern ihrerseits auf Basis der Garantie der deutschen Erwerbsstände sowohl kurzfristige wie langfristige Handelspapiere zu übergeben. Ferner sollte die „Allgemeine Creditgenossenschaft" (A. C. G.) auch die Gewährung von Krediten in Form von Beteiligungen des Auslandes in Aktien oder sonstigen Anteilen an deutschen Unternehmungen regeln. Diese Form ist, da sie in kritischen Zeiten nicht zu Exekutionen führen kann und der Anteilinhaber in höherem Grade als der Gläubiger an dem Gedeihen des Unternehmens interessiert ist, in vielen Fällen

vorzuziehen. Die politische und wirtschaftliche Kontrolle dieses — auf alle Fälle nach Deutschland einströmenden — fremden Aktienkapitals wird eine besonders wichtige Aufgabe des Unternehmens sein.

Die von der A. C. G. ausgegebenen Handelspapiere dienen zur Begleichung von ausgeführten und zur Bezahlung von eingeführten Waren und gelten nur für den Verkehr mit dem Auslande. Es ist verboten, Vereinbarungen mit ausländischen Kontrahenten zu treffen, wonach dieses Zahlungsmittel der A. C. G. ausgeschlossen wird. Die kurzfristigen Handelspapiere der A. C. G., welche in den Besitz von Inländern gelangen, sind der Genossenschaft auszuliefern. Die kurzfristigen Zahlungsmittel der A. C. G. sind mit einer Verzinsung von 2% ausgestattet, welche auf einem Anhang derart reguliert wird, daß die Zinsen im Verlauf des Jahres dem Nennwert zuwachsen und am Jahresschluß in der Währung eines bestimmten ausländischen Staates mit Goldwährung zahlbar sind. Die Papiere haben nur höchstens ein Jahr Umlaufszeit. Die Genossenschaft ist verpflichtet, die für den Zinsendienst der in Umlauf befindlichen Zahlungsmittel erforderlichen Beträge in Devisen oder in Auslandsguthaben alljährlich in erster Reihe sicherzustellen, abgesehen von den zu diesem Zweck zur mehreren Sicherheit angesammelten Reserven.

IV.

Das Geschäftsverfahren der Allgemeinen Credit-Genossenschaft.

Die einzelnen Gewerbetreibenden hätten ihren Bedarf an Rohstoffen bei ihrer Gewerbegruppe anzumelden. Nachdem deren Leitung unter Berücksichtigung der Leistungsmöglichkeit und der Kreditfähigkeit der einzelnen Produktionsstellen die Höhe des Bedarfs nachgeprüft hat, gäbe sie ihn an die A. C. G. weiter. Der Einkauf der Rohstoffe würde durch an die einzelnen Gewerbe angegliederte Händlerorganisationen oder durch deren einzelne Mitglieder besorgt. Für den Betrag des Einkaufs geben die Mitglieder der Gewerbe ihren Leitungen Wechsel mit einer Laufzeit, die höchstens der Zeit zwischen Einkauf und Verarbeitung entspricht. Für die rechtzeitige Einlösung der Wechsel sorgen die ausstellenden Gruppen, welche ihrerseits wieder bei den Kreditnehmern Deckung zu suchen haben. Der Gegenwert aller Verkäufe nach dem Auslande und alle Auslandsforderungen sind bei der A. C. G. anzumelden und die Valuta aus der Ausfuhr sind in Gemäßheit der mit der Reichsbank und dem Reichskommissar für Aus- und Einfuhr bezw. den Außenhandelsstellen zu treffenden Vereinbarungen an die A. C. G. abzuführen. (Ein Teil der Auslandsdevisen muß dem Staat verbleiben.)

Ankäufe von Rohstoffen durch die A. C. G. werden von dieser mit den Valuten aus der Ausfuhr oder den kurzfristigen Akzepten, oder sonstigen kurzfristigen

Handelspapieren der A. C. G. (die also nicht nur zur Garantie, sondern auch direkt zur Bezahlung dienen) beglichen. Kauft eine Gruppe Rohstoffe, so gibt sie dafür Wechsel an die A. C. G. und erhält dafür nach Maßgabe der vorhandenen Bestände Valuten aus der Ausfuhr oder kurzfristige Akzepte der A. C. G. Die Gruppe verteilt die Rohstoffe an ihre Mitglieder und erhält dafür Zahlungen in Valuten, Wechseln usw., welche zur Abdeckung der Wechsel der A. C. G. geeignet sind.

Alle Auslandskredite sind an die A. C. G. zu verweisen, wo sie geprüft und weitergeleitet werden. Soweit Auslandskredite mit Ein- und Ausfuhr von Rohstoffen und Waren verbunden sind, soll durch Änderung der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen bei Verpfändung von Rohstoffen das Pfandrecht bis auf die fertigen Waren ohne Unterbrechung ausgedehnt werden können. Die Reichs- und Landesbehörden verpflichten sich, jede Regelung von Valutakrediten zu unterlassen und solche an die A. C. G. zu leiten.

Neben den oben erwähnten kurzfristigen Wechseln würde die A. C. G. auch langfristige auf den Inhaber lautende Papiere auszugeben haben. Denn nur zu einem Teile kann die Einfuhr mit alsbaldiger Ausfuhr wieder bezahlt werden. Große Einfuhren, wie vor allem diejenigen zugunsten der Landwirtschaft, bleiben im Lande. Für diese ist der Gegenwert nicht anders als durch Kredit zu schaffen. Es ist zu erwarten, daß auf Grund der Solidarhaftung aller Gewerbe ein solcher Kredit der Spitzenorganisationsleitung eher zugänglich sein wird, als dies bisher gegenüber Einzelhaftung oder auch Gruppenhaftung gelungen ist.

Die A. C. G. müßte festverzinsliche langfristige auf den Inhaber lautende Obligationen auf Grund der Garantien der gesamten Gewerbetreibenden mit ihren Anlagen und Leistungen ausgeben können. Derartige Schuldtitres mit 6 bis 8 % Zinsen würden von amerikanischen Banken wohl übernommen werden, weil sie sich durch Begebung an das Publikum wieder erholen können. Eine solche langfristige Anleihe in Dollars und mit Bankgarantie ausgestattet, wäre geeignet, das fehlende Betriebskapital für den Geschäftsverkehr mit dem Auslande zu ersetzen, die Passivität der Zahlungsbilanz zum mindesten zu mildern und zusammen mit den kurzfristigen Wechseln und den Valuten aus der Ausfuhr einen geordneten privatwirtschaftlichen Auslandsverkehr sicherzustellen.

Neben der Beschaffung von Rohstoffen hätte die A. C. G. auch die Abdeckung der bereits bestehenden Auslandsverbindlichkeiten in den Kreis ihrer Aufgaben zu ziehen.

Zur Deckung der Kosten für den Wechseldienst sowie für die Verwaltung, zur Bildung von Reserven und zur Verzinsung des Aktienkapitals berechnet die A. C. G. 5 % auf den Wert der Ausfuhr und von allen Berechnungen in Valuten oder Wechseln 1 % Provision. Diese Sätze erfahren eine Revision, soweit dies die Erfüllung des Zweckes erheischt.

V.

Organisation der Allgemeinen Credit-Genossenschaft.

Die Leitung der Genossenschaft wäre so zu gestalten, daß darin alle Erwerbsstände, und zwar Arbeitgeber und Arbeitnehmer, paritätisch vertreten sind, sowie daß insbesondere auch der landsmannschaftliche Aufbau des Reichs durch ausgiebige Berücksichtigung der regionalen Interessen gewahrt bleibt.

Die Leitung der Genossenschaft könnte obliegen:

Einem Kuratorium von etwa neun Personen, mit einem Präsidenten und zwei Vizepräsidenten. Das Kuratorium gäbe die Geschäftsanweisungen und die Geschäftsordnung, überwachte die Ausführung und stellt die Direktoren an. Ferner dem Direktorium, bestehend aus mindestens vier Personen, an deren Spitze als Primus inter pares ein Generaldirektor steht. Weiterhin dem Hauptausschuß, bestehend aus höchstens 30 Personen, aus Vertretern der Garantengruppen, wobei außer den durch die Erwerbsstände gebildeten Gruppen noch eine Gruppe der Arbeitnehmer zu bilden und zu berücksichtigen ist. Dem Hauptausschuß wären in ausreichender Anzahl Vertreter der Interessen der einzelnen Länder bezw. Provinzen beizugeben. Der Hauptausschuß hat die Mitglieder des Kuratoriums zu wählen, welche von der Reichsregierung zu bestätigen sind.

Schließlich der Generalversammlung aller Gruppenvertreter.

Schloß Mallinckrodt bei Wetter a. d. Ruhr, im Februar 1920.

Carl Redtmann, Berlin: Der Wiederaufbau unseres Außenhandels.

Je mehr wir uns von den Kampftagen des Weltkrieges entfernen, desto mehr besänftigen sich die allgemeinen Gegensätze und nach einem Abflauen der Produktionstätigkeit und wiederholten Streiks beginnt sich endlich die Erkenntnis Bahn zu brechen, daß wir diese Wege nicht mehr weiter gehen dürfen, sonst enden wir im Bankerott, wie uns die Verhältnisse in der Levante vor Augen geführt haben.

Wir dürfen uns aber damit trösten, daß außer Amerika und Japan wohl kein Volk der Erde von den Ereignissen nicht in Mitleidenschaft gezogen ist und die gleiche Uebergangswirtschaft durchmachen muß, die für alle von gleicher Schwere ist.

Selbst den fernsten überseeischen Ländern bedeutet der Krieg ein Aufstauen ihrer Produkte, eine Lahmlegung der mehr oder minder regen Verkehrsmöglichkeiten, was wiederum häufig eine schwierige Wirtschaftslage, ein Sinken des Geldstandes und damit der Wohlfahrt des betreffenden Landes zur Folge hatte.

Wird es nun möglich sein, aus diesem Dilemma herauszukommen? Besteht vor allem für uns die Möglichkeit, in absehbarer Zeit unsern Außenhandel wieder aufzubauen und zu früherer Blüte zu bringen, wie wir sie vor dem Jahre 1914 gekannt haben? Diese Frage ist nicht unschwer zu beantworten. Wenn auch die heutigen Schwierigkeiten durch die Zwangsherrschaft und die erneute Blockade noch immer sehr groß sind, ganz abgesehen von unseren schlechten Finanzverhältnissen und dem geringen Stand unserer Valuta, so kann es doch nicht zweifelhaft sein, daß ein Volk, dessen Waren vor dem Kriege in allen Ländern der Erde zu den begehrtesten zählten, weil wir stets Qualitätsarbeit lieferten und den Kunden nicht übervorteilten in Preisfragen, sich wohl wieder aufzuraffen verstehen wird, um seine alten Gebiete in möglichst kurzer Zeit zurückzuerobern und seinem Welthandel wieder die frühere Größe und Beliebtheit zu verschaffen.

Wir haben nun allerdings seit der Revolution große Fehler begangen. Die Einführung des Achtstundentages ist an sich für verschiedene Arbeiterklassen gewiß nicht zu verkennen, aber die Entwickelung dieses Problems hat gezeigt, daß man in der Produktion hierdurch immer mehr zurückgekommen ist, vielfach sogar soweit, daß sich die Betriebe entschlossen, zu schließen, weil sie keinen Nutzen mehr hatten. Auch die Erwerbslosenunterstützung hat das Uebrige getan.

Wie dürfen vor allen Dingen nicht vergessen, daß wir heute nicht nur tüchtige und fleißige Arbeiter notwendig haben, sondern in allen Klassen mehr denn bisher zu arbeiten haben werden, um zu einer Gesundung zu kommen. Der Wiederaufbau unseres Außenhandels erfordert eine starke Hand und nicht Schlappheit bei den wirkenden Kräften, sondern in solchem Umfange nützliche Arbeit, wie sie von uns größtmöglichst geleistet werden kann. Nur durch rastlose, kräftige Arbeit, auch des Einzelnen, führt uns in absehbarer Zeit der Weg in geebnete Bahnen, die wir ja alle möglichst bald betreten möchten.

Was uns weiter nottut, ist Sparsamkeit. Unser Volk hat sich nur allzusehr in den Vergnügungstaumel gestürzt, die Spielleidenschaft und Tanzwut haben Formen angenommen, die den gewollten Erfolg in dieser schweren Zeit nur aufhalten, und wenn ihre weitere Duldung geschieht, könnte dieser Zustand den baldigen Verfall herbeiführen.

Wir haben die größte Ursache, arbeitsam und sparsam zu sein, um für den Außenhandel zu produzieren, denn wenn wir nicht exportieren, können wir auch nicht importieren. Hieraus ergibt sich für uns die Folgerung, daß immer neue Arbeitslust zu größerer Produktion führen muß, um 70 Millionen Menschen ernähren zu können, sonst bleibt uns nur die eine Möglichkeit, diese exportieren zu müssen, wie sich dies in den achtziger Jahren gezeigt hat. Es müssen bei ungünstiger Produktion mindestens 60 Prozent unseres Volkes auswandern und der übrigbleibende Teil wäre gezwungen, die Lebensweise unserer Vorfahren anzunehmen, sofern das industrielle Leben nicht mehr pulsiert.

Wer sehen will, erkennt, wie schnell sich die unheilvollen Symptome während der Revolution vermehrt haben, die einen Wiederaufbau des Wirtschaftslebens bedrohen. Ueberall gestalten sich die Finanzverhältnisse weiter ungünstig, nirgends ergeben sich aus den heutigen Verhältnissen günstige Perspektiven. Unsere ungünstige Valuta hat für den außerdeutschen Markt den Vorteil, daß wir viel billiger als die dortige Konkurrenz zu liefern in der Lage sind und unsere Artikel schnell absetzen könnten, wenn nicht bei uns großer Warenhunger vorhanden wäre. Unsere Läger sind geräumt, Rohstoffe sind nur schwer zu haben, der Kohlenmangel und die Transportschwierigkeiten zu Lande und zu Wasser stehen einer forzierten Fabrikation hemmend im Wege.

Es haben sich nun allerdings in mancherlei Beziehung schon verschiedene Fortschritte gezeigt, um eine Besserung der Lage herbeizuführen, aber diese genügen allenthalben noch nicht, weil sich aus den veränderten schwierigen Verhältnissen immer neue Komplikationen ergeben, die sich erst im Laufe der Zeit werden beseitigen lassen.

Der Import ist ebenso notwendig, wie der Export. Nur wo ein reger Austausch von Waren stattfindet, wie er schon vor dem Kriege bestand, können sich die finanziellen Verhältnisse und mit ihnen die gesamte Lage eines Volkes bessern, ganz besonders trifft dies bei uns zu, wo wir darauf angewiesen sind, Lebensmittel und Rohstoffe aus dem Ausland zu ergänzen. Sind wir in der Lage, hierfür Fertigwaren auszuführen, so kann hierin ein großer Vorteil für die Entwicklung der Verhältnisse erblickt werden, der sich noch erhöht, wenn es gelingt, schon für das Uebergangsstadium durchaus gesunde Zollverhältnisse zu schaffen.

Es bestehen tatsächlich eine ganze Reihe von schwerzulösenden Aufgaben, aber die Aussichten sind für den deutschen Handel und die deutsche Industrie so günstig, daß der Versuch zur Besserung unserer Lage möglichst schnell und gründlich gemacht werden muß. An Arbeit mangelt es gewiß nicht. Unsere Betriebe mit ihren heruntergewirtschafteten Einrichtungen, Maschinen und Werkzeugen, in gleicher Weise unsere Verkehrseinrichtungen und nicht zuletzt unsere Landwirtschaft bieten uns hinreichende Gelegenheit, einen großen Arbeiterstamm auf Jahre hinaus andauernd zu beschäftigen; wenn wir außerdem hierbei unsern Export berücksichtigen wollen, so muß sich hieraus eine vielfach gesteigerte Leistungsfähigkeit ergeben. In dieser Hinsicht ist es erfreulich, daß bei unsern Arbeitern mehr und mehr die Erkenntnis nach Selbsterhaltung Platz greift, und wenn sich die Arbeitsverhältnisse und die notwendigen Lebensbedürfnisse erst gründlich verbessert haben werden, besonders letztere billiger anzutreffen sein werden, dann wird auch das Vertrauen zu den unheilvollen Führern in der Arbeiterschaft von selbst abflauen, wie ihre ganzen Bestrebungen verändern. So lange aber noch die Zwangswirtschaft ihre lähmende Wirkung ausübt, vermag sich der Außenhandel nicht mit der notwendigen Schnelligkeit zu entwickeln, je später die Rückkehr zur freien Wirtschaft, desto massenhafter und nachhaltiger die Verelendung.

Das Hindernis ist unzweifelhaft in der einstweiligen viel zu geringen Leistungsfähigkeit zu suchen, denn wenn unsere industrielle Ergiebigkeit größer sein würde, wäre der Uebergang zur freien Wirtschaft ohne weiteres möglich und müßte ganz von selbst kommen. Gewiß wird der Uebergang eines schönen Tages schmerzlich sein, aber je länger dieser Schritt hinausgeschoben wird, werden die Schmerzen kleiner oder größer.

Vor allem erwarten wir aber von der Regierung eine gesunde Wirtschaftspolitik, die für ein möglichst schnelles Abbauen der Zwangswirtschaft eintritt und hierdurch dem Außenhandel die Wege ebnet. Mit rücksichtsloser Strenge muß gegen die Schieber und den Schleichhandel vorgegangen werden, damit nicht etwa weiterhin ganze Waggonladungen von unseren knappen Lebensmittelvorräten ins Ausland befördert werden können. Die Ein- und Ausfuhr muß grundsätzlich durch eine gesunde Zollpolitik geregelt werden und nicht zuletzt müssen sich auch Mittel und Wege finden lassen, unsere Handelsschiffahrt wieder aufzubauen, damit unsere Produkte nicht etwa durch teure Frachten auf fremden Schiffen unnötigerweise verteuert werden.

Unserer finanziellen Lage wäre sicherlich nicht damit gedient gewesen, wenn wir zur Aufnahme von Anleihen in fremden Staaten geschritten wären; hierdurch gelangt man nur immer tiefer in Schuld und begibt sich zuletzt wohl gar seiner sämtlichen Rechte. Wenn ein Staat aus sich selbst gesundet, soweit hierzu noch die geringste Möglichkeit besteht, so ist dies immer noch der sicherste Weg, einem Bankerott zu entgehen, und kann der neuen Spar- und Prämienanleihe nur mit Interesse begegnet werden. Es bestehen wohl keine Zweifel, daß hierdurch die bestmöglichsten Entwickelungsstufen sich ergeben werden, zumal obendrein schon die günstigen Zeichnungsbedingungen die Aussichten der Emission als günstig erscheinen lassen.

Die Forderung nach Sozialisierung hat sich in letzter Zeit ziemlich abgeschwächt und man hat inzwischen erfahren müssen, daß die sozialisierten Betriebe nicht nur keinen Gewinn abwerfen, sondern derart große Zuschüsse erfordern, daß ihre Weiterführung zur Unmöglichkeit wurde. In gleichem Sinne wird man sich davon zurückhalten müssen, den Arbeitern gute Worte zu geben, damit sie wieder arbeitsfreudiger werden. Es wird hierdurch bei den Arbeitern der Anschein erweckt, daß sie eigentlich nur dem Kapitalismus zuliebe wieder arbeitstüchtig werden müßten, also anderseits ohne Arbeitsfleiß auch ohne diesen existieren könnten. Aber die Dinge liegen doch so, daß der Kapitalismus zwar ohne die Arbeiterschaft nicht existieren kann, die Arbeiterschaft aber noch viel weniger ohne den Kapitalismus. Je höher die Arbeitsleistung der Arbeiterschaft steigt, desto ertragreicher wird die Produktion, die Folge davon ist, wir können Produkte nach dem Ausland verkaufen, unsere Valuta steigt wieder, wir können demzufolge billiger Rohstoffe und Lebensmittel hereinbekommen, damit sinken die Inlandspreise, der Arbeiter bekommt

für sein Einkommen mehr, er lebt also in jeder Beziehung besser; und das ist ja wohl jeder vernünftigen Arbeit Zweck!

Wenn alle diese Forderungen und Wünsche in aufrichtiger und intensiver Zusammenarbeit schnellstens gelöst werden, und vor allen Dingen Arbeit und freie Wirtschaft unserm Handel das nötige Rückgrat schaffen, dann wird es nicht ausbleiben, daß die innere Ruhe es uns in ganz kurzer Zeit ermöglicht, unseren Außenhandel nicht nur in die alten ausgetretenen Bahnen wieder einzulenken, sondern darüber hinaus neue erweiterte Absatzgebiete zu schaffen.

Erich Lazarusson: Zum Problem der intervalutarischen Kurse.

Das internationale Problem der intervalutarischen Kurse wird merkwürdigerweise meist nur vom Standpunkte des eigenen Staates aus behandelt. Man betrachtet es gewöhnlich nur soweit, wie die eigene Valuta davon berührt wird. Dabei kommt man bestenfalls zu Teillösungen und übersieht, daß die Maßnahmen der eigenen Finanzpolitik nicht unabhängig sind von denen anderer Staaten. Eine wirkliche Lösung des Problems kann nur auf dem Wege internationaler Regelung gefunden werden. Einen hierbei gangbaren Weg sollen die folgenden Zeilen aufdecken, ohne daß damit die Möglichkeit anderer Lösungen bestritten werden soll.

Es dürfte Einigkeit darüber bestehen, daß der wichtigste Grund für das Schwanken der intervalutarischen Kurse das wechselnde Verhältnis von Angebot und Nachfrage der verschiedenen Valuten ist. Alle anderen Gründe, wie Vertrauen in die fremde Wirtschaftskraft, Spekulation usw. treten demgegenüber an Bedeutung zurück. Dabei ist auch gleichgültig, welche Momente jedesmal für ein Steigen oder Fallen von Angebot und Nachfrage maßgebend sind. Sichtbar wirksam werden nur diese beiden Gründe selbst. Es ist also augenscheinlich, daß man durch die Herstellung eines konstanten Verhältnisses von angebotenen und begehrten Valuten eine Stabilisierung der intervalutarischen Kurse selbst erzielt.*)

Es ist eine alte Sache, daß der Verkäufer einer Devise einen möglichst hohen, der Käufer einen möglichst niedrigen Preis erreichen will. Findet also der Verkäufer

*) Auf einem ähnlichen Gedanken beruhte ja schon die berühmte Devisenpolitik der österreichisch-ungarischen Bank vor dem Kriege. Als Maßnahme nur eines Staates war sie aber in ihren Wirkungen notwendig unvollkommen.

eine Stelle, im Vergleich zu der niemand mehr zahlt, so wird er dort verkaufen. Findet umgekehrt der Käufer eine Stelle, im Vergleich zu der niemand weniger fordert, so wird er dort kaufen. Die Lösung des ganzen Problems liegt also offenbar in der Schaffung solcher Stellen, die beide Aufgaben gleichzeitig erfüllen; und zwar müßten sie an jedem Weltverkehrsplatze eingerichtet werden, an dem das Bedürfnis nach Umtausch der Valuten herrscht.*)

Das Problem liegt ähnlich wie das der Regulierung des Goldpreises. Bekanntlich hatten die Staaten der Goldwährung vor dem Kriege ein bestimmtes Verhältnis von Gewichtseinheit Gold zur Werteinheit des Geldes festgelegt.**) In diesem Verhältnis waren beide gegeneinander bei den Zentralbanken austauschbar. Wer also Gold kaufen wollte, brauchte keinen höheren Preis anzulegen, als ihn die Zentralbank fordern durfte; wer Gold verkaufen wollte, brauchte sich mit keinem geringeren Preis zu begnügen, als ihn die Zentralbank gewähren mußte. Die Aufrechterhaltung dieses vom Staate obrigkeitlich angeordneten Wertverhältnisses war dadurch gesichert, daß durch die Bestände der Zentralbanken die Stellung des Staates viel stärker war als die der anderen Goldhändler.

Zwei Voraussetzungen müssen also gegeben sein, damit im intervalutarischen Verkehr eine gleiche Stabilität der Wertverhältnisse gesichert werden kann: Obrigkeitliche Anordnung und Bereitstellung einer hinreichend großen Menge von Devisen bei den Verwaltungsstellen. Ausgehen kann die obrigkeitliche Anordnung nur von der Gesamtheit der Staaten, die an der Regelung beteiligt sind. Es wäre also ein internationaler Vertrag notwendig. Es ist nicht notwendig, daß alle Staaten mit eigener Währung dabei mitwirken; doch würde das Fehlen wichtiger Handelsstaaten den praktischen Erfolg einer Vereinbarung stark einschränken. Sehr wohl möglich und empfehlenswert wäre es, wenn der Völkerbund die Angelegenheit in die Hand nähme. Doch müßten dann alle Handelsstaaten ihm angehören, also insbesondere auch Deutschland und die Länder der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie. Im übrigen kommt Art. 24 des Versailler Friedensvertrages in Betracht, der künftig zu errichtende Stellen und Ausschüsse zur Regelung internationaler Angelegenheiten dem Bunde unterstellt.

Ihrem Inhalt nach hätte die Vereinbarung feste Kurse für die Valuten der beteiligten Staaten festzusetzen, also zu bestimmen: Soundsoviel Franken = soundsoviel Mark = soundsoviel Kronen = soundsoviel Pfund Sterling usw. Diese Festsetzung dürfte im allgemeinen nur geändert werden, wenn und insoweit einer der Vertragsstaaten zu einer neuen Währung übergeht. Als Basis würde, wenn alle Länder Goldwährung hätten, das Goldmünzpari das Gegebene sein.

---

*) Eine Konzentrierung dieses Verkehrs auf die wichtigsten Plätze wäre sehr wünschenswert, aus praktischen Gründen aber wohl nur in engen Grenzen durchführbar.

**) Es betrug z. B. in Deutschland: 500 g Gold = 1395 Mk.

Stellt man nämlich die Goldmünzen eines Landes ungünstiger als die der anderen Länder, so würden sie in diese Länder abfließen, um dort umgeschmolzen zu werden. Da nun im Kriege viele Länder zur Papierwährung übergegangen sind, so hat man nicht ein solch bequemes Pari als Basis. Man müßte sich da irgendwie einigen. Solche Kurse, wie wir sie jetzt haben, kann man natürlich nicht ohne weiteres wählen, da wir in einem Ausnahmezustand leben. Man könnte etwa den Durchschnitt der Kurse in einem gewissen Zeitraum berechnen und diesen zu Grunde legen. In dem Maße, in welchem sich das innere Geldwesen eines der beteiligten Staaten verbessert oder verschlechtert, könnte in größeren Zeitabständen eine Revision der Kurse vorgenommen werden. Denn die Festlegung eines ewigen Kurses würde vermutlich an den Unberechenbarkeiten der Weltwirtschaft scheitern. Der Wert der vorgeschlagenen Regelung wird dadurch nicht vermindert; denn sie verhütet ein wildes Auf und Ab der Kurse ad infinitum.

Die Durchführung der Kurssicherung könnte am besten den Niederlassungen der großen Banken der verschiedenen Länder anvertraut werden, die ja überall bereits vorhanden sind. Bei ihnen müßte jeder Vertragsstaat eine gewisse Menge an staatlichem Geld in Metall und Noten und auch an Wechseln niederlegen. Die Menge muß so groß sein, daß die betreffende Bank oder mehrere an einem Platz befindliche Banken gemeinsam eine stärkere Aufnahme- und Abgabefähigkeit in allen Valuten besitzen als alle anderen Valutahändler. Der niedergelegte Betrag wäre eine eigentümliche Art von depositum irregulare. Die Verwendung stünde nämlich den Banken nicht völlig frei, sondern wäre auf den Zweck beschränkt, die Valuten an dem betreffenden Markt auf der festgelegten Höhe zu halten. Soweit dies die Banken aus eigenen Mitteln tun könnten, müßten sie es auch.

Die Tätigkeit der Valutastellen ist ohne weiteres klar. Ist an einem Platz das Angebot in einer Valuta überwiegend, so muß es den Verkäufern freistehen, den Überschuß an die Bankstelle abzuführen. Ist hingegen die Nachfrage stärker, so müßte die Stelle eine genügende Menge der Valuta zur Verfügung stellen. Beide Male muß natürlich der international festgesetzte Kurs gelten. Bei einer zu starken Beanspruchung in der einen oder anderen Richtung wäre es vielleicht zweckmäßig, eine Umwechslungsprovision einzuführen. Sie darf aber nicht zu hoch sein, da sonst der ganze Zweck der Organisation vereitelt wäre. Im übrigen würde es sich empfehlen, die Kosten auf die Vertragsstaaten zu verteilen. Als Schlüssel könnte etwa die Zahl der im Auslandshandel tätigen Kaufleute dienen.

Bei der vorgeschlagenen Regelung würden 2 Momente, deren Bedeutung für die Valutabewegung nicht unterschätzt werden soll, in einem der Stabilität günstigen Sinne beeinflußt. Die Spekulation wäre vollkommen ausgeschaltet. Denn sie hätte gar keine Möglichkeit, auf Gewinne zu hoffen. Das wirtschaftliche Vertrauen könnte auch nur geringen Einfluß üben und würde überdies durch die internationale Gemeinschaft nur gefördert.

Es könnte gegen diese intervalutarische Regelung vielleicht die Befürchtung geltend gemacht werden, daß dadurch leicht in einem Lande Störungen des inneren Geldmarkts hervorgerufen werden könnten, wenn nämlich die Valuta des betreffenden Staates vom Ausland stark begehrt würde. Man könnte sagen, es würde dann viel Geld einströmen, das notwendigerweise die Preise treiben müßte. Allein, es ist falsch zu meinen, die Inflation hinge von der absoluten Geldmenge ab. Sie ist vielmehr eine Funktion der Vermehrung der relativen Geldmenge, nämlich im Verhältnis zum Güterumsatz. Wird nun wirklich eine Valuta vom Ausland stark verlangt, so ist das ein Zeichen, daß der betreffende Staat sehr ausfuhrkräftig ist oder Schätze birgt, deren Hebung einen großen Kapitalaufwand verlangt und lohnend macht. Die Geldvermehrung wäre also nur die Folge einer Produktionssteigerung. Daraus kann aber keine Inflation entstehen.

Gefährlicher wäre eine Einwirkung der innerstaatlichen Finanzpolitik auf die Festigkeit der intervalutarischen Regelung. Wenn nämlich ein Staat, wie es das Deutsche Reich in den letzten 5 Jahren leider tat, seine Verpflichtungen nicht mit dem Gelde erfüllt, das er aus dem Volksvermögen schöpfen kann, sondern durch fortgesetzte Vermehrung des Papiergeldes, wenn er also zusätzliche Kaufkraft schafft, ohne daß dem eine Produktionssteigerung gegenübersteht, so schafft er selbst eine Inflation auf seinem Geldmarkt. Die so entstehenden überflüssigen Geldmengen würden bei der vorgeschlagenen intervalutarischen Organisation vermutlich das Bestreben zeigen, sich in fremde Geldsorten umzuwandeln. Das würde umso mehr eintreten, je lohnender bei steigenden Inlandspreisen die Einfuhr aus dem billigeren Ausland sein würde. Dadurch würden aber die Preise im Ausland in die Höhe getrieben, Störungen im Wirtschaftsleben würden sich fühlbar machen und natürlich auch auf das Geldwesen wirken.

Gegen solche Gefahren muß der internationale Geldverkehr geschützt werden. Die beteiligten Staaten müßten sich daher auf das strengste verpflichten, nicht durch irgendwelche offene oder heimliche Methoden zusätzliche Kaufkraft zu schaffen. Kann ein Staat seinen Bedarf nicht durch Steuern und Monopole decken, so darf ihm nur der Weg der Anleihe, insbesondere der internationalen Anleihe offen stehen.

Was nun die praktisch-politische Seite der Frage anlangt, so sind natürlich Deutschland und die anderen Länder, deren Valuta ständig stärker bedroht ist, am meisten an der internationalen Regelung interessiert. Erleben wir doch bei den sich immer häufiger wiederholenden Kursstürzen einen immer tieferen Stand der Mark. Es ist nun klar, daß eine Organisation, wie sie hier angeregt wird, nicht sofort in Tätigkeit treten kann. Auch müßte erst mal festgestellt werden, wieweit der gute Wille bei den in Betracht kommenden Staaten vorhanden ist. Was sich aber vielleicht schon jetzt erreichen ließe, ist eine Begrenzung unseres Valuta-Kurses nach unten hin. Die Staaten, in die wir einführen, haben doch ein gewisses

Interesse daran, daß ihre heimische Konkurrenz durch den immer weiter fallenden Markkurs nicht völlig erdrückt wird. Umgekehrt muß die ausländische Einfuhr damit rechnen, daß unsere schlechte Valuta allmählich stärker wirken wird als die schärfsten Prohibitivzölle. So läßt sich vielleicht Geneigtheit bei den neutralen Staaten, möglicherweise auch bei manchen unserer Gegner, finden, ein Übereinkommen zu treffen, wonach in der oben dargelegten Weise wenigstens ein Unterschreiten des bisher tiefsten Kursstandes der Mark verhütet werden kann. An diesen Anfängen könnte dann später die weitere Organisation der intervalutarischen Kurse anknüpfen.

Paul Sorgenfrei: Resignation.

Die Geschichte des deutschen Parlamentarismus lehrt, daß die Gegenwart zu einem großen Teil auf dem Boden steht, den jene Männer bereitet haben, die in den Jahren 1848—1850 im damaligen Parlament die deutsche Sache verfochten, wie z. B. Simson und Baumstark, von denen Fürst Solms im Jahre 1850 schrieb, daß solche Namen auch fortan genannt werden sollten, wo es sich nicht mehr um das Erkämpfen des Sieges, sondern um das Reifen und um den Genuß seiner Früchte handelt. Aber: wie wenig weiß die Gegenwart von jenen Zeiten und von jenen Männern! Das Historische, insbesondere das historische Werden und das historisch Gewordene, scheint völlig vergessen in einer Art Gegenwartsrausch, in dem der deutschen Welt die Besinnung fehlt. Es ist dies ein bedenkliches Zeichen von Oberflächlichkeit, die sonst dem deutschen Wesen entschieden fremd ist. Es ist, als ob sich das eigentliche und wahre Deutschtum gar nicht herauswagte in die Öffentlichkeit.

Wie weit wir mit unserem Parlamentarismus gekommen sind, sehen wir. Es wird geredet und geredet: der Worte sind genug gewechselt, doch Taten? Es mangelt daran in der inneren wie äußeren Politik. Und das Parlament, das doch das Volk vertreten soll, versagt in vielfacher Hinsicht und ist zu einem Tummelplatz rhetorischer Übung und parteipolitischer Auseinandersetzungen geworden. Es fehlt an Männern, die so hoch über den Parteien stehen, daß sie unbeeinflußt und unparteiisch urteilen und danach handeln. Man sieht es der jetzigen Regierung auf den ersten Blick an, wes Geistes Kind sie ist; immer kommt die Partei zu Worte, immer tritt die Partei hervor. Schließlich ist man auf dem Standpunkt angelangt, den das bekannte Studentenlied so treffend kennzeichnet: Am Präsidium sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß. Infolgedessen schwankt man hin und her,

man weiß nicht recht, was man tun soll, — und wenn so weit erst eine Regierung gekommen ist, dann sieht es sehr schlimm aus.

Freiheit und Gesetz. Wieviel Mißbrauch wird mit diesen beiden Begriffen getrieben! Freiheit wurde gleichbedeutend mit Frechheit, und Gesetze waren dazu da, umgangen und verletzt zu werden. Daneben machte sich auch eine sonderbare Freiheit geltend, die nichts weiter als das Gegenteil dessen darstellt, was man im gewöhnlichen Leben unter Freiheit versteht: zum Beispiel wurde Religions- und Gewissensfreiheit gewährleistet, aber wehe, wenn jemand Religion und Gewissen zeigt! Er wird als unmoderner, rückständiger Mensch gebrandmarkt. Die Abschaffung des Religionsunterrichts in der Schule ist ein bedenkliches Zeichen der modernen Freiheit!

Im Jahre 1850 schrieb F. Dannenberger in freier Umdichtung der bekannten Schillerworte:

Zwei Worte nenn' ich euch inhaltschwer,
Die Freiheit mit dem Gesetz im Bunde,
Entwinden wird sie euch keiner mehr,
Sie machten durch Deutschland die Runde.
Doch walten nicht beide im engsten Verein,
Wird stets die Freiheit gefährdet sein.

Die jetzige Zeit ist ein trübes Bild von Freiheit und Gesetz. Es scheint mitunter, als ob man die Freiheit dazu benutzt, um das Gesetz verletzen zu können.

Hatte sich Deutschland einen geachteten Namen als Weltmacht errungen, hatte es sich das Meer mit erobert und dadurch Kolonien, und hatte diese Entwicklung Deutschlands den Neid und Haß Englands so weit gesteigert, daß dasselbe den Krieg als willkommenen Anlaß nahm, Deutschland, den Nebenbuhler, von seiner Höhe zu stürzen, so scheint es, als ob das einst so mächtige Deutsche Reich nun von seiner Weltpolitik zurückkehren müßte zu jenem Stande, den es einnahm, als Karl Immermann es noch zu erleben wünschte, „daß uns Weltmeer und Kolonien erzwungen werden, ohne welche Deutschland der Staat des Details und der bloßen Wissenschaft bleibt, seine riesenhaften Kräfte aber nie entwickeln kann". Es ist dies ein bis vor kurzem unbekannt gebliebenes nationales Bekenntnis jenes Dichters aus dem Jahre 1839. Weltmeer und Kolonien hatte sich Deutschland errungen, um beide jetzt zu verlieren. Wird es die Kraft haben, sie sich wieder zu erobern? Soll Deutschland das Land der „bloßen Wissenschaft" bleiben, womit es vielleicht nun seinen Feinden dienen kann und — darf? Daß man den Deutschen immer noch riesenhafte Kräfte zutraut, das zeigen Stimmen aus dem Auslande, — dann auch die Angst der Franzosen und Engländer, daß sich diese Kräfte zugunsten Deutschlands wieder entfalten könnten, darum die boshafte Knebelung des deutschen

Riesen! Wenn man den Deutschen noch die Luft abzapfen könnte, man täte es, um ihnen nur ein Existenzminimum zu lassen, das ihnen gestattet, das wieder gutzumachen, was es „verbrochen" hat!

Und was tut der Deutsche, um diesem unwürdigen Zustande entgegenzutreten? Er zerfleischt sich selber, er arbeitet mit aller Kraft, die ihm noch zu Gebote steht, den Feinden in die Hände! Das ist das traurigste Kapitel in der ganzen deutschen Geschichte. Parteigezänke und Parteikampf trüben für die großen Fragen der Politik die Augen, die offen und klar zu halten der Deutsche gerade jetzt sehr nötig hätte! Der Krieg scheint es nicht vermocht zu haben, das alte berüchtigte Charakteristikum der Deutschen auszurotten. Man gründet Vereine, man gründet Parteien, man spricht sehr viel — und unsere Gegner aus dem Kriege machen unsere Politik! Noch fehlt dem deutschen Volke der starke Geist und der starke Arm, die nötig sind, um ihm wieder den Platz an der Sonne zuzuteilen. Werden sie sich finden, und wann??

Universitätsprofessor Julius Donath: Massensuggestionen.

Die furchtbare Tragödie des Weltkrieges, über die nun der Vorhang langsam herabrollt, und der beispiellose Zusammenbruch, an dessen Trümmern wir stehen, hat dem Psychologen und Psychopathologen an Suggestionen so vieles und in so beherzigenswerter Weise dargeboten, daß wir wohl eine kurze Zeit dabei verweilen dürfen. Welch Heer von Suggestionen wurde bei den kriegführenden Nationen hüben und drüben aufgeboten, um sie zu diesem Völkerringen anzutreiben, dessen Ausgang jede Partei zu ihren Gunsten wenden wollte, niemand aber voraussehen konnte! Dort: Kampf für Recht und Freiheit und den Schutz der kleinen Nationen, Bedrohung von Englands Welthandel, Seeherrschaft und Indien, Revanche und Gloire, Kampf gegen preußische Eroberungssucht und Barbarei, Rußlands Erwürgung durch gemanisches Wesen und deutsche Industrie, Italiairredenta, Selbstbestimmungsrecht der Nationen, Uneingeschränktheit von Amerikas Handel; hier Kampf um ein ehrenhaftes Dasein, Hebung des Ansehens, Ausbreitung der Einflußsphäre nach Osten, Entwicklung von Handel und Industrie, Brechen der Seetyrannei Englands usw. Aber all diese Schlagworte sind nur ein Symbol für die sich darunter bergenden wahren Beweggründe und sind ebensowenig identisch mit ihnen, wie die Flagge, welche die Kontrebande deckt. Drängen und Ringen um wirtschaftliche Vorherrschaft und deren Sicherung durch militärische und politische Macht sind der Urgrund all dieser Erscheinungen, der gleichen Wurzel

entstammend wie der Kampf ums Dasein des Individuums und der Art bei Tieren und Pflanzen. Und als ein solches Schlagwort von mächtiger suggestiver Wirkung erweist sich jetzt im Kampf der politischen Parteien das Wort „christlich“, mit welcher Parole eine ganze Reihe von Parteien mit einander in Wettbewerb tritt. Natürlich soll damit die christliche Liebe gemeint sein und die erhabenen Worte der Evangelien verstanden werden: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, und jene, die dieses prächtige Schiboleth in die Massen werfen, und jene, die es eifrig auflesen, sind vollkommen überzeugt, daß solch göttliche Wahrheit nur die Evangelien ziert und Christen und Juden dadurch wie Lämmer von den Böcken reinlich geschieden werden. Und köstlich ist ein solches Losungswort, denn schon Mephisto lehrt's dem Schüler:

Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
— — — — — — — — — — — — — —
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Und doch finden sich diese Worte, wie jeder mäßige Bibelkenner weiß, in den Büchern Mosis, und Hillel, der sanfte Hohepriester in Jerusalem, der den Satzungen der Heiligen Schrift überall eine milde Auslegung gab und die Denkweise der im Kommunismus lebenden Essener sich zueigen machte, lehrte ausdrücklich, ohne etwas Neues sagen zu wollen: „Tue Anderen nicht, was Du nicht willst, daß Andere Dir tun sollen“. Und als Hillel starb, war Jesus 10 Jahre alt, der doch selbst erklärte, daß er keine neue Lehre bringen wolle. In der Tat ist die „goldene Regel“ viel-viel älteren Ursprunges. Confucius, der große Weise Chinas, lehrte 500 Jahre v. Chr.: „Tue Anderen nicht, was Du willst, daß er Dir nicht tun solle. Du brauchst nur dieses Gebot allein, es ist die Grundlage aller anderen Gebote“. Aber die älteste Quelle entstammt Indien und in der Max Müllerschen Übersetzung der „Rig-Veda“, im epischen Gedichte „Mahabharata“ und in anderen uralten hindostanischen Werken heißt es mehr als ein Jahrtausend v. Chr.: „Tue Anderen nicht das an, was Dich selber beleidigen würde.“ Auch die Weisen und Philosophen Griechenlands: Pittacus, Thales, Aristippus, Isokrates, der Pythagoräer Sextus, Aristoteles, die im Zeitraume von 650—338 v. Chr. gelebt, haben dasselbe gelehrt. Und selbst das fast übermenschliche Gebot: „Liebe Deine Feinde!“ wurde schon von Confucius erörtert, der auf die an ihn gerichtete Frage, was er von dem Grundsatze halte, daß man Unrecht mit Güte vergelten müsse, die menschenmögliche Antwort erteilte: „Womit willst Du dann das Gute vergelten? Vergelte Unrecht durch Gerechtigkeit und Güte durch Güte“.

Trotz alldem ging es der ganzen Bibel im Laufe der Jahrhunderte sehr schlecht seitens der Kirche. Das Toulouser Konzil im Jahre 1229 verbot Laien irgendwelche Bücher der Bibel, ausgenommen einen Psalter oder Brevier nebst Rosen-

kranz, in ihrem Besitze zu haben unter Androhung der Bestrafung durch die heil. Inquisition.

„Ein Index verbotener Bücher (darunter die Heil. Schrift), heißt es in, Rankes „Geschichte der Päpste", wurde aufgesetzt. Diese Werke wurden aus den Bibliotheken herausgesucht und in ganzen Wagenladungen den Flammen übergeben. Und nicht allein waren solche Gesetze auf Buchhändler und Drucker beschränkt, sondern es wurde sogar Gewissenssache für Privatpersonen, Anzeigen über verbotene Bücher zu machen und an ihrer Zerstörung mitzuwirken." Nebstbei gesagt, erfreute sich auch der Talmud keines besseren Schicksals, der angefangen von Kaiser Justinianus, Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr., durch ein ganzes Jahrtausend von Päpsten, Kaisern und Königen unzähligemal konfisziert und öffentlich verbrannt wurde und den noch Papst Honorius IV. im Jahre 1826 ein „liber damnabilis" nannte. Haben doch die Evangelien, nach deren Bericht schon der Knabe Jesus die jüdischen Schriftgelehrten durch die Kenntnis der Überlieferung in Staunen versetzt hatte, gar viel aus diesem verdammenswerten Buche entnommen, welches freilich auch genug der Hirnverbranntheiten enthält. Das Verbot des Bibellesens wurde von den späteren Päpsten bis in das vorige Jahrhundert bestärkt. Luthers Großtat war ja die erste Übersetzung der Bibel ins Deutsche. Pius VII. sagt in einer Bulle vom Jahre 1816, „er zittere angesichts der Verbreitung der Heil. Schrift. Sie ist eine Pestilenz, welche geheilt und ausgerottet werden muß. Erfahrung hat bewiesen, daß die Verbreitung der Heil. Schrift in der Muttersprache mehr Unheil als Nutzen gestiftet hat". Folgerichtig fehlte es auch nicht an Bullen und Encykliken, welche im vorigen Jahrhundert und zuletzt noch von Pius IX. im Jahre 1850 gegen die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft erlassen wurden.

Spanien ist gewiß ein rein christ-katholisches Land, in welchem vielleicht höchstens einige wenige Protestanten ein verborgenes Dasein führen dürften. Jedes Eindringen der Irrlehre wurde durch die Inquisition erfolgreich abgewehrt. Denn die Großinquisitoren Torquemada, Diego Desa, Jiminez de Cisneros, Adrien de Florenzia haben zusammen 148 674 Personen lebendig oder im Bilde verbrannt oder zu anderen Strafen verdammt, was stets — und dies war der materielle Untergrund der furchtbaren Menschenopfer — mit der Konfiskation des ganzen Vermögens einherging, wovon die Hälfte den Inquisitoren und die andere Hälfte der päpstlichen Schatzkammer zufiel. Nun, Ketzer werden in Spanien nicht mehr verbrannt, aber der Geist, der einst die Scheiterhaufen entzündet hat, ist noch lange nicht erloschen. Das spanische Kirchenblatt „Jo Triumphe" brachte folgenden Aufsatz*): „Das katholische Barcelona hat die große Genugtuung erlebt, noch am Ende des 19. Jahrhunderts Zeuge eines Autodafé gewesen zu sein. Am 29. d. Mts.

---

*) Saladin (W. Stewart Roß), Jehova's gesammelte Werke. Zürich, S. 109—110.

wurde das Fest des Apostels St. Jakob im Hofe des Zollhauses dieser Stadt durch die Verbrennung protestantischer Bücher gefeiert, welche dazu bestimmt waren, die zarten Seelen unserer Kinder zu vergiften. Von diesem Ereignis bis zur Wiedereinsetzung der Inquisition ist nur ein Schritt. Sogar die Regierung scheint nicht abgeneigt zu sein unsere Wünsche zu verwirklichen und daher ist es nur gerecht, wenn wir uns diese neue Wendung der Dinge rasch zu Nutzen machen, um sobald als möglich die Erfüllung unserer Hoffnungen zu erreichen. Die Herrschaft des heil. Tribunals der Inquisition wird dann noch weit ruhmvoller und segensreicher sein in ihren Errungenschaften, als sie es in der Vergangenheit jemals gewesen ist. Welch ein Tag der Wonne wird das für uns sein, wenn wir erst Freimaurei, Spiritisten, Freidenker und sonstige Antiklerikale in den Flammen der Inquisition sich winden sehen." Der Aufsatz zählt dann mit Stolz die oben genannte furchtbare Zahl der Opfer der Inquisition spezifiziert auf und ist diese also nicht etwa einer ketzerischen Quelle entnommen. Noch vor wenigen Tagen ging eine Notiz durch die Zeitungen, daß man einem in Spanien verstorbenen schwedischen Maler wegen seines protestantischen Glaubens ein anständiges Begräbnis auf dem dortigen Gottesacker verweigert hatte. Wenn solches mittelalterliches Düster des religiösen Denkens und Fühlens in germanischen, skandinavischen, angelsächsischen und französischen Landen nicht mehr vorkommt, so geschieht es nicht, weil man jetzt biblischer oder christlicher fühlt und denkt, sondern weil man, vom Geiste der Wissenschaft erleuchtet, allgemein menschlicher geworden ist. Und dasselbe gilt für die Juden, für die das alte Testament neben dem zornentbrannten, racheschnaubenden Gott, der im Kriege gegen Amalek alle Männer, Weiber und Kinder auszurotten befohlen hat, auch den Gott der Langmut, der Gnadenfülle und der Sünden- und Schuldvergebung verkündet. Und alle hohen Kulturen Asiens sowohl, wie die von Hellas und Rom haben zur selben Ethik geführt. Gibt es eine erhabenere Sittlichkeit, als die von Buddha, Sokrates, den Stoikern, von Marc-Aurel, dem Philosophen auf dem Kaiserthrone, gelehrt und geübt wurde? Und hat auch nicht die Kirche Platos idealistische Philosophie anerkannt und sich zu eigen gemacht? Kaum hat es etwas Edleres gegeben, als den Gegenkaiser Julian, „Apostata" genannt, weil er der Kirche abtrünnig geworden, sich wieder dem philosophischen Hellenentum zugewendet hatte, der in seinem Machtbereiche jedes Glaubensbekenntnis duldete. Als er im Kampfe gegen seinen Oheim Konstantin den Großen fiel, der seine Hände mit dem Morde seines Weibes, seines Schwagers, seines Neffen, seines erstgeborenen Sohnes und seines Schwiegervaters befleckt hatte, sprach er sterbend folgende Worte zu den um ihn versammelten Kriegern und Beratern: „Freunde und Kameraden! Meine Scheidestunde ist gekommen und mit dem freundlichen Willen eines ehrlichen Schuldners gebe ich der Natur zurück, was ihr gebührt. Die Philosophie hat mich erkennen gelehrt, um wieviel herrlicher die Seele ist, als der Körper, und daß die Trennung der edleren Substanz von der minderwertigen eher ein Gegenstand der Freude als der Trauer sein sollte.

Aus der Religion habe ich gelernt, daß ein früher Tod oftmals der Lohn für wahre Frömmigkeit ist, und als eine Gunst der Götter nehme ich jetzt den Tod hin, der meinen guten Namen, der bisher von Tugend und Mut getragen wurde, vor aller Verunzierung in aller Zukunft schützt. Ich sterbe ohne Reue, weil ich ohne Schuld gelebt habe. Mit freudiger Genugtuung blicke ich auf die Unschuld meines privaten Lebens zurück; und auf mein Gewissen kann ich Euch versichern, daß die oberste Gewalt auf Erden, jener Ausfluß der göttlichen Macht, in meinen Händen rein und unbefleckt bewahrt wurde. Die korrupten und verderblichen Grundsätze des Despotismus habe ich stets verabscheut. Das Wohlergehen des Volkes betrachte ich als den Endzweck jeder Regierung".

Lassen wir uns also jetzt durch klangvolle Schlagworte, welche nur notdürftig den Machtbegehr, den wirtschaftlichen Wettkampf der Parteien verdecken, weder suggerieren, noch hypnotisieren und stehen wir alle samt und sonders, Schulter an Schulter zur Wiederaufrichtung des Vaterlandes zusammen!

Dr. Karl Arns, Bochum: La Clarté.

Ungefähr zu derselben Zeit, da der sozialistische Parteitag in Frankreich (23. April 1919) die imperialistische Politik der Friedenskonferenz verurteilte, wurde in Paris eine Gesellschaft von Schriftstellern gebildet, die sich den entschlossenen Kampf gegen die alten Mächte zum Ziele setzt. Diese Vereinigung trägt den Namen Clarté nach dem Werke von Henri Barbusse, des Verfassers von „Le Feu" und „L'Enfer", und umfaßt eine Reihe von internationalen Autoren und anderen Künstlern. Der Name Clarté ist bezeichnend für den uneigennützen Idealismus ihrer Ziele, die Gerechtigkeit und Offenheit ihrer Feststellungen und den geistigen Wert ihrer Anhänger, deren Namen die Aufmerksamkeit jedes mit modernen Ideen vertrauten Lesers erregen müssen. Die belgische Zeitschrift „L'Art libre" zählt als Anhänger der Clarté auf: für Frankreich: Henri Barbusse, Anatole France, Georges Duhamel, Steinlen, Jules Romain, Paul Signac, Romain Rolland, J. H. Rosny, Laurent Tailhade, Gustave Kahn, Charles Vildrac, Paul Foit, Victor Margueritte und viele andere, besonders junge französische Schriftsteller; für Spanien: V. B. Ibanez; für England: I. Zangwill, Bertrand Russel, H. G. Wells, Thomas Hardy, Bernard Shaw; für Deutschland und Österreich: Max Nordau, Stefan Zweig, Karl Seelig, Andreas Latzko, Prof. Max Lehmann, H. Hesse und Heinrich Mann; für Italien: Mathilde Serao, Benedetto Croce; für die Schweiz: Ernst Bloch, Prof. A. Forel; für Belgien: Edmond Picard, H. van de Velde; für Schweden: Ellen Key; für Holland: Dr. Brouwer, Fre-

derick van Eeden. Dem Bunde gehören noch eine ganze Reihe von Männern und Frauen an, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Andererseits ist es bemerkenswert, daß einige der bekanntesten Namen bei den Kundgebungen fehlen, obwohl sie von der belgischen Zeitschrift als Mitglieder aufgezählt sind; daraus darf man den Schluß ziehen, daß die Träger dieser Namen zwar die allgemeinen Ziele des Bundes billigen, aber aus gewissen besonderen Gründen den jüngeren Manifesten ihre Unterschriften versagen. Paul Colin, der Herausgeber der Kunstzeitschrift „L'Art libre" in Brüssel und der Generalsekretär der europäischen Clarté-Gruppen (die übrigens ihren ersten internationalen Kongreß im Januar 1920 in der Schweiz abhalten) reist als Vertreter der belgischen Gruppe durch Deutschland und erzählt von den Gewissenskämpfen seiner Gesinnungsgenossen in den Ententeländern, die in dem Gewaltfrieden von Versailles eine Verleugnung aller Friedensgedanken und einen Frevel an der Menschheit erblicken. Die Humanité vom 27. Oktober 1919 druckt einen Aufruf von hundert spanischen Gelehrten und Künstlern ab, die sich dem Rollandschen Aufruf zur Unabhängigkeit der Geister anschließen. Von den französischen Mitgliedern ist außer Rolland und Barbusse besonders George Duhamel zu erwähnen, dessen antimilitaristische Bücher „Vie des Martyrs" und „Civilisation 1914—1917" bereits in der sechsunddreißigsten Auflage stehen. Wenn man ganz unparteiisch sein will, so kann man nicht leugnen, daß manche Manifeste in ihrer Zielrichtung politischer sind, als die erste allgemeine Kundgebung hätte erwarten lassen können. Diese letzte lautet etwa folgendermaßen:

„Wir gehen von der Erwägung aus, daß die Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, mögen sie den Krieg selbst mitgemacht haben oder nur daheim ihre Betrachtungen darüber haben anstellen können, eine Pflicht zu erfüllen haben in dieser Zeit, da die Menschheit sich von den alten Gesetzen der Unterdrückung zu befreien sucht; diese Pflicht besteht darin, eine Gruppe zu bilden, die gewillt ist, frei von jeder Abhängigkeit und allen Parteirücksichten eine soziale Tat in die Wege zu leiten.

Mehr als je haben nach dem Gemetzel diejenigen, deren Aufgabe oder Beruf sie dazu drängt die Leiden zu lindern (incline sur la douleur), sich als Führer und Erzieher zu betätigen. Der neue Geist, der sich unwiderstehlich Bahn bricht in der Welt, verlangt ihre unbedingte Hingebung. Sie müssen sich zusammenschließen, um die sittlichen Revolutionen zu beschleunigen, zu beleben, zu leiten, die für die Herrschaft der Gerechtigkeit notwendig sind.

Dieser brüderliche Zusammenschluß freier Geister will eine Art wachsamer, ständiger Gedankenarbeit begründen. Er wird seine Zeitschrift haben: „La Clarté".

Mit dieser Zeitschrift, mit dem Austausch der Gedanken, welchen wir über alle Grenzen hinaus unternehmen werden mit denjenigen, die für ein gemeinsames Ideal der Klugheit und der Vernunft kämpfen, müssen wir bei der Bil-

dung einer wirklichen internationalen Moral helfen. Nur eine erhabene, edle Macht dieser Art kann bei den Massen Vertrauen erringen, kann sich selbst bei der „Macht" Gehör verschaffen, kann sich erheben gegen alle Ungerechtigkeiten, kann mitwirken zur friedlichen Vereinigung der Menschen, kann eine bessere Zukunft vorbereiten."

Im März wurde die „Erklärung der Unabhängigkeit des Geistes" erlassen: „Geistesarbeiter, Gefährten, die auf der ganzen Welt verstreut sind, die fünf Jahre lang durch die Heere, die Zensur, den Haß der kriegführenden Völker getrennt waren, wir wenden uns an euch in diesem Augenblicke, da die Schranken fallen und die Grenzen wieder geöffnet sind, wir fordern euch auf, euch noch einmal mit uns brüderlich zu vereinigen —, aber ein neuer Bund soll es sein, der dauerhafter und sicherer ist als derjenige, welcher zuvor bestand.

Der Krieg brachte uns auseinander. Die meisten Intellektuellen stellten ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihre Fähigkeiten den Regierungen zur Verfügung. Wir klagen niemanden an, wir machen niemandem einen Vorwurf. Wir wissen, wie schwach die einzelnen Geister sind, wir kennen die elementare Kraft großer Massenströmungen. In einem Augenblick wurden jene von diesen überwältigt, denn kein Widerstandsplan war entworfen worden. Möge die Erfahrung uns wenigstens für die Zukunft zu Diensten sein.

Laßt uns zunächst aufmerksam machen auf all das Unglück, das eintrat infolge des fast gänzlichen Versagens der Intelligenz auf der ganzen Welt und ihrer willigen Unterwerfung unter die schrankenlosen Mächte. Denker und Künstler haben mitgeholfen, Europas Fleisch zu geißeln und in seiner Seele namenlosen Haß aufzuspeichern; sie haben das Rüstzeug ihrer Kenntnisse, ihrer Erinnerung, ihrer Einbildungskraft durchsucht und haben alte und neue Gründe, geschichtliche, wissenschaftliche, philosophische, dichterische Gründe gefunden, um zu hassen; sie haben dazu beigetragen, die Verständigung und die Liebe in der Menschheit zu untergraben. Sie haben die Gedankenarbeit, deren Vertreter sie waren, erniedrigt, gemein gemacht, in den Staub gezogen. Sie haben sie zum Werkzeug der Leidenschaften und (vielleicht ohne es zu wissen) der selbstsüchtigen Interessen einer politischen oder gesellschaftlichen Sippe, eines Staates, eines Landes oder einer Klasse gemacht. Und nun nach dem wilden Streite, aus dem sich die kriegführenden Völker, die siegreichen wie die geschlagenen, verwundet, arm und in der Tiefe des Herzens (obwohl sie es nicht zugeben mögen) wegen ihrer Wahnsinnsanwandlungen beschämt und gedemütigt erheben, da erhebt sich auch die mit ihnen entehrte und in den Kämpfen bloßgestellte Geistesarbeit.

Kommt, befreien wir unseren Geist von dieser Schmach, diesen demütigenden Banden, dieser geheimen Sklaverei! Der Geist ist niemandes Sklave. Wir sind die Diener des Geistes. Er allein ist unser Herr. Wir sind bereit, sein Licht zu verbreiten und zu schirmen und um dieses Licht alle diejenigen zu sammeln, die noch zerstreut sind. Unsere Aufgabe, unsere Pflicht ist es, einen festen Punkt zu

wählen, einen Leitstern anzuzeigen im Sturmwind der Leidenschaften in der Dunkelheit. Wir machen keinen Unterschied in diesen Leidenschaften des Hochmutes und der Vernichtungswut: wir verwerfen sie alle. Wir ehren nur die Wahrheit, die freie Wahrheit, die keine Schranken, keine Grenzen, keine Vorurteile der Rassen oder der Kasten kennt. Wir wollen uns nicht von der Menschheit trennen. Wir arbeiten für sie, aber für alle ihre Mitglieder. Wir wissen nichts von Völkern, wir kennen nur d a s Volk — ein einziges, allgemeines — das Volk, welches leidet, welches streitet, welches fällt und sich wieder erhebt, welches vorwärts drängt auf dem mit Schweiß und Blut getränkten Pfade, das Volk, das alle Menschen in sich schließt, die alle in gleicher Weise unsere Brüder sind. Auf daß sie sich wie wir dieser Brüderlichkeit bewußt werden, erheben wir über die blinden Kämpfe als den Schrein der Einigkeit — den freien, ewigen, trotz seiner Vielgestaltigkeit einigen Geist."

Diese Erklärung, die, besonders in ihrem letzten Teile, durch einen gewissen rhetorischen Überschwang gekennzeichnet ist, wie er in derartigen Schriftstücken unvermeidlich erscheint, wurde von Schriftstellern Frankreichs, Belgiens, der Schweiz, Italiens, Hollands, Schwedens, Englands, Deutschlands, der Vereinigten Staaten und Österreichs unterzeichnet. Es ist nicht klar, ob sie vor oder nach der Bildung der „Clarté" erlassen wurde, aber sie gibt den Absichten des Bundes hinreichend Ausdruck, und ihre Unterzeichner, selbst soweit sie noch nicht in aller Form der Vereinigung beigetreten sind, sind offenbar mit ihren allgemeinen Zielen einverstanden. Jüngst hat die Gruppe zwei politische Manifeste veröffentlicht, deren vollständige Wiedergabe zu viel Raum beanspruchen würde. Das erste ist „ein Protest gegen einen ungerechten Frieden". Sein allgemeiner Sinn geht aus folgendem Satze hervor: „Dieser Vertrag, der hinter den verschlossenen Türen offizieller Räume ausgearbeitet wurde unter Verachtung der öffentlichen Meinung und der Massen, ist ein brutaler, heuchlerischer Widerspruch gegen die vierzehn Punkte Wilsons, auf die er sich hätte gründen sollen, um auf den Trümmern wieder aufbauen zu können." Der zweite Protest richtet sich gegen die Verlängerung des Krieges mit Rußland und wendet sich an die Hand- und Geistesarbeiter der Welt. Der französische Zensor gestattete nicht, daß dieses letzte Schriftstück durch Anschlagzettel der Öffentlichkeit unterbreitet würde. Darauf schrieben Anatole France und Henri Barbusse an den Minister des Inneren einen Brief, um die Erlaubnis dafür zu erwirken. Folgende Sätze daraus sind besonders lesenswert:

„Mit unserem Einspruch gegen die Einmischung der Alliierten in Rußland haben wir nur noch einmal den großen Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker ausgesprochen, welcher von allen Regierungen der Entente verkündet worden ist. Wir glaubten, daß dieser Grundsatz nicht von denen verletzt werden dürfte, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, ihn zu verteidigen. Wir hoffen, daß Sie uns Ihre Erlaubnis gewähren werden, ohne uns Textänderungen auf-

zuerlegen, deren Annahme uns unser Gewissen verbietet." Die Antwort des Ministers steht noch aus.

Mit Bezugnahme auf einen längeren Artikel in der liberalen, auf die Regierung freilich recht wenig einflußreichen englischen Wochenschrift „The Nation" (11. Okt. 1919) macht der Pazifist Robert Dell in der folgenden Nummer darauf aufmerksam, daß in Belgien, Holland, Luxemburg, in der Schweiz und der Tschecho-Slowakei bereits Sektionen der genannten Organisation gebildet sind und daß solche auch in Deutschland, Italien und in den Vereinigten Staaten im Entstehen begriffen sind. R. Dell selbst ist von dem Exekutivausschuß der „Clarté" gebeten worden, die Bildung einer englischen Sektion in die Wege zu leiten. Unter den Zielen des Bundes erwähnt er noch besonders die Beseitigung der Grenzen und „aller künstlichen Schranken, welche die Menschen trennen", die allgemeine Abrüstung, die vollständige Anwendung der von Wilson zwar gepredigten, aber nicht praktisch durchgeführten Grundsätze, die soziale Gleichheit, „die freie Entwicklung des Individuums, der nur durch die Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft Schranken gesetzt sind", die Aufhebung aller ererbten Vorrechte wirtschaftlicher, sozialer und politischer Art und die internationale Regelung der Arbeit, des Handels und der Industrie. Die „Clarté" denkt sich Dell als eine internationale Vereinigung der Geistesarbeiter mit dem internationalen Proletariat zu dem speziellen Zwecke, eine Geistesverfassung zu schaffen, die günstig ist für „eine Organisation des sozialen Lebens gemäß den Gesetzen der Vernunft und für die Gründung einer internationalen föderativen sozialen Republik." Es ist doch recht fraglich, ob das im allgemeinen Revolutionen wenig zugängliche, wenn auch von gewaltigen sozialen Bewegungen durchzuckte England der geeignete Boden ist für ein derartiges phantastisches, geradezu bolschewistisches Programm. Wir dürfen aber hoffen, daß die erwähnten englischen Mitglieder der „Clarté": der geniale jüdische Schriftsteller J. Zangwill, der erbittertste Bekämpfer der Allianz mit dem Zarismus, der Sozialist Bertrand Russel, Englands bester lebender Prosaschriftsteller, der phantasievolle englische Jules Verne H. G. Wells, der Künder des ewigen Völkerfriedens, der Menschheitsdichter Thomas Hardy, der Nestor der britischen Autoren, der vorurteilsfreie Anglo-Ire Bernard Shaw, der rücksichtslose Kritiker englischen Wesens, wenigstens der geistigen Annäherung Englands an Deutschland wieder die Wege weisen werden.

Mögen auch manche Tendenzen der „Clarté", kritisch und objektiv betrachtet, unhaltbar und undurchführbar erscheinen, und mag auch ihr direkter Einfluß noch so gering sein, die Organisation kann nicht ignoriert werden. Ganz unverhört verhallen werden die Stimmen ihrer geistigen Führer nicht, besonders diejenigen des Mannes, der ihr den Namen gab und der in fast allen Kulturländern pazifistische Schriftsteller inspirierte: z. B. in Deutschland Reinhard Goering, in Ungarn Andreas Latzko, in Österreich Rudolf Jeremias Kreutz, in Britannien Patrick Mac Gill (ein irischer Streckenarbeiter). Die geistige Qualität der in der „Clarté"

geeinten Männer weckt die Hoffnung, daß vielleicht nie wieder der Tag kommen möge, da der Kampf zu bekämpfen wäre. Schließlich muß sich doch die Überzeugung durchringen, daß nach der tödlichen Feindschaft der Vergangenheit und Gegenwart nur der feste Wille zur Gerechtigkeit, Versöhnung und Verständigung der Welt die Erlösung bringen kann!

Anatole France erhebt seine warnende Stimme in dem neu gegründeten Journal für internationale Verständigung „Foreign Affairs", worin Pazifisten aller Nationen zu Worte kommen wie Levin Schücking, J. Lepsius, E. D. Morel, Georges Demartial, Zsigmund Kunfi u. a.

Möchte man besonders in Frankreich die Weihnachtsbotschaft von Anatole France beherzigen: „Künftighin liegt die Rettung aller Völker in ihrem eigenen klaren Blicke. Die Männer, welche wissen und verstehen, müssen gehört werden! Das Werk, das sie vollführen, ist nicht ein Werk der Gewalt, sondern ein Werk der Weisheit und Klarheit. Ihre Worte verkörpern nicht nur die Wahrheit, sie vermitteln den einzigen Grund, welchen wir für unseren Glauben an einen künftigen Frieden haben. Die Erweckung des allgemeinen Gewissens der Menschheit — das ist der erhabene Zweck, den sie verfolgen. Das ist die notwendigste und glorreichste aller Aufgaben. Es gibt keine andere, wenn wir nicht an der Zukunft der Menschheit verzweifeln."

Rich. Müller-Freienfels: Über Hegels philosophische Persönlichkeit.

Selten hat ein Gefeierter im Reiche des Geistes einen so jähen Sturz nach höchstem Erfolg erfahren wie Hegel. Während es der Mehrzahl seiner Zeitgenossen schien, daß die ganze Geschichte der geistigen Welt in seiner Philosophie kulminiere, sank er der Nachwelt bald nach seinem Tode zum weltfremden Phantasten, ja zum anmaßenden Charlatan und Philosophaster herab. Drei mächtige Strömungen kamen zusammen, um das zu bewirken: das Aufblühen der Naturwissenschaft samt dem mit ihr verbündeten philosophischen Materialismus; der laute, etwas sensationelle Erfolg des Schopenhauerschen Systems beim großen Publikum; und innerhalb der akademischen Welt vor allem die Bewegung, die „Zurück zu Kant" auf ihre Fahnen schrieb, was gleichbedeutend war mit „Weg von Hegel!"

So entstand die Einsamkeit um Hegel in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Selbst die Werke des Philosophen waren nur schwer mehr im Buchhandel zu bekommen. Wenn man Hegel überhaupt kannte, so hatte man diese Kenntnis aus den Lehrbüchern der Philosophie, die aber — selbst wenn sie sich nicht direkt ablehnend verhielten — kein rechtes Bild seines Systems gaben.

Denn indem sie in kurzem Abriß Hegels komplizierten Aufbau der Welt skizzierten, erschien dieser lebensvolle Organismus wie ein nüchternes, trocknes Gerüst. Gerade das Beste, die reiche Fülle wahrhaft geistvoller Lichter, die von seiner Zentralidee aus auf alle Gebiete der Welt ausstrahlte, war unterdrückt. Als trockene Konstruktion erschien dieses System, das — wenn je eines — das Erzeugnis einer grandiosen Intuition gewesen war.

Das etwa war die Situation, in der sich die Generation von 1900 dem Hegelschen System gegenüber befand. Ich glaube nicht nur ein persönliches, ich glaube ein durchaus typisches Erlebnis zu schildern, wenn ich berichte, wie ich selber vor Jahren Hegel in seinen eignen Werken kennen lernte. Mit Scham, mit aufrichtiger Scham mußte ich erkennen, daß ich in Gedanken und Worten gar oft dem Philosophen bitteres Unrecht getan hatte, indem ich ihn nach Werken zweiter Hand beurteilt hatte.

Gewiß stand ich damit nicht allein: ich weiß von Philosophen von Fach, bekannten Inhabern akademischer Lehrstühle, daß sie sich rühmten, sie hätten niemals etwas von Hegel gelesen. Und was fand ich nun, als ich mich in seine eignen Werke vertiefte? Nun zunächst trat mir — trotz aller gegenteiliger Behauptungen Schopenhauers — ein Schriftsteller entgegen, der gewiß vielfach ein schwerfälliges und schwerverständliches Deutsch schrieb, das aber keineswegs ohne persönlichen Stil und oftmals von einer ehernen, erhabenen Schönheit und imponierenden Wucht des Ausdrucks ist. Ich fand ferner einen Denker, der sich gewiß oftmals in seinen eignen dialektischen Fäden verwickelt, aber doch von einer unendlichen Vielseitigkeit und kraftvollster Eigenart ist. Und vor allem fand ich einen Menschen von einer Weite des Blicks, einer Größe des Denkens und einer Selbständigkeit der Werturteile, wie er ganz selten, zumal in der Wissenschaft der letzten Generation, erschienen ist. Ich weiß, ich stehe mit diesem Erlebnis nicht allein. Wenn nicht alles trügt, organisiert sich ein Neuhegelianismus, und schon haben bedeutende Denker, wie z. B. Windelband, offen zum Sammeln geblasen.

Es sollen an dieser Stelle nicht die Aussichten einer solchen Bewegung erörtert werden. Ich will auch nicht untersuchen, was lebendig ist und was tot ist in Hegels System (obwohl man darüber in vielem anderer Ansicht sein kann als der Italiener B. Croce, der darüber ein Buch geschrieben hat.) Ich will — absehend von allem Materialen in Hegels Philosophie, absehend von jeder Diskussion über Richtig und Irrig, Wahr und Falsch seinen Gedanken gegenüber — nur das Formale seines Denkens kurz analysieren, nur seine philosophische Gesamthaltung kennzeichnen, die letzten Endes dasjenige ist, was sich behaupten würde, selbst wenn er in allen Einzelheiten widerlegt würde. Denn was Goethe von Schiller sagte, gilt schließlich von jedem großen Manne und nicht zum mindesten von Hegel: der Mensch kann gar nicht widerlegt werden. Und ich will gerade ein paar Seiten seiner Art beleuchten, die dem Wissenschaftsbetriebe der letzten Zeit strikte entgegengesetzt

sind, und die gerade darum für unsre Zeit, so entgegengesetzt ihre Tendenzen scheinen mögen, von besonderem Werte sein können. Und auch darin befinden wir uns ja in Übereinstimmung mit einem der tiefsten Gedanken unsers Philosophen, daß die Entwicklung aus der Synthese der Gegensätze hervorgehen muß.

* * *

Den Menschen Hegel also suchen wir zu fassen, d. h. nicht den mit mancherlei Sonderbarkeiten behafteten stark schwäbisch sprechenden, in Berlin lehrenden Professor, sondern jenen Menschen, der uns in seinem Werke entgegentritt. — Und zwar sei zunächst die Weite seines Blickes, das Allumfassende seiner Denkweise hervorgehoben. Ganz im Gegensatz zu der nur exakten Überwissenschaftlichkeit der letzten oder doch der vorletzten Generation nämlich hielt er wahre Erkenntnis nicht nur dort für möglich, wo man ein engumgrenztes Gebiet bis in den letzten Schlupfwinkel durchpflügt und jedes Eckchen mit dem Mikroskop untersucht hat! Nein, gerade umgekehrt vertritt Hegel den Standpunkt, daß Erkenntnis des Einzelnen nur dort wahre Erkenntnis ist, wo sie im Zusammenhang bleibt mit der Gesamtheit der geistigen Welt. Hegels Denken ist der äußerste Gegensatz zu allem Spezialistentum. Er lehnt es ab, je den Namen Wahrheit im philosophischen Sinne für Feststellungen zu gebrauchen, wie die, wann Cäsar geboren wurde, oder daß das Quadrat der Hypotenuse gleich der Summe der Quadrate der beiden übrigen Seiten des rechtwinkligen Dreiecks ist. Im Gegensatz zu allem kleinlichen Empirismus betont er, daß gerade das empirische Einzelding eine Abstraktion ist, während ursprüngliche Realität nur dem Absoluten, d. h. der im innersten Wesen Geist seienden Totalität der Welt zukommt. Von hier aus, d. h. der überimpirischen Tatsache des Seins schlechthin, nimmt er seinen Ausgang, und hieraus läßt er die Einzelerkenntnisse dialektisch hervorgehen. Wir wollen hier nicht mit ihm rechten, ob ihm der Nachweis dieser dialektischen Selbstentfaltung des Geistes überall überzeugend gelungen ist; wir konstatieren nur psychologisch die Gesamthaltung seines Denkens und suchen es ästhetisch und menschlich in seiner Größe zu würdigen. Daß diese Haltung auch erkenntnis-theoretisch ernst zu nehmen ist im Gegensatz zum Empirismus, ist ja einer der Punkte, in dem der Neuhegelianismus einsetzt.

In der Erhabenheit dieses Ausgangspunktes des Hegelschen Denkens liegt ein gutes Teil seiner Größe und Würde. Diese bleiben ihm jedoch auch überall dort, wo er empirische Tatsachen aufnimmt und in den Zusammenhang seines Systems hineinstellt. Er verachtet nicht die Erfahrung, wie man oft fälschlich gemeint hat, nein, er sucht sie nur über sich selber emporzuheben, indem er sie Teil werden läßt des überempirischen Lebens des Geistes, der sich selbstentfaltenden Idee.

In dieser Besonderheit des Hegelschen Denkens, daß die Einzelheit nie vereinzelt gedacht wird, sondern daß stets das Bewußtsein des Absoluten mitschwingt,

liegt sein besonderer Zauber. Jede Einzelheit ist sub specie aeternitatis gesehen. Aber diese Ewigkeit und Unendlichkeit sind bei Hegel nichts Transcendentes, sie sind dem Zeitlichen und Ewigen immanent. Der konkrete Begriff Hegels, ein bedeutsamer Angelpunkt seines Denkens, ist Vereinigung des Allgemeinen und Besondern. Das macht einen eigentümlichen Reiz Hegelscher Schriften aus, daß seine Sätze — im Gegensatz zur verstandeshellen Schreibweise der von ihm bekämpften Aufklärung — stets umwittert zu sein scheinen von geheimnisvollem Helldunkel, daß Obertöne mitschwingen, die auch dort, wo sie schwer faßbar sind, dennoch seinem Stil und seinem Denken einen hohen ästhetischen Reiz verleihen. Denn Hegel ist, obwohl er sie zu überwinden sucht, doch hervorgegangen aus der Romantik, und wenn er sie je überwunden hat, so hat er sie doch eben in seiner Weise überwunden, d. h. indem er sie in sich aufgenommen hat. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß — obwohl Hegel die Mystik und die Schwärmerei ablehnt und die Erhebung der Philosophie zur strengen Wissenschaft verlangt — dennoch das Irrationale des Seins stets fühlbar bleibt, ein Unendliches noch im Endlichen, ein Ewiges im Zeitlichen. Obwohl Hegel die Logik an Stelle der alten Metaphysik setzt, so ist das, was er unter Logik versteht, doch weltenweit geschieden von der der Scholastiker. Er sucht nicht das Werden und Leben der Welt in starre Begriffe einzufangen, nein, die Begriffe selber werden und leben bei ihm. Die harten Worte des Goetheschen Faust über den „Kerl, der spekuliert" können auf Hegel keine Anwendung finden, denn weit entfernt davon, durch einen bösen Geist auf der dürren Heide der Abstraktion herum geführt zu werden, hat er selbst der Menschheit neue grünende Gefilde erschlossen, indem er sie ihre eigne Geschichte als Offenbarung des Geistes verstehen lehrte, und indem er so zu einem stärksten Beweger wurde, mögen auch die Wirkungen, die sein Gedanke hervorrief, vielfach wenig seiner Intention entsprochen haben. Oder doch? Hat er nicht selber gelehrt, daß jede Thesis ihre Antithesis aus sich selber erzeugt, daß das Leben der Idee in ihrer Selbstentzweiung und dem Eingehen in höherer Synthese besteht?

* * *

Denn auch das gehört zum Wesen des Hegelschen Denkens, daß er die Allheit nicht als ungeschiedene Masse zu umfangen sucht, sondern sie gerade in ihrer Gegensätzlichkeit und Gespaltenheit bejaht. Die Widersprüche der Erkenntnis, die Kreuz- und Querzüge des menschlichen Denkens, ja die Gegnerschaft gegen seinen eignen Standpunkt sind ihm nicht schlechtweg Irrtümer, nein sie sind ihm notwendige Vorstufen der wahren Erkenntnis. Aus der allumspannenden Weite des Hegelschen Gedankens erwächst seine Positivität. Das, worum Nietzsche später so schmerzhaft ringen mußte, was ihm als Höchstes und Erstrebenswertestes vorschwebte, das „Ja-sagen" zu allem, was ist: Hegel hat das besessen. Ja, er geht soweit in seiner Bejahung, daß er dem Nicht-sein selber eine Realität zuerkennt, daß er jede

Negation mit ihrer Position zusammensieht und in höherer Synthese verknüpft. Man höre Hegel selbst und genieße die männliche Kraft dieses Stils: „Der Tod, wenn wir jene Unwirklichkeit so nennen wollen, ist das Furchtbarste, und das Tote festzuhalten, das, was die meiste Kraft erfordert. Die kraftlose Schönheit haßt den Verstand, weil er ihr dies zumutet, was sie nicht vermag. Aber nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes. Er gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerrissenheit sich selbst findet. Diese Macht ist er nicht als das Positive, welches von dem Negativen wegsieht, wie wenn wir von etwas sagen, dies ist nichts oder falsch, und nun, damit fertig, davon weg zu irgend etwas anderm übergehen; sondern er ist diese Macht nur, indem er dem Negativen ins Angesicht schaut, bei ihm verweilt. Dieses Verweilen ist die Zauberkraft, die es in das Sein verkehrt." Während also Nietzsche das „Wegsehen" seine einzige Verneinung sein lassen will, ist für Hegel gerade das H i n schauen seine Art zu verneinen. Im Gegensatz zu Nietzsches Vogelstraußpolitik blickt er der Negation offen ins Auge und in männlichem Gegenüberstehen sucht er es zu überwinden, indem er es sich zu eigen macht. Besonders in seiner Auffassung der Philosophiegeschichte offenbart sich diese Fähigkeit, in allem scheinbar Negativen das Positive zu erkennen. Da ist kein scheinbar noch so widriger Wind, er muß Hegels Segel füllen, und alle die so mannigfach auseinander strebenden Fäden werden in seiner Hand zu einem sinnvollen Gewebe.

Aus dieser Positivität seines Geistes heraus kommt er zu Stellungnahmen, die gerade in unserer Zeit höchst wertvoll sein könnten. Mit überlegener Handbewegung schiebt er alle kleinliche, negative Kritiksucht vom Tische weg. Die sei allzu bequem und billig, meint er. Herabsetzen, an Äußerlichkeiten und kleinen Schwächen herummäkeln könne jeder; die positive Stellungnahme jedoch sei schwer, sie setze die Erkenntnis des B e g r i f f e s des beurteilten Dinges voraus, und diese Erkenntnis sei nicht so bequem zu haben wie die an der Oberfläche kratzende Kritiksucht. Aus dieser Erkenntnis heraus lehnt er auch den bekannten französischen Satz, daß kein Held vor seinem Kammerdiener als Held dastehe, ab und zwar mit der echt Hegelschen Begründung, daß das nicht darum so sei, weil der Held kein Held, sondern der Kammerdiener ein Kammerdiener sei. Kein Wunder, daß die in dieser Entgegnung sich offenbarende Größe der Anschauung Goethe so gefangennahm, daß er — wohl unbewußt — sich diesen Gedanken zu eigen machte und ihn in die „Wahlverwandtschaften" übernahm. Nur weil Hegel sich bestrebte, in allem das Echte, Große, innerlich Notwendige zu sehen, bejahte er ein für unsern Geschmack so wenig vortreffliches Regierungssystem wie das des reaktionären Preußens seiner Zeit. Es wäre ganz falsch, in dieser Haltung Hegels eine knechtische Servilität zu sehen; im Gegenteil auch darin äußert sich seine innere Freiheit, daß er in allem das Vernünftige und Positive zu erkennen strebte. Aus dieser positiven Grund-

richtung seines Wesens heraus gelangte Hegel auch dazu — wie schon viel früher der ihm geistesverwandte Heraklit — selbst im Krieg, dessen Wesen nach Moltkes Wort doch Vernichtung ist, das Positive zu sehen, so wird er zum Verteidiger des Krieges.

Gerade aber aus diesem Bestreben, die Welt als vernünftig zu begreifen, hat ihm die Nachwelt vor allem einen Strick zu drehen gesucht, wobei ihr freilich, wie auch in vielen andern Urteilen, das Unglück geschah, daß sie Hegel gar nicht verstand. So dumm, wie man ihn hinzustellen liebt, war Hegel gewiß nicht, und es war nicht Blödigkeit seines Blicks, wenn er scheinbar die Unvernunft in der Welt nicht sah.

Wir verweilen bei dieser Besonderheit der Hegelschen Stellungnahme zur Welt, nicht weil wir sie als an sich richtiger und wahrer als die in der gegenwärtigen Wissenschaft übliche hinstellen wollen, nein vor allem darum, um sie in ihrer radikalen Gegensätzlichkeit zur Gegenwart zu kennzeichnen. Während nämlich der heutigen Wissenschaft alles dann einen besonderen Erkenntniswert zu erhalten scheint, wenn sie darin die Formen des niedersten Lebens, ja des anorganischen Seins wiedererkennt, erblickt Hegel gerade umgekehrt in allem niederen Leben, ja im anorganischen Sein die Formen des höchsten, des Geistes. Unsre Wissenschaft von heute führt alles Leben auf chemische Vorgänge zurück, das Tier wird zur komplizierten physiko-chemischen Maschine, der Mensch zum komplizierteren Tier, der Geist zur Begleiterscheinung mechanischer Vorgänge. Jede derartige Zurückführung höherer Phänomene auf niedere erscheint als Eroberung neuer Erkenntnis. — Wie anders war Hegels Betrachtungsweise (die nur die reinste Ausprägung der gesamten Geistesrichtung seiner Zeit war)! Er geht vom Geiste aus, und in jeder niederen Form des Seins erkennt er doch bereits die höchsten Formen. Während der modernen Naturwissenschaft und der mit ihr verknüpften Philosophie der Geist zurückführbar scheint auf die Gesetze des Anorganischen, sieht Hegel auch in der anorganischen Natur und allen weiteren Entwicklungsstufen der Natur den Geist. — Wir wollen nicht entscheiden, welche von beiden Stellungnahmen die „richtige" ist, wir lassen es durchaus offen, daß beiden Betrachtungen ein eigner Wert zu kommt. Aber eben darum wehren wir uns dagegen, daß man Hegels Haltung als ganz veraltet und unbrauchbar ablehne. Es gibt doch neben der mechanistischen Art, die Welt zu sehen, noch andere Möglichkeiten! Und wenn diese anderen nur einen ästhetischen und menschlichen Wert besäßen, so wäre auch das schon nicht wenig! Und daß ein solcher der Hegelschen Art im höchsten Maße zukommt, wird niemand verkennen können, der von seinem Gesichtspunkt aus in die Welt hineingeschaut hat. Vielleicht würden wir lieber vom „Sinn" der Welt als von ihrer „Vernünftigkeit" reden, indessen sind das letzten Endes terminologische Modefragen. Vielleicht werden wir geneigt sein, die „Vernünftigkeit" nicht als Gegebenheit, sondern als Problem, als mögliches Ordnungsprinzip anzusehen: daß dieser Standpunkt außer seinem ästhetischen und menschlichen

Wert auch seine theoretische Berechtigung haben kann, wird niemand leugnen, der nicht in der mechanistischen Weltanschauung dogmatisch die einzigberechtigte anerkennt. —

* * *

Es ist nach der bis hierher gekennzeichneten Art Hegels, die Welt sub specie aeterni zu sehen und überall das Positive, Vernünftige zu betonen, leicht zu begreifen, daß er sie auch **sub specie boni** sah. Freilich meinen wir nicht, daß Hegel darum einer jener flachen Optimisten gewesen sei, als deren Typus ihn Schopenhauer ausgab. Schopenhauer, dessen Motive nur allzu durchsichtig sind, hat Hegel nicht nur gehaßt, er hat ihn auch völlig mißverstanden. Schon die Flut gehässiger Schimpfworte, die er bei jeder Gelegenheit nach Hegel speit, sollte eigentlich bedenklich stimmen: es pflegt meist an besseren Argumenten zu fehlen, wenn ein Philosoph sich aufs Schimpfen verlegt. Im Grunde hat Schopenhauer Hegel, wenn er ihn einen Optimisten schalt, so wenig verstanden wie sich selbst, wenn er sich einen Pessimisten nannte. Denn ist seine gehässige Animosität gegen alles Bestehende mit ihrem Glückshunger und ihrem Glauben an die Ertötung des Übels in einem Nirwana wirklich Pessimismus? Man braucht, um die logische Unmöglichkeit dieser Lebenshaltung zu erkennen, noch nicht einmal das Leben des Denkers selber anzusehen! Alle derartigen Superlative sind eine logische Unmöglichkeit in sich, weil — selbst wenn man diese Welt für die schlechteste aller möglichen Welten erklärt — es dem Denken niemals schwer fallen kann, eine noch schlechtere auszumalen. Hegel jedenfalls hat niemals — so viel wir wissen — den logischen Fehler begangen, seinen Standpunkt als „optimistisch" zu bezeichnen. Im Gegenteil, er hat stets einen Blick auch für das Dunkle und Problematische in der Welt gehabt, ja es wird ihm sogar zu einem notwendigen Bestandteil seiner Welt, wenn es ihm auch abstrakt — in seiner Terminologie gesprochen — ein Nichtseiendes ist. Mir scheint, man wird Hegel bedeutend gerechter, wenn man — statt ihn mit Schopenhauer zum seichten Optimisten zu erklären — den tragischen Unterton nicht überhört, der seine Weltdeutung stets leise, aber doch vornehmlich begleitet. Mag auch das Wort „tragisch" nicht überall dort von ihm gebraucht werden, wo er tragische Zusammenhänge und Schicksale schildert, niemand, der ernsthaft seine Werke von der „Phänomenologie" an bis zur Philosophie der Geschichte liest, wird den tiefen Blick verkennen können, den Hegel für die Tragik des Daseins hat. Und vor allem die Tatsache, daß der größte der tragischen Dichter der neusten Zeit, Friedrich Hebbel, in seiner Theorie des Tragischen, ja in seiner ganzen Weltanschauung aufs stärkste von Hegel beeinflußt werden konnte, dürfte doch kaum für einen seichten Optimismus bei Hegel sprechen. Aber allerdings, er ist kein wehmütiger Gefühlsmensch noch ein trotzig Verbissener. Er leugnet den Schmerz nicht, aber er bejaht ihn in seiner Weise. „Der aus den innersten Tiefen der Seele schreiende Schmerz ist ewiges Moment des Geistes", sagt er selbst. Er

überwindet das Traurige des Einzelschicksals dadurch, daß er den Blick darüber hinaus auf die Gesamtheit des Seins richtet, in dem das Einzelschicksal nur eine älschlich vorgenommene Abstraktion ist. Hegels wertende Stellungnahme zur Welt ist nicht die greisenhaft-ablehnende Schopenhauers, auch nicht der feminin-sensitive Nervenkultus Nietzsches: es ist eine stolze männliche Art, die Welt und das Leben zu nehmen, seinem Ernst und seiner Tragik ins Angesicht zu schauen, und es dennoch zu bejahen. —

* * *

So sehen wir die Seinsurteile der Hegelschen Philosophie mit ihren Werturteilen sich harmonisch zusammenfügen und eins im andern wiederkehren. In geschlossenem Stil steht so seine Persönlichkeit vor uns, denn Hegels Philosophie ist durchaus persönlich, mag sie sich auch als überpersönliche, absolute Erkenntnis darstellen. Besonders in seiner Jugend ist sich Hegel der „anthropologischen" Verwurzelung alles Philosophierens bewußt gewesen. In seiner frischen Schrift über „die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems" spricht er das aus: „Das wahre Eigentümliche einer Philosophie ist die interessante Individualität, in welcher die Vernunft aus dem Bauzeug eines besonderen Zeitalters sich eine Gestalt organisiert hat. Jede Philosophie ist in sich vollendet und hat, wie ein echtes Kunstwerk, die Totalität in sich. So wenig des Apelles und Sophokles Werke, wenn Raffael und Shakespeare sie gekannt hätten, diesen als bloße Vorübungen für sich hätten erscheinen können, — sondern als ihnen verwandte Kräfte des Geistes —, so wenig kann die Vernunft in ihrer früheren Gestalt ihrer selbst nur nützliche Vorübungen für sich erblicken." —

Diese persönliche Haltung des Philosophen, die die letzte Eigenart seines Philosophierens bedingt und die ihren tiefsten Wert, der jenseits von Wahr und Falsch liegt, ausmacht, diese versuchten wir für Hegel festzulegen. Denn wie die Persönlichkeit der Mutterboden ist, aus der die Philosophie erwächst, so beharrt sie auch, selbst wenn die Einzellehren vergänglich sein sollten. Was von Plato und Spinoza, was von Leibniz und Fichte auch dann noch bestehen wird, selbst wenn alles W a s ihrer Lehren verblassen sollte, das ist das W i e ihres Philosophierens, jene persönliche Gesamtstellung der Welt gegenüber, die sie zu typischen Repräsentanten des Menschengeistes macht.

Und diese persönliche Haltung ist bei Hegel so groß und imposant, daß sie allein ihn hinausheben müßte über diejenigen, die ihn darum für widerlegt halten, weil sie in Einzelheiten besser unterrichtet sind. Wir wollten hier nicht erörtern, daß Hegel auch durch zahlreiche objektive Erkenntnisse von bleibendem Werte die Wissenschaft bereichert hat, wir wollten nur dartun, daß er einen Denktypus vertritt, der an Größe und Würde den Vergleich mit niemand zu scheuen braucht. Mir scheint, man kann Hegels Stellung auch im historischen Zusammenhang gar nicht bedeutsam genug sehen: er ist ein Schlußstein für eine große Epoche und zu-

gleich der Grundstein für eine neue. In ihm faßt sich in grandioser Synthese noch einmal alles zusammen, was jene große Zeit bewegte, die wir so irrtümlich als die „deutsche Klassik" bezeichnen, in der die Richtung aufs Klassische nur eine Malfarbe war, in der in Wahrheit unsre spezifisch deutsche Kultur zur reinsten Blüte und reifsten Frucht kam, und in der die Romantik als notwendige Ergänzung zur Klassik und vielleicht als Hauptströmung auch bei Goethe und Schiller (wie sie das Ausland vielfach sieht) nicht übersehen werden darf. Alles das, das Klassische wie das Romantische, das Humanistische wie das Deutsche, faßt sich bei Hegel in großer Synthese zusammen. Und er ist ein stärkster Beweger für jene Richtungen, die in ihrer Gegensätzlichkeit die neue Zeit charakterisieren: an ihn knüpfen der politische und religiöse Konservativismus ebenso an, wie die Sozialdemokratie und der extremste Liberalismus der Theologie. Von ihm sind die historische Wissenschaft wie die Tragödie Hebbels befruchtet, und selbst im Positivismus Comtes und Taines lebt noch Geist von jenem Geiste, wenn auch in seiner Verneinung, weiter. Ob wir durch Weiterführung seiner sachlichen Theorien einen Neuhegelianismus von größerer Wirkungsweite erhalten werden, bleibt abzuwarten: sicher ist jedoch, daß der Typus des Philosophen, den Hegel repräsentiert, in seiner makroskopischen Weite und seinem würdevollen Selbstbewußtsein als Träger des Geistes, zum Unverlierbaren des Menschengeschlechtes gehören wird.

Arthur Dix:
Der Film als geschichts-geographisches Anschauungsmittel.

Nach den gewaltigen politischen Umwälzungen, die unser Geschlecht erlebt hat, und in der unglücklichen geschichtlichen Rolle, in der wir uns gegenwärtig befinden, ist es eine wesentlich gesteigerte Notwendigkeit, den Gebildeten wie den breiten Massen des Volkes geschichts-geographische Belehrung zu vermitteln, geographisch-politische Denkweise zu erziehen. Wir müssen Verständnis gewinnen für die volle Bedeutung der Wandlung, die sich vollzogen hat, und der Stellung, die unserem Volk gegenwärtig in der Welt zugewiesen worden ist.

Ein landläufiger Irrtum mag hier vorweg Berichtigung finden: Vielfach hört man den Gedanken vertreten, daß künftig die auswärtige Politik Deutschlands in die Hände des praktischen Kaufmannes zu legen sei, daß wir keine andere diplomatische Vertretung brauchen könnten, als eine kaufmännisch umsichtige, wirtschaftlich gut durchgebildete. Ist auch die

Reaktion gegen frühere Vernachlässigung wirtschaftlicher Aufgaben begreiflich, so ist eine einseitige Übertreibung, wie sie in der ausschließlichen Betonung des Wirtschaftlichen im Weltpolitischen liegt, doch weit von der Hand zu weisen. In dieser Form die materialistische Geschichtsauffassung auf das geschichtliche Werden und seine Beeinflussung durch die hohe Politik restlos zu übertragen, heißt alle ideellen und kulturellen Beweggründe des geschichtlichen Werdens und politischen Wirkens vollkommen außer Acht lassen. Wenn wir zum Beispiel England zuschreiben, daß es durchaus aus materiellen Antrieben mitgearbeitet habe an der Vorbereitung des großen Krieges gegen Deutschland, und daß es diesen Krieg auch vollkommen als Wirtschaftskrieg geführt habe, so ist doch offensichtlich und darf unter keinen Umständen übersehen werden, daß eben dieses England stets verstanden hat, nach außen hin idealistische Motive in den Vordergrund zu rücken, wie es überhaupt ein Meister in der Kunst ist, seine materielle Weltherrschaft unter der Flagge ideellen Strebens über Meere und Länder zu tragen. Praktische Weltpolitik muß diesem System auf den Grund gehen, muß die ideellen und kulturellen Strömungen, die Tages- und Volksstimmungen aufmerksam verfolgen, und kann sich durchaus nicht darauf beschränken, nur die wirtschaftlichen Beweggründe in auch äußerlich rein materialistischem Gepräge sprechen und spielen zu lassen. Wirtschaftliche Kenntnisse allein werden niemals einen tüchtigen Diplomaten, einen erfolgreichen Leiter der äußeren Politik machen, ebenso wenig, wie etwa juristische Kenntnisse allein ausreichen können, den internationalen Beziehungen die geschickteſt bearbeitete Grundlage zu geben.

Zu den vielerlei Kenntnissen und Befähigungen, die erforderlich sind, um die internationale Politik erfolgreich beeinflussen zu können, gehören neben der Fähigkeit zum völkerpsychologischen Erkennen und Empfinden auch die K e n n t n i s s e d e r g e o g r a p h i s c h e n E i n f l ü s s e a u f d a s g e s c h i c h t l i c h e W e r d e n, und zwar nicht nur der rein wirtschaftlich-geographischen. Geographische Denkweise muß heute um so eifriger gepflegt werden, je breiter die Schultern sind, auf die sich die Verantwortung für die außenpolitischen Geschicke des Volkes verteilt. Eine demokratische Zeit braucht nicht nur innerpolitische Staatsbürgerkunde, sondern auch außenpolitische Staatenkunde, braucht weiteste Verbreitung der Kenntnis vom Werden und Vergehen der Staaten, von den geographischen Grundlagen, auf denen sich die Völkergeschicke abspielen, und von den Grundgesetzen der politischen Geographie, die Einfluß auf diese Völkerschicksale hat.

Bisher wurde, wie die Geographie überhaupt, so ganz besonders die politische Geographie im Erziehungsplan für das heranwachsende Geschlecht in bedauerlicher Weise vernachlässigt. Hier ist zum Teil ein gewisser Wandel angebahnt worden, es muß aber auf diesem Gebiete unermüdlich weiter gearbeitet, und es muß jedes Hilfsmittel benutzt werden, das neuzeitliche Unterrichts- und Aufklärungstechnik für diesen Zweck an die Hand gibt.

Als das modernste und als ein noch sehr zukunftsreiches Hilfsmittel dieser Art ist unbedingt der Film zu betrachten. Wie in so vielen Richtungen hat uns auch in dieser der Krieg über die Nachteile begangener Versäumnisse belehrt. Es ist kaum noch nötig, umständlich auseinanderzusetzen, in welchem Maße während des Krieges von gegnerischer Seite der Film in den Dienst der politischen Propaganda gestellt worden ist, nachdem übrigens schon in den Jahren vor dem Kriege drüben unsererseits leider viel zu wenig beachtete Vorarbeiten auf diesem Gebiet getroffen worden waren. Innerhalb des schmalen Einflußgebietes, das der Krieg ihm belassen, hat Deutschland wenigstens in den späteren Stadien unter beträchtlichem Aufgebot von Kräften und Mitteln versucht, das allzu lange Versäumte einzuholen und auch seinerseits die durch den Film gebotenen Möglichkeiten gesteigerter Aufklärungsarbeit zu nutzen.

Wie der Propagandafilm, so ist auch der Lehrfilm ausgebildet worden, und wir stehen heute wenigstens in den verheißungsvollen Anfängen einer Entwicklung, die gerade auch für die Verbreitung geographisch-politischer Denk- und Anschauungsweise den Film vielfach nutzbar zu machen verspricht. Das bewegte Bild der Land- und Weltkarte kann mit weit größerer Anschaulichkeit als etwa der Geschichtsatlas als Unterstützung des Vortrages die Staatenentwicklung auf erdkundlicher Grundlage dem Schatz unserer Kenntnisse einverleiben und den Inhalt unseres politischen Denkens vertiefen durch Anerziehen der Befähigung zum Denken in politischen Räumen.

Naturgemäß gegebener Gegenstand des verfilmten Geschichtsatlanten ist in erster Linie die Entstehung der Weltreiche. Da läßt sich in handgreiflicher Form die überseeische Kolonisation der alten Phönizier und Griechen darstellen, die vorwiegend kontinentale Ausbreitung Roms und das überaus spannungsvolle Ringen der Landmacht Rom mit der Seemacht Karthago, in dessen Verlauf die Seemacht der Landmacht durch gewaltige Überlandzüge, die Landmacht der Seemacht durch das Hinübertragen des Angriffs auf deren Landbasis zu Leibe rückte. Weiterhin wäre an eine Darstellung der territorialen Ausbreitung des Christentums und an die vom Standpunkt der politischen Geographie besonders lehrreiche Ausbreitung des Islam rund um das Mittelmeer zu denken, wie anschließend an die Gegenströmung des Christentums gegen den Islam in den Kreuzzügen zu Lande und zu Wasser. Die dem Schüler im Durchschnitt recht unklar bleibende Geschichte der Völkerwanderung könnte mit lebendigem Inhalt durchtränkt werden, indem auch diese großen Völkerverschiebungen auf der beweglichen Landkarte entworfen werden.

Aus der Neuzeit wäre vor allen Dingen das Werden des britischen Weltreiches zur Anschauung zu bringen, im Vergleich dieser überseeischen Expansion mit der gewaltigen Überland-Expansion Rußlands, aber auch die französische Kolonialgeschichte nicht zu vergessen. Die einzelnen Stadien der Erschließung Afrikas könnten auf geographischer Grundlage in klaren Zusammenhang gebracht

werden, und die verschiedenen Phasen des Versuches einer politischen Umrundung der Ostsee, des Schwarzen Meeres, des Mittelmeeres und des Indischen Ozeans würden grundlegende Lehrsätze der politischen Geographie zur scharfen Veranschaulichung bringen.

Den gleichen Reiz hätte eine Verdeutlichung des geschichts-geographischen Entwicklungsganges von Brandenburg—Preußen—Deutschland mit dem Streben einer kleinen Zentralmacht, die zunächst nur im Binnenland zwei wichtige Ströme berührte, hinaus in die Mündungsgebiete und hinüber nach anderen Stromgebieten, bis schließlich das Deutsche Reich von der Ems bis an die Memel die ganze Nord- und Ostseeküste und den größten Teil der ihnen zugehörigen Stromgebiete umfaßte.

Untersuchen wir kurz die technischen Aufgaben und Möglichkeiten des politisch-geographischen Films, so ist seine Anwendbarkeit im Schulunterricht und Volksaufklärungsdienst an bestimmte Voraussetzungen geknüpft, die heute im wesentlichen als erfüllt betrachtet werden können. Die deutsche Industrie hat für die Zwecke der Filmprojektion kleine Apparate zur Verfügung gestellt, die bei mäßigen Kosten in ihrer örtlichen Verwendbarkeit unbeschränkt sind, und die weder besonderer Stromanlagen noch kostspieliger Maßregeln der Sicherung gegen Feuersgefahr bedürfen. Für Unterrichts- und Vortragszwecke findet der kleine Apparat eine wertvolle Ergänzung in dem gleichfalls von verschiedenen Seiten konstruierten Stillstandsapparat, der in jedem gewünschten Augenblick eine Umwandlung des bewegten Bildes in das stehende Bild ermöglicht, also das Festhalten eines Momentbildes auf der weißen Fläche — es braucht gar nicht einmal eine Leinwand zu sein, sondern eine weiß getünchte Schulwand erfüllt ausreichend denselben Zweck — um durch den Vortrag den festgehaltenen Moment erläutern zu können. Diese neuen Apparate haben die vielfachen Vorzüge der Billigkeit, der Feuersicherheit, der absolut leichten Handhabung, wozu auf Grund der modernen Filmtechnik auch noch die Möglichkeit der Vorführung bei Tageslicht tritt.

So viel über den Vorführungsapparat, dessen Anschaffung heute bereits für jede Schule im Bereich der Möglichkeit liegt. Was nun die technische Aufmachung des Films nach der inhaltlichen Seite anbetrifft, so gewährt die Methode des sogenannten Trickfilms hier jede erdenkliche Möglichkeit. Die Verschiebung der Grenzen, die Bewegung der Völkermassen, insbesondere auch die Heeresbewegungen, können in zusammenhängender Darstellung des sich verändernden Bildes der Landkarte vor Augen geführt werden. Für Bewegungen im Großen eignet sich besonders der sogenannte Schattenfilm, der den aktiv sich ausbreitenden Staatskörper auf der im allgemeinen weiß gehaltenen Landkarte durch allmähliche oder plötzliche Vergrößerung seiner schattierten Fläche deutlich sich abheben läßt. Für Einzeldarstellungen tritt daneben der Kettenfilm auf, der vorzüglich geeignet ist, die Bewegung von Heereskörpern

durch Kettenglieder oder Raupen zu verdeutlichen, die sich nach Belieben auseinanderziehen und zusammenfügen lassen. Überraschende Proben dieser Art wurden dem Bund Deutscher Gelehrten und Künstler gelegentlich seiner Jahresversammlung 1918 in der Berliner Urania mit einem Vortrag von Oberst Immanuel vorgeführt und zeigten, ein wie weites Arbeitsfeld dem Film durch diese Art der Verwendung eröffnet werden kann. Selbstverständlich liegt die weitere Möglichkeit vor, daß auf die Dauer drohender Eintönigkeit des beweglichen Landkartenfilms namentlich dort, wo es sich darum handelt, breitere Massen der Erwachsenen für das Interesse an dem politisch-geographischen Film heranzuziehen, begegnet werden kann durch Unterbrechung der verfilmten Landkarte und Einschaltung von bewegten Kulturbildern aus der Zeit der eben dargestellten Geschichtsepoche.

Schließlich sind auch bezüglich des Landkartenbildes selbst anziehende und belebende Fortschritte erreichbar, indem die weiße oder schattierte flache Landkarte ersetzt wird durch die sehr einprägsame farbige Reliefkarte, auf der die zu zeigende Bewegung noch wesentlich schärfer deren geographische Bedingtheit erkennbar machen wird.

Suchen wir endlich festzustellen, in welchem Umfange bisher die Nutzbarmachung des Films für die beregten Zwecke versucht worden ist, so wird zunächst darauf hinzuweisen sein, daß in den Vereinigten Staaten eine Unterrichts-Film-Gesellschaft bereits eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte Nordamerikas im Film gegeben hat. Hier scheint es sich allerdings mehr um einen kulturgeschichtlichen als um einen geschichts-geographischen Film zu handeln. In Deutschland hat die ihrer Kapitalkraft nach größte der vorhandenen Filmgesellschaften neuerdings eine eigene Kulturabteilung eingerichtet, in deren Arbeitsplan wir unter den sieben Hauptgebieten an dritter Stelle die „Völker- und Erdkunde, Geschichte und Kulturgeschichte" verzeichnet finden.

In der seitens dieser Kulturabteilung bisher zusammengestellten Reihe von Lehrfilmen finden wir allerdings aus dieser Hauptgruppe nur die Kunstgeschichte und die Länderkunde vertreten, welch letztere jedoch den Bedürfnissen der politischen Erdkunde noch keine Rechnung trägt, sondern in der Filmdarstellung vorläufig beschränkt ist auf Aufnahmen von landschaftlichem und in gewissem Grade kulturellem Reiz. Das Bild- und Filmamt hat seinerzeit die Herstellung eines Schattenfilms veranlaßt, der den russischen Einbruch in Ostpreußen territorial veranschaulicht und ergänzend einen hochinteressanten Kettenfilm über die Schlacht bei Tannenberg.

Auf die künftige Bedeutung des geschichts-geographischen Films für weltpolitische Belehrung habe ich u. a. in einem Aufsatz der „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 13. 4. 1919 hingewiesen, aus dem ich auch an dieser Stelle noch einige Sätze anführen möchte. „Man wird auch in Deutschland den Film in den Dienst der Politik stellen, indem die Parteien wissen werden, durch das bewegte

Bild ihre programmatischen Forderungen und die von ihnen bekämpften Mißstände zu veranschaulichen. An Stelle der trockenen Zahlen vergleichender Steuerstatistik wird ein lebendes Bild der steuerlichen Belastung und Leistungen treten. Für kolonialpolitische Propaganda und andere Zwecke der Außenpolitik wird der Film seine Dienste darzubieten vermögen. Hervorragende Bedeutung wird namentlich der Schulfilm gewinnen können. Nicht nur der naturwissenschaftliche und der physikalische Unterricht können belebt und erleichtert werden durch Vorführungen des belebten Bildes, sondern auch dem geschichtlichen Unterricht wird sich eine viel größere Anschaulichkeit verleihen lassen. Wir haben bereits einzelne Systeme zur Vorführung der Entwicklung von einzelnen Schlachten und ganzen Feldzügen durch den strategisch-taktisch angeordneten Schatten- und Kettenfilm, der die Bewegung der Heeresmassen leicht verdeutlicht, und können auch ganze Perioden der Weltpolitik und der territorialen Ausbreitung eines jeden Staatswesens durch den geographisch-historischen Film sehr viel übersichtlicher wiedergeben, als es durch die einzelnen Karten geographischer Atlanten möglich war. . . . Man mag über das Lichtbildtheater urteilen, wie man will, keinesfalls wird über den Kinoauswüchsen und Kinogeschmacklosigkeiten zu vergessen sein, welche politische, erziehliche und wirtschaftliche Bedeutung das Kino in Zukunft zweifellos zu erringen vermag. Deutschland war auf diesem Gebiete lange Zeit rückständig — es hat viel nachzuholen. Es ist aber auch in der Lage, darüber hinaus vorwärts zu dringen und selbst der Kinoindustrie eine Bedeutung für den Weltmarkt zu geben, die mittelbar der gesamten deutschen Industrie und nicht nur unserer wirtschaftlichen, sondern auch unserer politischen und kulturellen Einschätzung durch das Ausland unschätzbare Dienste zu leisten vermag."

Zur weiteren Verbreitung namentlich des Schulfilms stellt die Kulturabteilung der Universum-Film A. G. in einer Denkschrift über den staatlich geförderten Propaganda- und Lehrfilm im Auslande und die Aufgaben unserer Regierung folgende Forderung auf:

„1. Beihilfe zu den Negativunkosten oder Ankauf bzw. Vermittlung der Abnahme von Kopien. 2. Einstellung von Mitteln für die Beschaffung von Vorführungsapparaten und Filmen zu Lehrzwecken in den Staatshaushalt bzw. Anweisung solcher Mittel aus bereits bestehenden Etatsposten durch die staatlichen und kommunalen Schulverwaltungen an die Lehranstalten. 3. Errichtung von Lehrfilm-Archiven bei den Provinzial-Schulkollegien oder Stadt-Schuldeputationen. 4. Beauftragung von im Staatsdienste befindlichen Lehrern und Männern der Wissenschaft von Dienst wegen zur Mitwirkung bei der Herstellung von Lehrfilmen. 5. Befreiung der Lehrfilm-Vorführungen von der Vergnügungssteuer."

Neben der Verbreitung des Lehrfilms in den Schulen ist aber auch immer an die Verbreitung des Aufklärungsfilms in den breitesten Schichten des Volkes zu denken. Solange die Generation, die in der dargelegten Weise auch für außenpolitisches Denken auf geographischer Grundlage erzogen werden soll, noch im

Heranwachsen ist, gehört es zu unseren unerläßlichen Aufgaben, auch den Erwachsenen das entsprechende Anschauungsmittel in möglichst schmackhaft gemachter Bereitung zuzuführen, und dadurch jene Kenntnisse und jene Anschauungsart zu verbreiten, die zu den selbstverständlichen Voraussetzungen für ein Volk gehören, das auch seine außenpolitischen Schicksale in Selbstverwaltung genommen hat.

Dr. Edgar Groß: Arnold Zweig.

In den „Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer" (Albert Langen, München 1911), Arnold Zweigs frühestem Werk, spricht der grüblerische letzte Sproß des jüdischen Geschlechtes von der vererbten Kraft zu denken, die den Phantomen mit unwiderleglichen Schritten nachgeht und sie erledigt. Damit ist Zweigs eigene Struktur in den ersten Dichtungen treffend gekennzeichnet. Aus der vornehmen Distanz dem künstlerischen Objekt gegenüber, die er an Thomas Mann gebildet hatte, drohte bei seiner stark intellektuellen Begabung die Gefahr einer blutleeren Erstarrung und formalistischen Entwicklung, die für Zweig heute fast überwunden ist, nachdem er sich mehr und mehr auf eigene Kraft besonnen und den Zwang fremder Vorbilder, denen er anfangs nachstrebte, abgestreift hat. In gedrängter, chronikalischer Kürze erzählt er, von den „Buddenbrooks" angeregt, die Familiengeschichte der Klopfer von den Urgroßeltern bis zu den letzten Nachkommen und seziert die Gründe für den Untergang eines vielseitigen Geschlechtes mit naturwissenschaftlicher Strenge und kühler Überlegenheit. Im Künstlertum läßt er diese Familie ein stark geistiges Aufwachsen erleben, aber aus dem seelischen Bankrott geht der letzte Träger des Namens als ein fremder und wissender Verächter des Lebens hervor, indem er sich im zionistischen Reiche von seinem Stamm ausschließt und an der Welt zerbricht, die er nur darum haßt, weil er den Weg zu ihr durch die Liebe nicht finden kann. Die Frage der Rasse und Rassenmischung, die in dieses Jugendwerk hineinspielt, bildet ein häufig wiederkehrendes Motiv Zweigscher Dichtung und findet tieferen Erlebnisausdruck in einigen Erzählungen des „Geschichtenbuch" (Albert Langen, München 1916), so besonders in der „Flucht der von Spandows". Ein Glaubensverleugner, der in der Fremde zum Christentum übergetreten ist, kehrt in die Heimat zurück und heiratet in eine Familie streng jüdischer Tradition, ohne seinen Abfall zu bekennen. Durch Zufall entdeckt seine Frau den Betrug, und Glück und Ehe sind vernichtet. Sehr verschiedener Stilart und sehr verschieden an Wert sind die übrigen Erzählungen dieses Buches. Noch fehlt das sichere Gefühl, das Un-

ausgereiftes entsagend ausmerzt. Eine Neigung zu abstoßenden Häßlichkeiten, deren zwingende Notwendigkeit man nicht einsieht, tritt hervor, und der groteske Humor schlägt oft in fremde Naturalismen um, so daß man nicht weiß, ob der Dichter nicht auf den Effekt hinzielt, und sich zu heftigem Widerspruch genötigt sieht. Zwischen Anekdoten und feuilletonistischen Skizzen finden sich historische Miniaturen von sicherer Zeichnung, aber selten so scharfe Beleuchtungen des seelischen Problems, wie sie die frühe Novelle „Das Kind" mit großer Zartheit zu geben vermochte.

Eigenes Erleben wirkt offenbar nach, wenn Zweig seine Vorwürfe gern dem Schüler- und Studentenmilieu entnimmt. In „Bennarône" (Roland Verlag, München 1918), einer ihrem Ursprung nach ebenfalls anekdotischen, schon 1909 entstandenen Abiturientengeschichte, entwickelt sich eine tolle Komödie von der Täuschung gelehrter Scholarchen, durch die der Student und Schriftsteller Bennarône einem verängsteten Primaner zur Reifeprüfung verhilft. Als er später den Vorfall wahrheitsgetreu zum besten gibt, will niemand ihm Glauben schenken, weil er als Erfinder dreister Lügenmärchen bekannt ist und man auch diese Erzählung für eine wohl gelungene Münchhausiade hält. Tiefer deutende Wehmut und reine Stimmungsreize werden in diesem Bild bayrischen Kleinstadtlebens trefflich mit Humor und Satire vermischt, aber dahinter spürt man den kalten Beobachterblick des Verfassers, der die Phantome „erledigt" und seine Freude an artistischen Gaukeleien nicht immer unterdrücken kann.

Die gleiche Neigung zu scharfer Zersetzung schuf bei aller Stilreinheit und leuchtenden visuellen Farbengebung den Novellenzyklus „Die Bestie" (Albert Langen, München 1914). Der belgische Landwirt, der in fanatischem Haß die preußische Ulanenpatrouille betrunken macht und dann metzgergerecht wie Schweine hinschlachtet, erhebt sich wohl stellenweise zu grausiger Gewalt, aber das Erwachen sinnloser Instinkte und ihre Steigerung bis zur Perversität bleibt teilweise noch ebenso Sache des Intellektes wie die Tat des jüdischen Schülers, der einen unschuldigen russischen Grenzsoldaten heimtückisch ermordet, weil sein Vater bei einem Pogrom von der zaristischen Soldateska getötet worden ist. An letzte Empfindungen rührt dagegen die Erzählung von den gefangenen Turkos, die im Park von Schwetzingen ein fremdartiges Kulturbild anstaunen, um plötzlich die von der spielenden Willkür eines Kurfürsten erbaute Moschee zu erblicken und im religiösen Rausch das Wiederaufflammen innerster Lebenskräfte zu fühlen.

Aus literarischer Ahnherrnschaft, in die Th. Mann, die Franzosen und W. Schäfers Anekdotenkunst sich teilen, führt befreite und befreiende künstlerische Kraft aufwärts und vorwärts zu dem Werk, das A. Zweigs Namen weiten Kreisen bekannt gemacht und ihm die Auszeichnung mit dem Kleistpreis eingebracht hat. Erst in den „Novellen um Claudia" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1917) sind alle begrifflichen Schranken durchbrochen, wächst menschlicher Gehalt in eigener Heimat zu ganzer Stärke

empor. Als Menschenbeobachter, der die Seele nicht nur zerlegen, der sie auch gestalten kann, gestalten mit allen geheimnisvollen Wandlungen und Nüancen, durchdringt er klare Geistigkeit mit intuitivem Erschauen letzter Gefühlsregungen, plastisches Stilempfinden mit vornehmer Abgeklärtheit. Dabei besitzt dieses Buch trotz impressionistischer und scheinbar loser Aneinanderreihung einzelner Szenen und tagebuchartiger Selbstbekenntnisse doch eine so zielbewußte Entwicklung, daß man die Durchführung des Problems fast wie einen architektonischen Aufbau erlebt. Der Privatdozent Dr. Rohme liebt Claudia Eggeling, die klare, schöne und selbstsichere Claudia aus einem Geschlecht feinster ausgeglichener Kultur, aber Furcht vor ihrem Anderssein, seine Häßlichkeit und die Unsicherheit seiner Lebensstellung verschließen ihm den Weg aus grüblerischem Schwanken zu fester Entschlußkraft. Um sich zu befreien, zeigt er sich Claudia absichtlich in einer läppischen Situation, aber gerade durch dieses Selbstbekenntnis gewinnt er sie. Der Kampf um ein völliges Einswerden erhält tiefsten Ausdruck in der „keuschen Nacht" auf der Hochzeitsreise. „Ihr Körper, der sonst ihr gehörte, stand ihr heute fremd und herrisch gegenüber, und sie fürchtete sich und fühlte sich ausgeliefert wie irgend ein kleines Mädel, das vor dem Lehrer zitterte". Durch ruhige Sicherheit überwindet der Gatte ihre Scheu, aber die Ferne bleibt noch bestehen, bis er ihr durch ein letztes Geständnis seiner menschlichen Wirren eine Brücke von ihrer künstlichen Starrheit über das Gefühl der Verantwortung zu sich hin baut. „Er erhob sich und zog sie sanft empor. Sie standen nebeneinander, im silbernen Lichte, Hand in Hand, und ihre Schatten mischten sich zu einem, der als Brücke ins Dunkel des Raumes reichte und ihrem Dastehen einen Sockel gab und das Festgegründete von Statuen". Hier spricht ein in sich Gefestigter, dem selbst die Fäden des Lebens und der Dichtung eins geworden sind, der sich nicht mehr in feindselige Kühle und bewußte Künstelei zu retten braucht, der Poetisches mit feinstem Erfassen musikalischer und malerischer Reize in bestechenden Rhythmus kombiniert.

Mit dem geschärften Blick für das Charakteristische, mit kluger Ausnutzung von Stimmung und Steigerung tritt Arnold Zweig auch an die Tragödie heran. Zwei Stücke liegen bisher von ihm vor, beide in der Durchführung noch nicht ausgereift, beide aber voll Versprechungen und starkem Temperament. „Abigail und Nabal" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1916) ist 1913 nach einem Vorwurf des ersten Buches Samuelis geschrieben. Vorläufer auf dem Gebiet der biblischen Tragödie, nicht zuletzt Hebbels Übermenschen, haben auf die Gestaltung entscheidend gewirkt, trotzdem ist ein Werk aus eigener Kraft entstanden. Nabal ist machtvoller Herr im Lande Juda. Vergeblich bittet der flüchtige David durch Abgesandte ihn um Nahrung für seine darbende Heerschar. Auf seine Kraft trotzend, weist Nabal ihn ab und verbietet seinen Leuten bei Strafe der Steinigung, Davids Kriegern etwas zu geben. Doch in seinem Hause lebt verachtet Abigail, eine seiner Frauen, die Nabals selbstsicherer Hochmut als einen Schmuck seines Lebens ansah,

ohne ihr je an den Gedanken seiner Seele Teil zu geben, bis er sie ihrer überdrüssig ganz ins Dunkel zurückgestoßen hat. Um den drohenden Rachezug der Flüchtigen von Nabals Hause und den Hirten abzuwenden, geht Abigail nachts in Davids Lager und bringt ihm die verlangte Nahrung. Staunend steht der Held, von dieser Tat und Abigails Schönheit besiegt, vor ihr, bewundernd blickt sie auf seine Größe, die den Menschen Vertrauen schenkt. Aber tiefste Gemeinschaft ihrer Seelen vermag sie nicht an David zu fesseln. „Mein Fuß haftet an Nabals Boden . . . doch mein Gedenken braust mit dir zum Horste des Throns". Obwohl sie durch ihn gebrochen, würde sie nie aufhören, Nabals Weib zu sein. So kehrt sie zurück gerade in einem Augenblick, als Nabal, um seine Seele zu „bewahren", den Lockungen einer Königskrone widerstanden hat, und Abigail zum ersten Mal in sein aufgewühltes Innere blicken läßt. Aber seinem aufflammenden Begehren hält sie haßerfüllt ihr nächtliches Erlebnis entgegen; Nabal erkennt, daß er den Augenblick verspielt hat und gibt sich, in seiner Selbstsicherheit untergraben, den Tod. Die Einheitlichkeit der Handlung leidet darunter, daß zwei Probleme sich gegenüberstehen und das Interesse von Nabals tragischem Zusammenbruch, der im Mittelpunkt stehen soll, zu Abigails Ringen um die Menschenwürde abgelenkt wird. Aber der Wechsel stark dramatischer Szenen mit lyrischer Zartheit, die gedämpfte Farbenstimmung, die als festes Band die Vorgänge umschließt, und die bildhafte Kraft der Sprache können bei straffer Zusammenfassung aller noch latenten Möglichkeiten zu einer Synthese von Stoff und Form führen, die A. Zweig einen festen Platz auf unserer Bühne sichert.

Zwar kann ich diese fortschreitende Entwicklung in dem nächsten Stück noch nicht sehen. „Die Sendung Semaels" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1918), die schon in einer älteren Fassung als „Ritualmord in Ungarn" vorgelegen hat, behandelt mit fast historischer Treue den Mordprozeß von Tisza Eszlar aus den Jahren 1882/83. Der Gutsbesitzer von Onody vergewaltigt ein junges Judenmädchen und bringt die Schreiende in aufwallender Angst um. Auf Betreiben des antisemitischen Untersuchungsrichters Bary wird die jüdische Gemeinde beschuldigt, Esther als Ritualopfer getötet zu haben, und der 13jährige Moriz Scharf, Sohn des Synagogendieners, wird so lange gefoltert und in ein Gewebe aufreizender Lügen verstrickt, bis er sich selbst zwischen Traum und Wahrheit wiegt und bekennt, heimlich Zeuge der Hinschlachtung gewesen zu sein. Aber die Lüge wird schließlich durch einen objektiven Staatsanwalt enthüllt, und Bary erschießt sich, da er bloßgestellt und in seiner Laufbahn ruiniert ist, getrieben noch von dem schamlosen Parteipolitiker Istoczy: „Er mußte hinunter. Er hätte seinen Lebtag die Partei kompromittiert". Zwischen dieser Märtyrerhandlung spielt sich, unter reicher Ausnutzung der jüdischen Mythologie, ein metaphysischer Kampf der himmlischen Macht Elohim mit der Hölle (Semael) um die Seele des Menschen ab. Wie in manchen Erzählungen scheut Zweig auch hier vor keinen ausgeführten oder nur

angedeuteten Kraßheiten zurück, um blutgierigen Rassenhaß mit einfältiger Gläubigkeit zu kontrastieren. So geht er scheinbar starr auf sein Ziel zu, aber wieder fehlt der Zentralpunkt, wie er einmal in dem jüdischen Knaben als Märtyrersymbol, andererseits in dem überirdischen Ringen gegeben war, von dem sich die konzentrischen Kreise ausbreiten. Vielleicht hat die aktenmäßige Gebundenheit, der er sich unterwarf, den Dichter an der freien Entfaltung seiner auch hier unverkennbaren dramatischen Kräfte gehindert. Ergreifend bleibt dieses Stück trotzdem durch die Reinheit seiner ethischen Auffassung und eine ihr kongeniale Simplizität des Stils. Liebe und Güte haben die Tragödie vom Leiden seiner Stammesgenossen aus blutendem Herzen geboren, Liebe und Güte haben die kühle Distanz des Intellekts weggefegt. Nächst den „Novellen um Claudia" weisen die beiden Dramen den hoffnungsvollen Weg, den Arnold Zweig zu gehen hat und aller Voraussicht nach gehen wird.

Walter Meckauer:

Aufruhr.

Es steigt über abenddunkle Dächer
Mit Spinnenbeinen hinweg.

Es fährt in die Hütten
Und steht inmitten
Der Freude mit bleichem Schreck.

Es späht mit entsetzten verzerrten Mienen
Aus den Kaminen,
Aus den Ecken,
Durch die Scheiben.

Es rauscht in den Röcken,
Will Körper werden, will sich beleiben:
Weh! Weh!

Aus allen Augen glotzt es hervor:
O Völker, die ihr verloren seid!
Über euch hin schreitet die Zeit!

O Völker, die ihr geworfen seid
Hinein in den Kessel, der siedend schwillt!

O Völker, sie steigt, sie steigt empor,
Die schwarze Flut,
Die wild
Brandet im Blut . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Über Straßen und Gassen, die graue Flüsse sind,
Weht der giftige Wind.
Leichen decken das Pflaster,
Als wären sie trunken.
Es pfeift das Laster
In roten Spelunken . . .
Und heulend saust über menschvolle Plätze schnell
Das zischende Meteor, das Schrapnell.

Stunde geht, Stunde bleibt.
Es kommt, es lebt, es hat sich beleibt!
Es fiebert, es fordert — — und wertlos wie ein Spatz
Liegt der Denker herzdurchbohrt auf dem Platz — —

Paul Knötel: Opfer.

Aus der Geschichte einer Familie.

(Fortsetzung.)

So weiß ich nicht einmal, wo er als Kind gewesen ist, nur daß er schon zeitig ins Kadettenkorps gekommen und dann aus ihm in ein Infanterieregiment irgend in einer kleinen posenschen Stadt versetzt worden ist. Ein junger Leutnant von achtzehn Jahren und ein so winziges Nest und nicht viel zu tun! Was da kam, du kannst es dir wohl denken, Hans. Manchem hätte es den Hals gebrochen, und er hätte den bunten Rock ausziehen müssen. Aber er muß damals die sonnenhafte Schönheit und das bezwingende Benehmen seines Vaters gehabt haben. Da durfte er die Uniform anbehalten, nur haben sie ihn von einem Regiment zum anderen geschoben, daß er ein gut Teil von unserem alten Preußen gesehen haben muß. Er hat gute Anlagen gehabt und hat manchmal etwas geleistet, was die anderen nicht konnten, aber die Stetigkeit hat ihm gefehlt. Da hat er dann vieles, was er angefangen, beiseite geschoben, wenn der Reiz der Neuheit vorbei war. Für den Berufssoldaten war's ja eine träge Zeit; und nur einmal hat er in ernstlichem Kampfe gestanden, aber die Feinde, auf die er schießen lassen mußte, das waren die aufgehetzten und verhungerten Weber in Langenbielau im Eulengebirge. Du warst ja vergangenes Jahr in Hauptmanns Webern und hast mir davon erzählt. Ich mag dies neue Zeug nicht leiden, aber damals habe ich dir doch recht aufmerksam zugehört. Und als du erzähltest, wie der alte Weber Hilse am Webstuhl sitzen bleibt und dort erschossen wird, und wie seine Schwiegertochter gegen die Soldaten losgestürmt ist, da habe ich an meinen Mann denken müssen, daß der wohl die Schüsse auf die Leute kommandiert haben könne. Er hat mir einmal gestanden, daß es ihm bitter schwer geworden ist und daß er lieber den Säbel zerbrochen hätte, aber er war Offizier und wußte, was seine Pflicht war.

„Als Hauptmann haben sie ihm dann den Abschied gegeben, und er hat noch den Major mit auf den Weg bekommen. Nun stand er da; sein Vermögen war weg bis auf einen kleinen Rest. Da hat er dann das und jenes versucht, aber die Ausdauer fehlte ihm eben, und es ist nichts rechtes draus geworden. Bis er dann bei einem früheren Kameraden ein oder zwei Jahre auf dessen Gut geweilt hat. Ich habe ihn als alten Mann nach deines Großvaters Tode kennen gelernt, und er hat mir erzählt, daß er ihn gar nicht wieder erkannt habe, wie er sich damals auf die Landwirtschaft geworfen und ihm wirklich viel genützt habe. So ist er denn auf den Gedanken gekommen, sich selbst anzukaufen und ist Herr auf dem Niederhofe geworden. Das Übrige weißt du.

„Tüchtig hat er gearbeitet. Wie gern hätte ich ihm als Helferin zur Seite gestanden. Aber wenn ich es schüchtern versuchte — die Schüchternheit bin ich ihm gegenüber nicht los geworden — da hat er nur kurz gelacht und gemeint, dazu wäre ich nicht da. Er hatte es eben verlernt, sich jemandem anzuvertrauen und ging einsam seines Weges. In mein hübsches Gesicht hatte er sich noch als älterer Mann vergafft, das war alles — und weiter sollte ich ihm nichts sein. Wenn er mich so auch von seinen Geschäften ferngehalten hat, so habe ich doch nach ein, zwei Jahren erkannt, daß die Wirtschaft nicht so ging, wie sie eigentlich sollte.

„Mit bitterem Kummer habe ich gesehen, wie sie zurückging, und habe eine Todesangst gehabt, was da werden sollte, wenn wir den Hof nicht halten könnten. Und er selbst ist immer lässiger in der Arbeit und in der Aufsicht geworden. Das Gesinde hat gemacht, was es wollte, und wenn er dann einmal dazwischen fuhr, sind sie ihm ausgerissen, und die dann kamen, die waren schlechter als die früheren.

„In diesen Tagen des Kummers wurde dein Vater geboren. Ich hatte eine solche Hoffnung gehabt, daß es doch noch zum rechten kommen würde, wenn ein Kind, ein Sohn, da wäre, daß dein Großvater dann in mir doch wohl mehr sehen würde, als eine Zierpuppe. Aber je näher meine schwere Stunde kam, desto ängstlicher wurde mir zu Mute. Ich meinte, ich könnte es nicht mehr ertragen, und wünschte nur, daß wie bei meiner Schwiegermutter der Tod mich sogleich hinwegraffe und ich das Kind mit mir ins Jenseits nehmen könnte. Das war unrecht von mir, aber die Geister des Niederhofes hatten eben Gewalt über mich und drückten mir das Herz ab. Verstehst du es nun vielleicht, warum dein Vater so geworden ist, wie er ist?

„Meine Stunde ging vorüber; ich hielt das Kind in meinen Armen, und als ich in das kleine unschuldige Gesichtlein sah, da wollte die Hoffnung sich auf leisen Sohlen wieder heranschleichen an das düstere Haus, aber — — —

„Ja, Kind, ich muß es dir doch sagen — es ist notwendig — da trat dein Großvater, der mich in diesen herben Stunden allein gelassen, fremden Leuten überlassen hatte, wankend und lallend an mein Bett. Er hatte einen neuen, verhängnisvollen Tröster gesucht. — Es war das erste Mal, nicht aber das letzte.

„Ich habe damals nichts gesagt — ich war zu schwach dazu. Aber ich habe auch weiterhin nichts dawider geredet. Ich weiß nicht, ob ich mich deshalb schuldig bekennen soll. Aber das war mir klar, daß es doch nichts genützt hätte. So habe ich mich immer mehr in mich zurückgezogen, und wir sind neben einander her gegangen, wie zwei Fremde. Mit dem Kinde hat dein Großvater ja oft gescherzt und gelacht, aber eine Brücke zwischen mir und ihm ist es nicht geworden. Der Niederhof wäre wohl zum zweiten Mal unter den Hammer gekommen, zu unserem Glück aber hatte der Baron auf Georgenwalde seinen Blick auf ihn geworfen. Der hat ihn dann, weil er ihn zur Abrundung für Güter haben wollte, zu einem unverhältnismäßig hohen Preise erstanden.

„Das hab' ich allerdings erst später erfahren; damals sagte mir dein Großvater nur eines Tages: „Ich habe den Niederhof verkauft. Zum April ziehen wir nach Breslau." Ach, du mein Gott; es wollte so ein kleines Fünklein Hoffnung aufglimmen: nun kann es doch noch besser werden. Im Niederhofe hat es mir ja immer mehr das Herz abdrücken wollen, und, wenn ich mich noch freuen konnte, so war es jetzt, daß ich ihm auf immer Lebewohl sagen sollte. Auch von Langendorf wurde mir der Abschied nicht schwer. Die sonnigen Tage, die ich dort im Schulhause verlebt hatte, lagen wie hinter einem dichten, dichten Nebel verborgen, und das liebe Haus hatte nur noch einen Bewohner von all den fröhlichen Leuten, und der wollte ihm fast zu gleicher Zeit Lebewohl sagen. Das war mein Vater.

„Als jüngste hatte ich den Anfang mit dem Heiraten gemacht, und dann waren in den folgenden zwei Jahren alle drei Schwestern meinem Beispiele gefolgt, der Reihe nach von der jüngsten bis zur ältesten. Sie haben im Schulmeisterhause damals viel darüber gelacht, am meisten, daß die Mine, die damals schon achtundzwanzig Jahre durch war, den jüngsten Mann bekam, alles Lehrer aus dem Kreise. Und Kinder hat es genug bei allen gegeben, meistens Mädchen, die haben wieder Mine und Tine, Line und Pine geheißen nach den Tanten. Vielleicht haben sie dann wieder ihren Töchtern dieselben Namen gegeben, und es laufen noch ihrer viele dort im Kreise herum, die so wie deine Großmutter und deine Großtanten hießen. Ich weiß von ihnen nichts mehr. Ehe die Mine noch heiratete, da hat sich eines Tages die Mutter hingelegt, auf zwei Tage, wie sie lachend sagte, aber aus den Tagen sind Wochen geworden, und sie ist dann aus ihrem Bette in den Sarg gelegt worden. Sie hat immer noch das liebe Lächeln um den Mund gehabt, und ich bin mir fast wie eine alte Frau vorgekommen, wie ich sie so habe liegen sehen, und war doch erst zweiundzwanzig Jahre.

„Als dann die Mine nach ein paar Monaten vom Elternhause schied — es war eine ganz stille, kleine Hochzeit — da ist Vater zusammengeklappt und hat eines Tages sein Abschiedsgesuch eingereicht zum 1. April des folgenden Jahres. In den letzten Tagen des März haben sie ihm dann eine Abschiedsfeier veranstaltet. Der Herr Pfarrer soll ihm eine schöne Rede gehalten haben, der Schulze hat ihm im Namen der Gemeinde einen Lehnstuhl dargebracht, und die Jungfrauen des Dorfes ein Kissen, darauf stand: Nur ein Viertelstündchen. Das hat er mir alles, alles nach Breslau geschrieben, als er schon bei der Tine war, und hat hinzugesetzt: er müsse eigentlich immer nach einer Viertelstunde wieder aufstehen, wenn er sich darauf austuhte. Ich kann mir noch jetzt vorstellen, wie es um seine Mundwinkel gezuckt hat, als er das schrieb, aber über das, was er dann hinzusetzte, habe ich weinen müssen, wenn er auch schrieb, daß er recht herzlich gelacht hätte. Denn die Nacht darauf haben ihm ein paar dumme Jungen die Fenster eingeworfen und um den einen Stein war ein Papier gewickelt, darauf stand: Wen sollen wir jetzt ärgern? Ja Kind, das ist der Welt Dank.

„Damals also waren wir schon in Breslau. Es war mir ganz recht, wenn ich

auch nicht danach gefragt worden war, daß wir in einer großen Stadt wohnten. Da konnte man so recht untertauchen, und es fragt keiner den anderen nach seinem Leid und seinem Kummer. Anschluß habe ich an niemanden gesucht und habe auch zufällig keinen gefunden; mein einziger Trost war das Kind, dein lieber Vater. Dein Großvater hat wieder alles mögliche versucht, aber es ist aus alle dem nichts Rechtes geworden. Auch er blieb einsam und hätte doch nur zu mir kommen sollen, wie gern hätte ich das Leid mit ihm getragen. Aber er tat es nicht und konnte es vielleicht auch nicht tun. Wenn so wieder einmal eine Hoffnung zu nicht geworden war, oder wenn er einen alten Kameraden aus seinen Militärjahren getroffen hatte, ist er dann spät, spät in der Nacht nach Hause gekommen, und ich wußte schon vorher, wie er sich wieder lallend ins Bett stürzen würde. Ein Trinker, was man so sagt, war er ja nicht, aber er hat doch zu oft Trost in Wein und Bier gesucht. Inzwischen wuchs dein Vater heran, und ich habe immer gefürchtet, daß er seinen Vater einmal in diesem Zustande sehen werde. Jahrelang habe ich es zu verhindern gewußt, bis dann doch eintrat, was ich immer gefürchtet hatte.

„Dein Vater besuchte damals schon das Magdalenengymnasium und war ein geweckter, fleißiger Schüler. Wie wir eines Abends zusammensitzen und er die Schularbeiten für den folgenden Tag macht, höre ich plötzlich starken Lärm im Entree, und ehe ich noch die Stubentür erreichen kann, öffnet sich diese, und dein Großvater schwankt mit aufgedunsenem Gesicht und Unverständliches lallend herein. Ich bin ihm gleich entgegengeeilt, um ihn ins Nebenzimmer in sein Bett zu bringen. Wie ich mich aber nach deinem Vater umsehe, sitzt er da mit wachsbleichem Gesicht, als ob er eine Erscheinung gehabt hätte. Ich habe ihm dann, als ich meinen Mann zur Ruhe gebracht habe, ein paar Worte der Entschuldigung für seinen Vater sagen wollen, aber er hat mich so seltsam angesehen, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. In der Nacht aber habe ich ihn in seiner Kammer stundenlang schluchzen gehört.

„Das war das erste Mal, daß er das Unglück seines Vaters gesehen hat; es sind ihm noch andere gefolgt. Nun begreifst du wohl, warum dein Vater keinen Tropfen Alkohol anrührt, du verstehst es, warum er dir bei deiner Versetzung nach Obersekunda nicht erlaubt hat, zum Kommers der Einjährig-Freiwilligen zu gehen. Frühzeitig ist er damals herangereift und hat sich selbst erzogen, wo eine andere Erziehung fehlte. Denn, ich muß es dir gestehen, ich war zu schwach dazu. Dein Großvater hat mich zu unselbständig gemacht. Wer weiß, was aus deinem Vater geworden wäre, wenn er nicht schon so zeitig sein Geschick selbst in seine Hand genommen hätte.

„Und dann hatte ich auch bald noch für anderes zu sorgen. Unser Einkommen war klein, und dein Großvater gebrauchte sehr viel für sich selbst. Es blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als selbst Geld zu verdienen. Aber womit? Ich hatte ja außer der Hauswirtschaft und weiblichen Handarbeiten nichts gelernt. Da bin ich denn in die Geschäfte gegangen und habe gebeten, mich Handarbeiten

machen zu lassen. Wenn man hörte, daß ich eine Frau Majorin war, da wurde man sehr höflich und gab mir Arbeit, aber in der Meinung, daß die Frau Majorin sich nur so nebenbei ein paar Groschen aus Liebhaberei erwerben wollte, zahlte man um so weniger, je liebenswürdiger man war. Kind, Kind, es waren böse Tage.

„Ich habe oft bis tief in die Nacht hinein gesessen und gestickt, während dein Vater und Großvater schon längst schliefen; denn vor diesem durfte ich nichts von der Arbeit merken lassen. Als er mich einmal dabei betroffen hat, ist er sehr böse geworden und hat arg gescholten, daß es sich für die Frau eines Offiziers nicht schicke. So mußte ich es ihm denn verhehlen und saß, wenn er einmal Abends wieder aus war, in Todesängsten da, daß er mich wieder überraschen könnte. Du weißt, es waren in den sechziger Jahren die Kriege gegen Dänemark und Österreich. Man hat ja damals gefürchtet, daß die Österreicher wieder wie vor über hundert Jahren in Schlesien eindringen könnten, und es war viel Gerede und auch Furcht unter den Leuten. Ich aber habe in meiner Einsamkeit von alledem nicht viel verspürt. Aber in meinen Mann ist da jedesmal eine seltsame Unruhe gekommen, und er war viel aus. Manchmal, wenn er gerade Lust hatte, hat er mir erzählt, daß er den und jenen alten Kameraden getroffen habe, der ins Feld zöge, und er hat dabei so seltsame Augen gemacht. Ich wußte damals nicht, warum. Aber dann, im Jahre 1870 ist es mir klar geworden. Es war das Soldatenblut, das sich in ihm wieder rührte und das ihm keine Ruhe ließ.

„Wie Frankreich in diesem Jahre uns den Krieg erklärte und überall die große Begeisterung ausbrach, da ist wieder dasselbe Wesen in deinen Großvater gefahren. Mir war es seltsam, daß er gar nicht mehr ausgehen wollte und keinen Tropfen Bier oder Wein mehr anrührte. Um so eifriger las er die Schlesische Zeitung, die wir mithielten. Dann sprang er wohl plötzlich auf und lief unstät im Zimmer auf und ab. Oder er öffnete, wenn er sich unbeobachtet glaubte, den Pistolenkasten auf seinem Schreibtisch und prüfte die Waffen. Endlich traf ich ihn eines Tages, wie er seine Uniform, die er nur noch zu Königs Geburtstag trug, aus seinem Schrank genommen hatte und sorgfältig prüfte. Schon hatte er mich bemerkt, und in ganz anderer Weise, als er sonst zu mir zu sprechen pflegte, fast vertraulich, sagte er: „Ich halte es nicht mehr aus, ich muß auch mit". Ach, Hans, was war ich doch für eine schlechte Soldatenfrau! Ich weiß ja jetzt, daß wohl keine ihren Mann abgehalten hat, daß über das Gesicht vieler vielmehr ein Freudenstrahl gegangen sein wird, wenn sie ihn auch liebte und wußte, daß ihm der Tod beschieden sein konnte.

„Aber ich war ja garnicht gewöhnt, bei den Entscheidungen deines Großvaters ein Wort zu sagen. So blieb ich stumm, und ich merkte bald, daß das bißchen Vertrauen, das er zu mir gewonnen zu haben schien, wieder verflogen war. So ist denn über die Sache kein Wort mehr zwischen uns gewechselt worden, aber nach etwa vierzehn Tagen kam seine Einberufungsorder nach Köln. Für seine Neu-

equipierung hatte er inzwischen selbst gesorgt, und so blieb mir auch da fast nichts zu tun übrig, als ihm beim Packen behilflich zu sein. Wie hat es mich in jenen Stunden zu ihm hingezogen, wie gern wäre ich ihm um den Hals geflogen und hätte ihm gesagt, wie hoch er in meiner Achtung gestiegen war; wie rührte sich jetzt doch etwas in mir, was man hätte Liebe nennen können. Aber — es war zu spät. Als dann die Abschiedsstunde kam — daß wir ihn auf den Bahnhof begleiteten, hatte er sich kurz verbeten — da nahm er deinen Vater in seine Arme, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und sprach: „Bleib brav, mein Junge, und wenn ich nicht wieder komme, dann denke an mich." Und dabei leuchtete sein Auge so seltsam, daß ich nun erst wußte, wie lieb er seinen Sohn hatte. Auch mich hat er dann auf die Stirn geküßt und hat mir die Hand zum Abschied gegeben, aber es war in alledem so etwas Fremdes, daß ich unter der Berührung fast fror.

„Bis zur nächsten Straßenecke haben wir der Droschke nachgesehen, dann aber konnte ich mich nicht mehr halten und habe einen Weinkrampf bekommen, sodaß mein armer Junge ganz erschreckt war und nicht wußte, was er mit mir anfangen sollte.

„Aus Köln, dann aus ein paar französischen Orten haben wir von ihm kurze Briefe erhalten, ein paar ich, mehr dein Vater. Dann hörten wir Wochen hindurch nichts mehr. Bis endlich der 24. Dezember kam. Ich hatte deinem Vater ein Buch und ein paar nützliche Sachen als Weihnachtsgeschenke gekauft, und in der Kammer stand ein kleiner Christbaum; den wollte ich schmücken, wenn dein Vater vormittags auf die Eisbahn auf den Stadtgraben ginge. Als ich gerade damit angefangen hatte, kam der Briefträger und brachte ein Schreiben mit dem Poststempel Bonn; es war von der Lazarettverwaltung. Ich weiß nicht, wie ich es aufgemacht habe, so pochte mir das Herz, und dann las ich, daß mein Mann schwer verwundet im Lazarett läge und daß es sein Wunsch sei, mich noch einmal zu sehen, ehe er — sterbe.

„Ehe er sterbe! Wie mich das traf. Ich hatte mir ja hundert Mal gesagt, daß auch ihn der Tod im Kriege ereilen könne, ich hatte mit dem Gedanken gespielt und hatte mir vorgestellt, wie das wäre, hatte mich gefragt, ob ich nicht sehr traurig sein werde — dann hatte ich wieder daran gedacht, was aus mir und deinem Vater werden sollte, aber jetzt, wie ich es schwarz auf weiß las, da war das alles, alles mit einemmal weg. In meiner Seele glaubte ich nur das eine Wort sterben zu hören. Darein aber mischte sich das andere: er will dich sehen.

„Siehst du, Hans, ich war damals erst neunundzwanzig Jahre alt; da hat manche erst die richtige Liebe kennen gelernt und hat sich wieder jung gefühlt, als wäre sie in der holden Siebzehn. Ich glaubte ja fast schon mit dem Leben abgeschlossen zu haben, meinte, eine alte Frau zu sein, und da auf einmal fühlte ich es in mir aufsteigen, als käme noch einmal die Jugend und klopfte an meine Tür und sagte: „Mach auf, es wird noch alles gut". Dazwischen aber schien es

mir, als ob ein anderer Finger, hart und knöchern, anklopfte, und das Wort tot dröhnte mir wieder in die Ohren.

„Was ich gemacht habe, wie ich es gemacht habe, ich weiß es heut kaum mehr. Aber Abends saß ich im Schnellzuge, der nach Berlin fuhr. Deinen Vater hatte ich bei der Familie eines Lehrers untergebracht, der über uns wohnte, und nun ging es in die Nacht hinaus. In die Weihnacht! Ich habe natürlich kein Auge zugetan, und der eine Gedanke vertrieb immer die anderen: du kommst zu spät, zu spät!

„Am folgenden Tage bin ich dann durch das deutsche Land gefahren, wie es in glitzerndem Schnee, im hellsten Sonnenlicht da lag — es mag schön sein, aber gesehen habe ich davon nichts. Was soll ich da noch weiter erzählen? Endlich war ich in Bonn und stand im Lazarett dem Chefarzt gegenüber. Er konnte mir nur wenig sagen. Ein Bahnhof in Frankreich, wo mein Mann Etappenkommandant war, war von Franktireurs überfallen worden. Dein Großvater hatte einen Schuß in den Unterleib erhalten, und dann war ihm durch einen Kolbenschlag der Unterkiefer zerschmettert worden. Hoffnung? Nein! Der Oberstabsarzt schüttelte den Kopf. Ich sollte mutig sein, ihm die letzten Stunden erleichtern. Sprechen könne er infolge seiner Wunde nicht; seinen Wunsch mich zu sehen, habe er vor ein paar Tagen auf ein Blatt Papier geschrieben. Das könne er jetzt auch nicht mehr.

„Und dann kniete ich an seinem Schmerzenslager. Ja, der Tod stand auf seiner Stirn geschrieben, auf dem verfallenen Gesicht in dem weißen Verbande. Ich sah, wie er immer wieder versuchte zu sprechen, umsonst — — Was er mir sagen wollte? Ja, Kind, das weiß ich nicht, das konnte ich nur ahnen.

„Sein armer Mund brachte kein Wort mehr heraus, aber seine Augen redeten so lebendig, daß ich meinte, ich müßte alles verstehen, und doch konnte ich es nicht. Manchmal blickten sie so, fast wild, wie ich es kannte, schon so lange, und es wurde mir Angst dabei. Dann aber suchte er mit dem Kopfe zu schütteln, und seine Augen wurden so ganz, ganz anders, wie ich sie nie an ihm gesehen. Als ob eine stumme Seele zu mir reden wollte und war doch gebannt und konnte nur ahnen lassen, was sie sagen wollte. Da haben unsere Blicke einander gefangen und sind in einander gedrungen, als ob wir Brautleute wären, und morgen wäre Hochzeitstag. Und doch lag so unendlich Trauriges in den matter werdenden Augen, und eine solche Angst, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte, und mußte doch zureden und ein hoffnungsvolles Gesicht zeigen. Und mußte Worte finden zu trösten und hab' sie auch gefunden, daß es manchmal wie ein Leuchten über sein Antlitz flog, bis dann gleich wieder das Grauen vor dem Tode kam, so schrecklich, daß ich im Innersten erschauerte, wie doch ein Mensch, der nie die Angst gekannt und der im Kriege dem Tode ins Auge gesehen, so schwach werden kann, wenn sich die Knochenhand nach ihm ausstreckt.

„Zwei Tage noch war ich bei ihm, dann versagte der arme zertrümmerte Körper, und die Seele flog von ihm aus. Da war es mit meiner Kraft vorbei, und ich brach zusammen. Als ich aus schwerer Ohnmacht wieder erwachte und zu ihm geführt wurde, auf meinen Wunsch, da lag er schon lang ausgestreckt in der Totenkammer in seiner Uniform und auf seiner Brust das Eiserne Kreuz, das gerade nach seinem Tode eingetroffen war. Ein Fremder hatte ihm die gebrochenen Augen zugedrückt, in seinen Zügen aber lag ein heiliger Frieden; alles Herbe und Unfreundliche war von ihm gewichen. Und gewichen war alles, was uns getrennt hatte im Leben. Da habe ich geweint und konnte weinen, als ob das Liebste mir genommen worden wäre.

„Was soll ich dir da noch viel erzählen, mein Kind? Wie er mit kriegerischen Ehren bestattet wurde, wie sich manche Hand ausstreckte, die meine teilnahmvoll zu drücken. Wie ich dann Abschied nahm von seinem Grabe und zurückfuhr zu meinem Knaben, das war ja alles so gleichgültig vor dem Einen, daß wir uns noch gefunden hatten, daß alle Disharmonie in unserem Leben sich so harmonisch gelöst hatte. Jetzt hatte ich nur die eine Sehnsucht, mein Kind wiederzusehen, und in mir war das Gelöbnis, es zu erziehen, daß er seines Vaters würdig wäre.

„Aber siehst du, wir Menschen sind schwache Geschöpfe, und ich vor allem war so schwach geworden in allen den Jahren. So kam es auch hier wieder ganz anders, wie ich geglaubt hatte. Und es war wohl gut so; denn der Herrgott da oben muß es doch am besten wissen, wie es für uns Menschenkinder gut ist. Dein Vater ist mir, wie ich nach Hause kam, entgegengeflogen, und wir haben uns zusammen ausgeweint. Dabei habe ich ihm von dem Ende seines Vaters erzählt. Da hat er gar merkwürdige Augen gemacht. Nie hat er seinem Vater so ähnlich gesehen, wie damals, und doch war etwas ganz Anderes darin, etwas Fremdes, das ich an ihm nicht gekannt hatte und das ich mir nicht zu deuten wußte.

„Es schien, als ob es wieder so würde wie früher, wenn ich auch jetzt noch mehr schaffen mußte, als vorher. Aber je mehr dein Vater heranwuchs, um so geringer wurde mein Einfluß auf ihn, und ich merkte immer mehr, wie er seine eigenen Wege ging und wie ich nur Ja und Amen dazu sagen mußte. So entglitt er mir, wenn er auch der beste Sohn blieb. Aber er hatte seinen eigenen Willen, und in den ließ er sich nicht dreinreden. In der Schule war er einer der besten Schüler, und ich dachte immer daran, wie ich es möglich machen könnte, daß er studierte. Du weißt, daß er es nicht getan hat.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Zur Beurteilung der wirtschaftlichen Lage in der Gegenwart fehlt es schon fast an dem richtigen Maßstabe, da das gesamte volkswirtschaftliche Gefüge zu einem Teile nur künstlich laviert, zum andern die Grenzen seiner bisherigen Funktionstätigkeit nicht mehr einhält. Der Krieg mit seinen Folgen hat das gesamte Wirtschaftsleben ungeheuer erschüttert, so daß man Einzelvorgänge nicht mehr einzig und allein für die Situation verantwortlich machen kann. Die Entwicklung zum Weltkrieg und die sich daran knüpfenden Folgen bilden eine Kette notwendiger Konsequenzen der allgemeinen Weltlage. Es ist bedauerlich, daß immer noch nicht die Einsicht aufkommen will, daß unsere momentane Wirtschaftslage eine ganz natürliche Folge des Krieges im allgemeinen und des verlorenen Krieges im besonderen ist. Aus bestimmten Parteirücksichten heraus, geht man abermals bewußt oder unbewußt auf die schiefe Bahn, indem man gegenwärtig ganz besonders der Umwälzung vom November 1918 die Schuld an den heutigen Zuständen zuschieben will. Zurückzuführen ist dies mit darauf, daß unsere Wirtschaftswissenschaft noch nicht so weit gediehen ist, der Parteidogmatik kraftvoll gegenüber aufzutreten. Es sei aber auch einmal an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die führenden Regierungsmänner der Kriegszeit sich der ungeheuren Schwere der wirtschaftlichen Belastung der Friedenszeit — auch nach einem siegreichen Frieden — voll bewußt waren. Man war sich darüber klar, daß in finanzieller Beziehung mit bisher unmöglichen Summen gerechnet werden muß. Daß nebenbei auch noch eine verkehrte Kriegswirtschaftspolitik ihre Folgen zeitigte, vermehrt das Übel obendrein und ist jetzt dazu noch geeignet, das Wirtschaftsleben völlig zu ersticken. Doch wie hier schon mehrfach ausgeführt wurde, ist gegenwärtig an der gesamten Lage nichts mehr entscheidend zu ändern. Für die Führung des Wirtschaftslebens nach Überwindung der Krise kristallisieren sich nun zwei Wege heraus. Entweder gehen wir wieder zur privatkapitalistischen „freien" Wirtschaft über, oder es findet das russische Muster der Wirtschaftsführung Anwendung. Welches von beiden in Frage kommen wird, entscheiden letzten Endes die rein politischen Faktoren in dem Höhepunkt der Krise. Auf jeden Fall aber unmöglich ist unter dem heutigen Staatssystem, ob Monarchie oder Republik ist gleichgültig, eine staatliche Zwangswirtschaft.

Nun sind auch die Zahlenergebnisse der Ernte Deutschlands bekannt. Das Berichtsgebiet hat sich im Vorjahre durch den Fortfall Elsaß-Lothringens verringert, diesmal durch den weitaus größten Teil Posens und Westpreußens, und außerdem ist auch

für die Mehrzahl der Körner- und Hackfrüchte der Anbau in den einzelnen Provinzen allermeist etwas kleiner als im Vorjahre angegeben. So betrugen die in der endgültigen Erntestatistik ermittelten Anbauflächen in Hektaren:

	Winterweizen	Winterroggen	Sommergerste
1919	1 131 260	4 315 694	1 126 051
1918	1 275 085	5 645 697	1 365 143
1917	1 352 165	5 451 155	1 460 887
1916	1 491 506	5 894 332	1 524 102
1915	1 753 640	6 280 855	1 619 783
1914	1 771 240	6 191 159	1 581 999

	Hafer	Kartoffeln
1919	2 992 879	2 180 793
1918	3 266 112	2 727 544
1917	3 564 595	2 546 705
1916	3 615 986	2 798 210
1915	4 615 300	3 572 416
1914	4 388 146	3 386 098

Bei diesen Zahlen ist nicht nur zu bemerken, daß im Jahre 1918 und noch mehr für 1919 das Reichsgebiet, das für die Erhebung in Betracht kam, sich merklich verringert hatte, sondern daß der scharfe Anbaurückschlag, der für 1916 verzeichnet wird, die Folge einer vollständig andern Ermittelung der Anbaustatistik im Jahre 1915 gewesen ist. Diese neue Art der Erhebung hatte seinerzeit zu der indessen bis heute noch nicht bewiesenen Behauptung geführt, daß die Friedensermittelungen der Anbauflächen und damit natürlich auch der Ergebnisse die Wirklichkeit weit übertroffen hatten. Da mit allen diesen Änderungen die Vergleiche mit früheren Jahren außerordentlich erschwert sind, so beschränkt sich diesmal die amtliche Statistik für 1919, um praktische Arbeit zu liefern, zum Vergleich nur auf das Jahr 1918, indem sie auch für diese den Vergleichsziffern nur diejenigen Gebiete zugrunde legte, in welchen im Jahre 1919 die Ernte ermittelt worden ist. Auf dieser Grundlage erhalten wir von den Hauptfrüchten folgende Erträge (Winter- und Sommerfrucht zusammengerechnet) in Tonnen:

	1919	1919 gegen 1918
Weizen	2 169 169	— 167 757
Roggen	6 100 444	— 575 860
Gerste	1 910 363	— 125 467
Hafer	4 453 688	+ 112 466
Kartoffeln	21 449 186	— 3 294 977
Zuckerrüben	5 817 817	— 2 793 189
Runkelrüben	16 877 520	— 1 936 114
Wiesenheu	20 610 735	+ 959 838

Ob man aus diesen Zahlen irgend welche Schlüsse auf unsere Versorgung ziehen kann, bleibe dahingestellt, denn nicht von den wirklich gewachsenen Mengen, sondern von deren Ablieferung hängt unsere Versorgung ab, und daß zwischen diesen beiden Faktoren nicht immer Übereinstimmung herrscht, das hat uns die Reihe der Kriegsjahre zur Genüge gelehrt.

Im Kohlenbergbau haben die Vorstände der Bergarbeiterverbände bei Verhandlungen mit der Regierung zugesagt, ihren Mitgliedern das Verfahren von Überschichten zu empfehlen. Die Sechsstundenschicht ist damit während der kritischen Zeit in den Hintergrund gerückt, was vom allgemeinen volkswirtschaftlichen Standpunkte nur zu begrüßen ist. Sollte aber auch die Kohlenförderung allenthalben annähernd die Friedensleistungen erreichen, so ist damit die Kohlennot noch nicht überwunden. Einmal kommen die Lieferungen an die Entente recht wesentlich in Frage und weiter spielt die wesentlichste Rolle das Wirtschaftssystem, das anscheinend nur die Wirkung eines abgrundtiefen Loches hat, in dem bedeutende Mengen der Produktion verschwinden. Das wissen auch die Bergarbeiter aus eigner Anschauung ganz genau, weshalb sie sich auf ihr moralisches und gesundheitliches Recht stützen und damit die Sechsstundenschicht für berechtigt ansehen. Auf jeden Fall wird der Kampf der Gegner der Sechsstundenschicht mit recht fragwürdigen Mitteln ge-

führt. Man soll die Arbeiterschaft nicht allzu sehr unterschätzen und sich auch nicht über alle Psychologie hinwegsetzen, wenn man allüberall mit mehr oder minder geschmackvollen Plakaten gegen die Sechsstundenschicht auf das Publikum einwirken will. Angesichts der ungeheuren Papierpreise kommt jedem Denkenden die Frage auf: „Wer gibt das Geld zu diesen unzähligen Plakaten?" Sollen die Kohlenpreiserhöhungen auch für diese Art Propaganda gelten?

Auch die Eisenpreise haben abermals beträchtliche Erhöhungen erfahren; sie stehen nunmehr mit 2300 bis 3250 % über dem einzelnen Friedenspreise. Dabei ist es am offenen Markt mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, Eisen zu erhalten. Demgegenüber sind aber für die Ausfuhr stets Mengen vorhanden. Der Handelsvertragsverein hat kürzlich eine Liste herausgegeben, die sofort lieferbare deutsche Exportwaren aufführt, nachfolgend seien daraus einzelne Angebote wiedergegeben:

> Armaturen für Wasser, Dampf-, Gas- und Benzinmotoren, Metallbearbeitungsmaschinen, Maschinen für Holzbearbeitung, für die Landwirtschaft, Stahlwaren, Eisenbahnschienen, Grobeisen, also Stabeisen, Bandeisen, Bleche, Träger, Röhren usw., Gewindebohrer, Präzisionswerkzeuge, Elektromotoren, elektrische Ventilatoren, elektrische Tisch- und Handbohrmaschinen, Anlasser und Kontroller, Bohrmaschinen, elektrische Lokomotiven und Krahne.

Dies ist nur ein kurzer Auszug von Artikeln, die in Deutschland nur schwer erhältlich sind, aber für die Ausfuhr jederzeit verfügbar sind.

Die Aufblähung des Geldmarktes hält weiter an. Die Papierflut findet ihren Gradmesser in den Ausweisen der Reichsbank. Danach nahm der Notenumlauf folgende Entwicklung an:

	Goldbestand	Notenumlauf
	in Millionen	Mark
31. Juli 1913	1 129	1 149
31. Dezember 1913	1 170	2 593
31. Juli 1914	1 357	1 891
31. Dezember 1914	2 093	5 046
31. Juli 1915	2 401	5 538
31. Dezember 1915	2 445	6 218
31. Juli 1916	2 468	7 025
31. Dezember 1916	2 520	8 055
31. Juli 1917	2 402	8 853
31. Dezember 1917	2 407	11 468
15. September 1918	2 348	14 045
15. November 1918	2 550	17 454
31. Dezember 1918	2 262	22 188
15. Januar 1919	2 257	22 526
7. Juli 1919	1 115	29 817
31. Dezember 1919	1 089	35 698
14. Februar 1920	1 090	38 778

Hierzu muß noch der Umlauf an Darlehnskassenscheinen in Betracht gezogen werden, der am 14. Februar 12 690,6 Millionen Mark ausmachte. Die Folgen der Papiergeldwirtschaft werden immer schwerwiegender. Von jeher ist der Erfolg der Papierwährung mit Zwangskurs eine Entwertung des Papiergeldes gewesen, was weiter zur Folge hatte, daß im geschäftlichen Verkehr große Verwirrung und Unsicherheit herrschten. Für Hartgeld wurde in der Regel ein Aufgeld gezahlt. Die Bewertung im Auslande ist demnach selbstverständlich überaus gering, wie schon des öfteren nachgewiesen wurde; auch im Berichtsmonat nahm die Abwärtsbewegung ihren Fortgang.

Die Kosten der Bedürfnisbefriedigung steigen unermeßlich weiter. Zur Illustration seien hier wieder einmal die Ergebnisse der „Monatlichen Übersichten über Lebensmittelpreise" von R. Calwer angeführt. Danach betrugen die Ausgaben für Lebensmittel einer vierköpfigen Familie pro Woche im Reichsdurchschnitt Mark:

	1913	1918	1919
Januar	26,01	56,80	63,75
Februar	25,86	56,47	64,93
März	25,83	57,—	67,70
April	25,61	57,13	69,65
Mai	25,43	57,30	73,70
Juni	25,35	57,60	78,65
Juli	25,88	58,11	82,21
August	25,83	59,43	85,45
September	25,78	60,84	95,67
Oktober	25,73	61,80	100,63
November	25,58	62,49	108,83
Dezember	25,46	62,96	114,65

Sehr beträchtlich war vor allem die Erhöhung der Milchpreise, die die soziale Krisis ungemein verschärft. Am stärksten macht sich die Brotpreiserhöhung geltend, die dazu noch unmittelbar mit einer Verminderung der Brotration zusammenfiel. Wir sehen hier die vollkommene Anarchie der Wirtschaft. — Die Organisation der Wirtschaft war im Konsum bisher am wenigsten zu verspüren. Und doch macht sich hier, wie jedem Beobachter bekannt ist, die organisatorische Zusammenfassung der Verbraucherkreise immer mehr Bahn. Nach den neuesten Zusammenstellungen der Konsumvereine beträgt die Zahl der Mitglieder 3 200 000. Diese Konsumvereinsmitglieder sind Haushaltungsvorstände; jedes Mitglied repräsentiert eine Familie. Die Gesamtzahl der konsumgenossenschaftlich erfaßten Volksgenossen beträgt somit 13—16 Millionen, was dem vierten Teil der Bevölkerung entspricht. Früher oder später wird diese Bewegung im Wirtschaftsprozeß eine entscheidende Rolle spielen.

Der Wiederaufbau Ostpreußens.

Von Siegfried Dyck.

Ostpreußens Notschrei nach der Verwüstung weiter Gebietsteile der Provinz durch die russischen Horden fand keinen Widerhall in Europa, trotzdem die Verwüstung blühender Städte und Ortschaften hier weit weniger als in Belgien und Nordfrankreich durch militärische Notwendigkeiten bedingt wurde. Wohl fuhren neutrale Kriegsberichterstatter und andere unparteiische Beobachter fremder Nationen durch die zerstörten Gaue, doch ihre Stimme war klanglos in dem wüsten Chor, der gegen Deutschland schrie, Greuelmärchen verbreitete und uns des nackten Vandalismus zieh, des Vandalismus, den wir in seiner abschreckenden, grauenvollen Gestalt bei den Russeneinfällen in Ostpreußen kennen lernten.

So rührte sich draußen in der Welt keine Hand für Ostpreußens Wiederaufbau. Was geschah, das mußte Preußen, mußte Deutschland und namentlich auch Ostpreußen selbst aus eigner Kraft vollbringen, mußte es schaffen mitten im schwersten Kampf gegen eine Welt, im Kampf, der unsere Kräfte an den Grenzen und daheim in den Kriegsdienst zwang und band. Und dennoch: Der Wiederaufbau war nicht nur Gebot der Pflicht den Geschädigten gegenüber, er war auch eine Notwendigkeit für die Volksgesamtheit; denn wir brauchten jede Tonne Getreide, jeden Waggon Kartoffel, der aus dem Osten kam. Und Ostpreußen ist ein Überschußgebiet, wenn seine Felder tragen, und versorgt einen großen Teil der Stadtbevölkerung im Reich. Seine Felder aber konnten nur bestellt werden, konnten nur tragen, wenn das zerstörte Heim den Bewohnern wieder aufgebaut wurde.

So war es naturgemäß Sorge des Staates, so rasch wie möglich den Flüchtlingen wieder Wohnstätten zu schaffen und sie mit Hausrat, Ackergerät und Nutztieren auszustatten. In Deutschland regten sich tausend und abertausend hilf-

reiche Hände und viel hat private Hilfstätigkeit, haben die „Patenstädte“ getan, doch fiel naturgemäß die Hauptaufgabe des Wiederaufbaugebietes dem Staate zu, da nur die Gesamtheit Kräfte und Mittel genug bereit stellen konnte, um das Notwendige rasch und organisch zu schaffen.

Jetzt ist der Wiederaufbau so weit gefördert, daß sich seine Ergebnisse übersehen lassen. Es ist ein gewisser Abschluß erreicht, der einen Rückblick auf das Geschaffene gestattet. Da dürfte es für viele, die mit Eifer und Hingebung an dem sozialen, vaterländischen Werke mitgearbeitet haben, von Wert sein zu erfahren: Wie weit sind wir gekommen, was haben wir erreicht? Antwort auf diese Fragen gibt uns ein Buch von Dr. Ludwig Goldstein, dem Leiter des Feuilletonteiles der „Hartungschen Zeitung“ und Vorsitzenden des Goethebundes in Ostpreußen: „Der Wiederaufbau Ostpreußens 1914/1919“*). Der frühere Oberpräsident von Batocki, der ein Hauptverdienst an der einheitlichen Organisation und energischen Förderung des Wiederaufbaus hat, gibt dem Büchlein ein Geleitwort, in dem er u. a. sagt:

„Uns Ostpreußen insbesondere aber sollen Mut und Zuversicht gefestigt werden, auch durch die Erinnerung an tapferes Leiden und entschlossenes Handeln unserer engeren Landsleute in ihrer vom Feinde zerstörten Heimat, an das Kulturwerk, das ostpreußische Zähigkeit, gestützt auf einmütige Mithilfe des gesamten Vaterlandes, mit der Wiederherstellung der zerstörten Provinz während des Krieges geleistet hat.

Einen wichtigen Teil des Wiederherstellungswerkes, den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften, behandelt die vorliegende Schrift als erste in zusammenhängender Darstellung. Der Rückblick auf das, was hierbei geleistet und erreicht worden ist trotz Schwierigkeiten, die nur der dabei tätig gewesene richtig würdigen kann, möge beitragen zu dem mutigen Entschluß aller Ostpreußen, auch im Zusammenbruch dieser Tage zu arbeiten und nicht zu verzweifeln.“

Mit diesen Worten hat Herr von Batocki die Bedeutung des Buches richtig gewertet. Dr. Ludwig Goldstein, dessen Lebensarbeit in der kulturellen Entwickelung seiner Heimatprovinz wurzelt, der die Städte und Ortschaften vor ihrer Zerstörung kannte, der sie im Graus der Verwüstung im Kriege gesehen, hat in ausgedehnten Reisen sich selbst mit den Neuschöpfungen im Wiederaufbaugebiete beschäftigt und das Neuerstandene mit dem geschulten Blick des Kenners von Land und Leuten, des Schönheitsfreundes und Vaterlandsfreundes geschaut. Er vermochte wie kaum ein anderer den Wiederaufbau zu würdigen. In dem reich illustrierten Büchlein, dem auch eine anschauliche Kartenskizze des Zerstörungsgebietes beigegeben ist, hat er in fein ziselierter Darstellung die ethischen, ästhethischen und wirtschaftlichen Fragen mit plastischer Gestaltungskraft erörtert und das in jedem Orte Geschaffene kritisch beleuchtet. Wertvoll ist dabei, daß er sich von einer einseitig technischen Bewertung, wie sie einem Baufachmann nahe gelegen hätte, freihält und durch die Form der Essays auch den Laien fesselt. Doch auch der Fachmann wird dabei nicht zu kurz kommen, sieht er doch, wie sich das Werk als Ganzes und im Einzelnen im Auge des kunstverständigen Laien widerspiegelt. Goldstein hat es verstanden, die künstlerische und wirtschaftliche Bedeutung des

*) Königsberg i. Pr., Verlag der Hartungschen Zeitung und Verlagsdruckerei. Preis 5,50 M.

Problems mit dem ganzen Milieu zu verbinden, aus dem es erwuchs, und so ein Stück ostpreußischen Kulturbildes zu schaffen, das den Leser nachhaltig fesselt.

Einen breiten Raum widmet er dabei auch den Patenschaften, denen — wie er betont — u. a. auch die günstige Regelung des Kleinwohnungsbaus und der Innenausstattung zu danken ist. „Die Münchener Ostpreußenhilfe stiftete von Künstlern entworfene Wohnungseinrichtungen zum halben Preis, sodaß die Einwohner für 250 Mark eine Zimmereinrichtung erhielten, die heute nicht für das Fünffache zu haben ist."

In seinen Schlußwortbetrachtungen zieht Ludwig Goldstein das Fazit:

„Umwälzungen so tiefgreifender Art (wie der Verlust des Krieges und dessen Folgen) konnten auch am Wiederaufbau der Provinz nicht spurlos vorübergehen. Schon die unerwartete Dauer des Krieges mit all ihren betrüblichen Folgen hat verhängnisvoll gewirkt. Insbesondere macht sich der Mangel an Menschen und an Material je länger desto peinlicher fühlbar. Vollends versagen jetzt die Transportmöglichkeiten, die Kohlenbeschaffung und damit die Zufuhr des wichtigsten Baumaterials: des Ziegels. So weit nicht brauchbare Ersatzmittel zu beschaffen und zu verwenden sind, tritt dadurch eine furchtbare Erschwerung, ja eine Lähmung des Prozesses ein. Was aber an Ziegeln und sonstigen Baustoffen aufzutreiben ist, muß heute in erster Linie dem Kleinwohnungsbau in den Städten zugeführt werden. Es ist das Gebot der Stunde. Mehr als je kommt es jetzt darauf an, den Ackerbauer und Arbeiter durch Behagen und Vorteil versprechende Einrichtungen an die Scholle zu fesseln und dadurch die schon vor dem Kriege für Ostpreußen so bedenkliche Abwanderung und Landflucht zu unterbinden.

Immerhin kann das unter unsagbaren Schwierigkeiten erzielte Ergebnis mit Freude und Stolz begrüßt werden. Die letzte Gesamtübersicht über den Stand des Wiederaufbaus vom Ende des Jahres 1918 sieht folgendermaßen aus:

	im ganzen zerstörte Gebäude	fertiggestellt oder im Bau
In den Städten	3428	1454
auf dem Lande	28594	19584

	sollen aufgebaut werden	werden nicht mehr aufgebaut
In den Städten	1598	381
auf dem Lande	6967	2029

Daraus geht hervor, daß über zwei Drittel der Gesamtforderung wiederhergestellt sind".

„Von den Grenzkreisen", so berichtet der Verfasser weiter, „sind am meisten wohl Pillkallen, Stallupönen und Goldap gefördert. Dagegen bleibt in den Bezirken der nach Rußland Verschleppten sowie in den Heidegegenden noch viel zu tun übrig, so in den Kreisen Ragnit, Tilsit, Johannisburg und Lyck. Auch einzelne Städte, wie Neidenburg, sind noch weit zurück".

Die Frage nach dem Schöner- und Besserwerden der Bauten beantwortet Dr. Goldstein mit einem gesunden Optimismus:

„Das darf man schon heute sagen, daß die Nordostmark durch den Wiederaufbau gewonnen hat, und zwar nicht bloß im äußeren Bilde, sondern auch in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht. — Vor allem haben die Wohnungsverhältnisse der Bauern und Instleute sich dank der schwererkämpften Mindestforderungen bedeutend verbessert. Zahllose Katen, die allmählich nur Museumswerte geworden waren, sind von der Bildfläche verschwunden

und stehen auf dem Aussterbeetat. Der kleine Mann wohnt besser, als er es sich vor fünf Jahren träumen ließ. Desgleichen haben die Stalleinrichtungen des mittleren und kleineren Besitzers an Güte gewonnen — die der Großen waren in Ostpreußen ja schon immer auf einer bemerkenswerten Höhe. — Es ist auch vorgekommen, daß beim Neubau von Gehöften die Umfassungsmauern weiter hinausgeschoben und dadurch geräumigere und brauchbarere Wirtschaftshöfe geschaffen wurden. Ja ganze Anwesen wurden verlegt, etwa so, daß sie in Reichweite der dazu gehörigen Felder kamen, was für die Bestellung von unschätzbarem Wert ist".

Wer der Darstellung des Verfassers folgt, wird daraus dann weiter entnehmen, daß trotz aller Schwierigkeiten, die der Friedensvertrag der schwergeprüften Provinz — mehr fast als irgend einem anderen deutschen Landesteil — bringt, Ostpreußen den Mut nicht sinken läßt und kraftvoll weiter an seiner Erneuerung arbeitet. „Allen Zeitschwierigkeiten und politischen Änderungen zum Trotz", so schließt Ludwig Goldstein seine Betrachtungen, „stockt die Arbeit weder am Reißbrett, noch auf dem Baugerüst. Müdigkeit ist kaum zu spüren bei den Männern, die das große Werk bisher hierher geleistet haben. Und so darf man hoffen, daß sie es auch zu gedeihlichem Ende führen werden".

Daß dem so ist, aber ist auch für das übrige Deutschland von unschätzbarem Wert; denn diese Arbeit wird und muß auch im ostpreußischen Abstimmungsgebiet ihre Frucht tragen und wird so Deutschland ein Wirtschaftsgebiet erhalten, dessen es heute in den Nahrungsnöten, die wir zu durchkämpfen haben, weniger als je entbehren kann.

Das Buch jedoch, in dem Goldstein die Wiederaufbauarbeit schildert, sollte in deutschen Landen in Schule und Haus sich einbürgern zum Gedenken an die Zeiten der Not, die eine schlichte Inschrift über der Eingangstür des Hauses Schmidt in Lockau ergreifend festhält:

1914 Schreckensjahr,
Russennot im Lande war.
Es fraß den Hof der Brand.
Herr, Kind und Knecht
Nahm Schicksalshand.
Das wollen Euch die Wände klagen,
Enkel, bis zu fernen Tagen.
Hütet unser Heimatland,
Seid ihm treu mit Herz und Hand!

Geschichtliche Rundschau XIV.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Der Verlag von S. Hirzel in Leipzig läßt in 9. Auflage Ludwig Friedlaender's „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" erscheinen, die von Georg Wissowa neu bearbeitet und in zahlreichen Punkten vermehrt sind. Es ist ein Monumentalwerk, ein „Standardwerk" zur römischen Kulturgeschichte, das Beste wohl, was wir auf diesem Gebiete der Geschichte über die römische Kaiserzeit überhaupt besitzen. Die reiche Fülle seines Inhalts, die Vollendetheit seiner Sprache machen das Lesen dieses Werkes zu einem wahren Vergnügen. Das beweist wohl auch schon die Tatsache, daß dieses wissenschaftliche Werk bereits in 9. Auflage erscheinen durfte, was nur wenigen Werken in diesem Umfange beschieden ist. Laie und Fachmann lesen mit gleichem Interesse, mit gleicher Freude die meisterhafte Darstellung römischer Zustände in der Zeit von Roms Glanz und Verfall,

wie sie uns hier von Friedlaender mit geradezu meisterhafter Feder geschildert worden sind. Wiederholt ist dies von den besten Kennern römischer Geschichte bei den früheren Auflagen anerkannt und gewürdigt worden, und bedarf deshalb heute an dieser Stelle keiner Wiederholung. Aber die neue Auflage ist kein bloßer Abdruck der früheren; die seit dem 1909 erfolgten Tode des Verfassers erschienene zahlreiche Literatur über diese Epoche der römischen Geschichte, unsere in der Zwischenzeit vermehrte und verbesserte Kenntnis der römischen Quellen machte eine neue Bearbeitung des Werkes erforderlich. In äußerst geschickter Form, und indem er sich nach Möglichkeit an den von Friedlaender für sein Lebenswerk gegebenen Rahmen hielt, hat der Herausgeber Georg Wissowa sich dieser Aufgabe unterzogen und sie in hervorragender Weise gelöst. Vor allem hat er die Literatur- und Quellennachweise einer gründlichen Durchsicht unterzogen, sie verbessert, wo unsere seit den letzten 10 Jahren vermehrten Kenntnisse es erforderten, und Neues hinzugefügt, was dem Verfasser noch unbekannt war. Herausgeber und Verlag, der — nebenbei bemerkt — auch für eine würdige äußere Ausstattung des Werkes in vortrefflicher Weise gesorgt hat, haben sich durch diese Neuausgabe ein hervorragendes Verdienst erworben, das von jedem anerkannt werden wird, der das Friedlaender'sche Werk kennt oder es jetzt zur Hand nimmt. Bisher liegt nur der 1. Band vor; wir hoffen aber, daß der Verlag es ermöglichen wird, daß auch die anderen Bände recht schnell folgen, und würden uns freuen, unseren Lesern das Erscheinen auch dieser Bände bald anzeigen zu können.

Ein anderes hervorragendes kulturhistorisches Werk ist der neue Band von A. von Gleichen-Rußwurm: „Die gotische Welt", der wie die vier früher veröffentlichten Bände dieser interessanten Kultur- und Sittengeschichte im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen ist. Der Verfasser führt uns in diesem neuesten Buche in die Sitten und Gebräuche des späten Mittelalters ein, in die Zeit vom 13.—15. Jahrhundert. Nicht nur der meisterhafte Stil des Verfassers ist es, der seine Bücher in kurzer Zeit so bekannt gemacht hat, nicht die packende Form, in die er seine Schilderungen zu kleiden weiß, ist es allein, sondern die einzig dastehende Art, in den Geist vergangener Zeiten einzudringen und sie den Leser gleichsam miterleben zu lassen, machen diese kulturhistorischen Werke des Verfassers so lesenswert und interessant. Indem er die wirtschaftlichen Grundlagen, die Linien der geschichtlichen Entwicklung, die Volksanlagen, die geistigen Ideen und sittlichen Kräfte zur Würdigung zu bringen weiß, gibt er dem Ganzen eine wirkungsvolle geschichtsphilosophische Vertiefung, wie sie nur wenigen Büchern dieser Art eigen ist. —

Von der neuen „Weltgeschichte", die, von Ludo Moritz Hartmann herausgegeben, im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha erscheint, und deren beiden ersten Bände zu besprechen wir vor wenigen Monaten Gelegenheit nahmen, liegt nunmehr ein dritter Band vor. Es ist dies die „Griechische Geschichte", die von dem italienischen Gelehrten Ettore Ciccotti bearbeitet worden ist. Sie gliedert sich vollkommen dem Leitgedanken des Gesamtwerkes ein, der das Hauptgewicht auf die Massenerscheinungen, auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und auf die innere Politik legt, die kriegerischen und diplomatischen Einzelheiten jedoch nur erwähnt, sofern sie zum Verständnis der großen Entwicklungslinien dienen. Ciccotti's Darstellung ist, wie gesagt, ebenfalls in diesem Sinne gehalten. Besonders gut ist ihm die Schilderung

der Entstehung der Agrarstaaten auf der Peloponnes geglückt, sowie die der allmählichen Bildung der größeren hellenischen Welt, die, durch die Armut des Bodens hervorgerufen, die Griechen von der Natural- zur Geldwirtschaft führt, die dann wieder sie hinausführt aufs weite Meer, sie veranlaßt zur Auswanderung und Gründung von Kolonien. In anschaulicher Weise wird dann der Aufstieg Athens, die Blütezeit der griechischen Kultur und die schließliche Erschöpfung der Staaten dargelegt, von denen keiner den anderen — wie z. B. auf der apenninischen Halbinsel Rom — aufzusaugen und zu vereinheitlichen vermochte. — Auch dieser Band gibt Grund zur Annahme, daß dem Herausgeber gelingen wird, was er mit seiner „Weltgeschichte" bezweckt, und es steht sehr zu wünschen, daß auch die anderen in Aussicht genommenen Bände dieses Werkes möglichst schnell auf einander folgen, damit recht bald die ganze Weltgeschichte vollständig vorliegt. Eine allseitige freundliche Aufnahme dürfte ihr schon jetzt gesichert sein. —

Von der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft", die von Prof. v. Mammen bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden herausgegeben wird, liegen wieder drei neue Hefte vor. Sehr interessante Beiträge zur Psychologie gibt im 57. Heft Dr. Siegfried Sieber „Die Massenseele". Gerade die Psychologie ist ein Gebiet, das uns Deutschen leider recht fremd ist; um so wichtiger ist jede Neuerscheinung, die sich mit diesem Problem befaßt. — Im 61. Heft veröffentlicht der Herausgeber eine bereits zu Anfang der 40er Jahre erschienene, im allgemeinen heute wohl vergessene kleine Schrift von Friedrich Saß: „Großdeutschland und das Meer", und im 62. Heft behandelt Julius Vogel das gerade heute in Deutschland recht lesens- und beherzigenswerte Thema: „Die Grenzen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit."

Zum Schluß sei noch kurz auf ein weiteres, vor kurzem erschienenes Buch des bereits oben genannten Kulturhistorikers A. von Gleichen-Rußwurm „Das wahre Gesicht" (Verlag von Otto Reichl, Darmstadt) hingewiesen, das in kurzen Skizzen eine kleine Weltgeschichte des sozialistischen Gedankens gibt. Auch dieses Gleichen'sche Buch hat die Vorzüge, die wir an seinen kulturgeschichtlichen Arbeiten rühmen durften, auch hier zeigt sich der Meister der äußeren und inneren Form, der Gelehrte, der eindringt in den Geist des Stoffes, den er behandelt, und den er seinen Mitmenschen zugänglich machen will.

*

Ein außerordentlich wichtiges Problem, das bei uns Deutschen leider viel zu wenig beachtet worden ist, sowohl in der Theorie wie vor allem auch in der Praxis, hat Dr. Elias Horwicz zum Gegenstande einer gelehrten, äußerst interessanten Studie gemacht, die bei Perthes in Gotha erschienen ist. „Die Seelen der Völker. Ihre Eigenarten und Bedeutung im Völkerleben" betitelt sich diese völkerpsychologische Schrift des Berliner Volkswirtschaftlers und Soziologen. Gerade jetzt, wo das Völkerleben in einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung einzutreten scheint, ist diese Arbeit sehr zu begrüßen. Die Kenntnis der Seele der Völker ist, wie gesagt, bisher bei uns stiefmütterlich behandelt worden; der Weltkrieg aber hat uns gezeigt, wie sehr wir hierin gesündigt haben, und diese Unterlassungssünde hat sich leider bitter gerächt. Im Verlauf des Weltkrieges hat sich immer deutlicher offenbart, auf wie unsicherer Grundlage die Völkerpsychologie bisher beruhte, welche falsche Ansichten und Willkürlichkeiten beim Gegenüberstellen und Deuten der Tatsachen sich auf diesem Gebiete

der psychologischen Wissenschaft breitmachten. Demgegenüber stellt der Verfasser eine Systematik und Methodik der Völkerpsychologie auf, wobei es ihm vor allem darauf ankam, die Gesetze, die er gefunden, mit Beispielen zu belegen „und so den Zusammenhang der Völkerpsychologie mit dem wirklichen Leben in seinen verschiedenen Manifestationen zu erweisen". Möge die Horwicz'sche Schrift der Anfang sein für eine neue Vertiefung und Erkenntnis dieses für die Praxis so wichtigen Zweiges der psychologischen Wissenschaft, und möge diese Schrift dazu beitragen, auch weitere Schichten unseres Volkes einzuweihen in das Verständnis und in die richtige Beurteilung und Wertung der Seelen der Völker. —

Dieses Besser-Kennenlernen anderer Völker fordert auch Prof. Paul M. Rühlmann in seinem Buche „Kulturpropaganda", das er bei der „Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte" in Charlottenburg veröffentlicht hat. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, wie falsch unsere Diplomatie insbesondere in dieser Hinsicht fast durchgängig orientiert war, daß diese sich so oft „über die reinen volksmäßigen Qualitäten des Auslandes im Irrtum befunden hat", und daß „alle Imponderabilien der fremden Volksseele den deutschen Volksvertretern draußen gewöhnlich sehr spät bekannt wurden". Dies lag an unserem diplomatischen Apparat. „Für alles, was die Massen bewegte, für deren Ideale, Tugenden, Leidenschaften hatten die deutschen Missionen infolge ihrer Zusammensetzung kein Organ, sie waren solchen Beobachtungen gegenüber hilflos". Das wird jeder, der längere Zeit im Auslande war und mit unseren dortigen Vertretern in Berührung zu kommen Gelegenheit hatte, leider bestätigen müssen. Die Zeiten der „rein machtpolitischen Methode" sind nach der Ansicht Rühlmanns vorbei, sie wird abgelöst werden durch die kulturpolitische, und an Stelle der Macht- wird künftig die Kulturpropaganda treten. Diese zu pflegen wird in Zukunft Aufgabe der deutschen Diplomatie sein; sie wird zum „Schaltbrett für den Ideenkampf" werden. Die Kulturpolitik war bis zum Kriege in Deutschland arg vernachlässigt worden. „Mit Eile und Eifer versuchte man nun nach Kriegsbeginn das Versäumte nachzuholen". Das war natürlich nicht so einfach, als man es sich am grünen Tische ausgedacht hatte, es genügte nicht, Ausschnitte aus den fremden Zeitungen zu machen, diese aufzukleben und mit der Bitte um Verwertung an die Redaktionen der Auslandspresse zu senden, wie es z. B. das Büro eines jetzt vielgenannten Mannes gemacht hat, der der deutschen Propaganda hervorragende Dienste zu leisten glaubte, in Wirklichkeit aber dieser mehr schadete als irgend ein anderer. Die Folge waren schwere Mißgriffe, die uns oft sehr geschadet haben. „Die deutsche Propaganda des Krieges, besonders die sogenannte „Kulturpropaganda" blieb Notstandsprodukt". Man glaubte sie aus den Ärmeln schütteln zu können, und vergaß vollkommen, daß auch sie eine Kunst ist, die gelernt sein will, und die vor allem der Psyche der einzelnen Völker angepaßt sein muß, soll sie nicht das Gegenteil von dem bewirken, was mit ihr beabsichtigt ist. Wir können dem Verfasser darin nur vollkommen beistimmen: „Die Einrichtung einer wirklich neuzeitlichen Kulturpropaganda ist und bleibt eine Schicksalsfrage für die Gestaltung von Deutschlands auswärtiger Politik; denn allein auf kulturellem Gebiet liegen die deutschen Entfaltungsmöglichkeiten der Zukunft". Wie wir das zu machen haben, dafür gibt uns das Ausland genügend Anleitung, insbesondere Frankreich, das eine geradezu mustergültige Kulturpropaganda seit Jahrzehnten treibt,

eine Tätigkeit, die ihm reiche Früchte eingebracht hat. Wie Frankreich und die übrigen Länder Propaganda machen, das zeigt der Verfasser im einzelnen im zweiten Teile seines Buches, das sich mit der Propagandatätigkeit der einzelnen Staaten eingehend, wenn natürlich auch nicht lückenlos, befaßt.

Im gleichen Verlage ist auch eine andere recht lesenswerte Schrift erschienen von Albert Haas: „Von deutscher Art und deutscher Arbeit in Vergangenheit und Zukunft". Die Quintessenz dieses Buches ist, wie jeder Verständige sich selbst sagen muß: wir müssen arbeiten, viel arbeiten und zwar weit mehr, als in früheren Zeiten, wollen wir nach den traurigen Wirkungen des Krieges und der Revolution wieder auf einen grünen Zweig kommen. Es muß unsere Aufgabe sein, das deutsche Volk zur Arbeit zu erziehen, bezw. an die Arbeit wieder zu gewöhnen. Das wird in erster Linie Aufgabe der Schule sein, die nach des Verfassers Ansicht allerdings ganz umgestaltet werden muß. Haas propagiert die Einheitsschule, aus der in eine höhere Schule überzugehen jedem Tüchtigen freistehen soll. Er vergißt leider hierbei, daß es nicht immer die tüchtigsten Menschen im Leben sind, die in der Schule den ersten Platz innehatten. Vollkommen beizustimmen dagegen ist dem Verfasser, daß der Unterricht umgestaltet werden muß, daß heute in Deutschland in der Schule sowohl wie auch später auf der Universität usw. fast ausschließlich für ein zu bestehendes Examen gearbeitet wird, da — nach der leider noch fast allgemein bei uns herrschenden Ansicht — nur der etwas auf einem bestimmten Gebiete leisten kann, der die für dieses vorgeschriebene Examina bestanden hat. Die deutsche Schule muß aufhören, „ein Gemisch von fachlicher Vorbereitung und von den für die Erlangung von Berechtigungsscheinen notwendigen „Studien" zu sein." Die Haas'sche Schrift enthält noch eine Menge recht beherzigenswerter Punkte, auf die einzugehen hier zu weit führen würde. Vielfach allerdings zeigt sich in ihnen ein allzu starker Idealismus, der die Menschen nicht so nimmt, wie sie nun einmal sind, sondern sie zu Engeln stempeln möchte, die sie niemals waren, nicht sind und auch niemals sein werden. Auch Haas macht den großen psychologischen Fehler, der bei uns so oft gemacht wird, mit Idealen zu rechnen, wo keine sind noch sein werden, daß auch die Weltverbesserung, die uns Deutschen ja immer wieder nicht ganz zu Unrecht vorgeworfen wird, ihre Schranke findet: am Menschen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

„Wie sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind und uns mit Geschichte von Jugend auf im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß gibt, weshalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographieen, Originalbriefen und was für ähnliche Dokumente der Art auch übrig geblieben, aufs angelegentlichste begehren." So galt es zu Goethes Zeit, so gilt es auch heute noch, und es scheint mir, daß dies Grenzgebiet von Literatur und unmittelbarem Ausdruck des Erlebens, von Dichtung und Wahrheit, in dem die Form dem Gehalt untergeordnet ist oder sich mehr unwillkürlich als bewußt bildet, dem deutschen Geist besonders gemäß ist.

Wie lebendig wird alles Einzelne in dem schönen Buch von Paul Kaufmann „Aus rheinischen Jugendtagen" (mit 17

Bildern. Berlin, (Georg Stilke, 1919), wie aufhellend zugleich für die rheinländische und die gesamte deutsche Kulturgeschichte! - Ein Geschlecht von tüchtigen, tätigen Männern und feinsinnigen Frauen ersteht vor unserm Blick, und um die Familie Kaufmann, die Bonner Patrizier und Kunstfreunde, Ratsherren und Bürgermeister, sammelt sich in treuen und liebevollen Erinnerungsbildern eine lange Reihe namhafter Gestalten aus der deutschen Kulturgeschichte: Gelehrte, Dichter, Musiker, Maler. Mit gleicher Liebe ist die Umgebung mit Land und Leuten, bedeutungsvollen Stätten und bezeichnenden Gebräuchen geschildert, gründlich und anschaulich die geschichtliche Entwicklung gezeichnet: Kurköln, die französische Fremdherrschaft, die Vereinigung mit Preußen. Aus dem rheinischen Kreis folgen wir dem Verfasser auf seinem Entwicklungsgang nach der Reichshauptstadt im Jahre 1876, der ebenfalls vielseitige und kulturgeschichtlich wertvolle Betrachtungen gewidmet sind, endlich über die Referendar- und Soldatenzeit bis zur Hochzeit und zum Dienstantritt im Reichsversicherungsamt, auf dessen Präsidentensitz der Verfasser dann in weiten Kreisen rühmlich bekannt geworden ist. Daß er zugleich ein sehr anregender Schriftsteller ist, beweisen die vorliegenden Denkwürdigkeiten, die zu den besten Leistungen auf diesem Gebiet gehören.

Nach Bonn führt uns auch ein anderes Buch der Erinnerung, der umfangreiche und inhaltsvolle Sammelband „Hundert Jahre A. Marcus und E. Webers Verlag. 1818—1918" (Bonn am Rhein, 1919), den gelehrte Freunde und Mitarbeiter des Verlages geschaffen haben. Von berufenen Männern wird die Geschichte und das auf vielen Gebieten fruchtbare Wirken des Hauses dargestellt, das als ein wichtiger Sammelpunkt rheinischer Kultur und allgemeiner deutscher Bildung gelten kann. Hans Lietzmann gibt einen Ueberblick über „Marcus und Webers Verlag und die Geisteswissenschaften", Eduard Koenig betont, daß „weitherzige Toleranz" ein Hauptcharakterzug des Hauses sei, was von seinem katholischen Amtsgenossen Engelbert Krebs bestätigt wird. Otto Ritschl spendet Erinnerungen an Gustav Marcus, einen der besten Freunde Albrecht Ritschls. Mit außerordentlich zahlreichen Aufsätzen über wissenschaftliche Einzelfragen haben sich viele bekannte Gelehrte eingefunden. Sie führen uns zugleich zu ihren besonderen Arbeitsgebieten und zu den Wirkungsfeldern des Verlages, von denen hier die vielfach bewährte philologische Reihe der „Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen" besonders hervorgehoben sein möge.

Karola Bassermann, die Tochter des 1917 verstorbenen nationalliberalen Führers, gibt in wohltuender Schlichtheit einen Überblick über das Leben und Wirken ihres Vaters: „Ernst Bassermann. Das Lebensbild eines Parlamentariers aus Deutschlands glücklicher Zeit" (Mannheim, Verlag der Druckerei Dr. Haas). Anschaulich erheben sich hier vor uns die Lebens- und Entwicklungsstufen des Mannes: wie er im Elternhaus und in der badischen Heimat aufwächst, wie er ein fröhlicher Student ist, wie er den eigenen Herd gründet, wie er vom Wirken im Anwaltsberuf und in der Stadtgemeinde aufsteigt zu immer erfolgreicherer politischer Tätigkeit, wie er endlich am Weltkrieg teilnimmt, zuerst trotz seiner sechzig Jahre als Offizier im Felde, dann mit treu sorgendem Rat. Klar blickt uns aus allen Worten und Werken das Charakterbild eines anspruchlosen, tätigen, gemütstiefen Mannes an, dessen Sinn nicht grüblerisch veranlagt, sondern auf das Tatsächliche gerichtet

war, der als glänzender Parteiführer seinesgleichen suchte und doch immer das Vaterland über die Partei stellte. Aus Briefen und andern Aufzeichnungen werden zahlreiche Stellen von Wichtigkeit angeführt. Daß das Buch, dessen Hauptgewinn der Erkenntnis des Menschen zugute kommt, auch politisch mannigfache bedeutende Aufschlüsse gibt, kann hier nur angedeutet werden. Eine Tatsache, die tief nachdenklich stimmt, sei erwähnt: niemals hat der Kaiser Gelegenheit genommen, mit diesem Führer einer großen nationalen Partei ein Wort zu wechseln. Gut ergänzt wird das schöne Lebensbild durch zwei Aufsätze, die das Wirken im Beruf und in der Gemeinde behandeln, und durch die Gedächtnisrede, die Stresemann dem Heimgegangenen gehalten hat. Zahlreiche Bilder schmücken das Buch.

Am 29. April 1918 endete ein Granatvolltreffer das Leben Otto Brauns, der 1897 als Sohn des Politikers Heinrich Braun und der Schriftstellerin Lily Braun geboren war. Aus seinen Aufzeichnungen hat Julie Vogelstein ein erstaunliches und erschütterndes Buch zusammengestellt, „Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten.“ (Mit drei Bildern in Kupferdruck. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1920). Diese Tagebuchblätter, Briefe, Gedichte des Knaben und Jünglings zeigen nicht nur unermüdlichen Forschungstrieb, vielseitiges Wissen, frühreife Erkenntnis, tiefes Gefühl, sondern auch eine so eigenartige und ganz aufs Große und Schöne eingestellte Persönlichkeit, daß unter all den Opfern, die der Weltkrieg forderte, das Opfer dieses jungen und reichen Lebens als eins der schmerzlichsten erscheint. Ob der Philosoph, ob der Staatsmann, ob der Dichter in ihm die Oberhand gewonnen hätte, ist schwer zu sagen. Saat zu Blüte und Frucht war auf jedem Gebiet reich gesät und sproßte schon kräftig empor. Seltsam vereint sich Hölderlinscher Geist mit sozialpolitischem Denken. Hier ist ein Mensch, der in Schönheit lebte und starb. Wollen wir darüber schelten, daß diesem Wunderkind nur eins fehlte: das Kindliche?

* * *

Kurt Geucke veröffentlicht ein Buch „Goethe und das Welträtsel. Von künftigen Dingen“ (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, 1919). Er wendet sich gegen die übliche Art, die religiöse und philosophische Weltanschauung des Dichters als Pantheismus zu bestimmen, und betont an der Hand von Äußerungen Goethes dessen immer gleich starkes Bekenntnis zu der altindischen Lehre von der Seelenwanderung. Besonders das Gedicht „Selige Sehnsucht“ wird als Zeugnis dafür eingehend gewürdigt. Darüber hinaus will der Verfasser zeigen, daß sich dieser Glaube des Dichters mit der Überzeugung der führenden Geister fast aller Völker und Zeiten decke. Daß jene Lehre in Goethes Denken und Dichten eine nicht unwichtige und vielleicht noch nicht genügend beachtete Rolle spielt, mag gern zugegeben werden; aber sie gehört für ihn doch wohl weniger zu den entschiedenen Glaubenssätzen als zu den „ewigen Problemen“ (man vergleiche das Gespräch mit Eckermann vom 1. September 1929), ist auch wohl mehr ein Seitenschößling als stammbildender Grundtrieb seiner Weltanschauung, wenigstens soweit sich diese in seinem dichterischen Lebenswerk verkörpert. Eigene Dichtungen Geuckes voll feinsinniger Mystik schließen sich der lesenswerten Abhandlung an.

In einer Reihe von Aufsätzen „Zu Goethes Faust“ bietet Adolf Trendelenburg wertvolle „Vorarbeiten für eine erklärende

Ausgabe" (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Walter de Gruyter & Co., 1919). Eine solche Ausgabe, wie sie der Verfasser beabsichtigt, gibt es noch nicht. Sie soll in Sprach- und Sacherläuterungen dem heutigen Stand der Forschung entsprechen und dem Bedürfnis aller Leser, der gelehrten und ungelehrten, gerecht werden. Sie soll dazu beitragen, daß der Deutsche Goethes „Faust" als sein „Nationaldrama" erwerbe, als Ganzes würdigen und im einzelnen verstehen lerne. Als gutem Führer dürfen wir uns dem Verfasser anvertrauen, der zu großem Teil die Arbeit eines langen Lebens diesem Werk gewidmet hat und in den hier vereinigten Aufsätzen sich wiederum als Berufenen erweist. Die wichtigsten unter ihnen betreffen das Verhältnis des ersten zum zweiten Teil, das Helena-Zwischenspiel als „Gipfel" des zweiten Teils, den Mummenschanz, die klassische Walpurgisnacht, die Örtlichkeit der Faustburg und den Kampf um Fausts Unsterbliches. Besonders wo es sich um Beziehungen zum klassischen Altertum handelt, ist das Buch von wissenschaftlich bedeutendem Wert.

Weit kritischer steht Konrat Ziegler der Dichtung gegenüber („Gedanken über Faust II". Stuttgart, J. B. Metzler, 1919). Zum Teil in Übereinstimmung mit den Schriften Vischers, wenn auch auf anderm Wege sucht er nach den Ursachen für die Enttäuschung, die ein „gereifter und dabei in jedem Sinne unbefangener und unvoreingenommener Leser" nach dem gewaltig ergreifenden ersten Teil beim zweiten erlebt, und findet den Grund dafür in dem Werk und seinem Schöpfer. Der große Plan sei dagewesen, die Saat ausgestreut, aber der Schnitter habe die Ernte nicht mehr unter Dach und Fach bringen können. Gerade die gewaltigsten Motive: Faust als großer Politiker und als Höllenfahrer seien unausgeführt geblieben und damit das große geistige Band entfallen, das die Stoffmassen der ersten beiden Aufzüge zusammengefaßt hätte, im dritten Akt aber sei das auch ursprünglich vorhandene große faustische Motiv teils durch die Behandlung seiner Tiefe beraubt, teils in verhängnisvoller Weise ins Allegoristische umgebogen worden mit schließlich fast gänzlichem Verlassen des Faustgedankens. Die Hauptsache ist nach Ziegler: Goethe war zu alt geworden, als er sich wirklich zur Vollendung des Faust mit nicht genug zu bewundernder Spannkraft zusammenraffte. Hinzu kommt der für Goethe besonders empfindliche Mangel zugrunde liegender Erlebnisse. Und so sei das große, geschlossene klassische Werk, das der Dichter mit dem zweiten Teil noch zu schaffen im Sinne hatte, nicht mehr gelungen, und die noch am besten gelungenen Teile, namentlich Fausts Verklärung, verdankten ihre höchste Kraft der Anlehnung an gegebene Formen und Vorstellungen. Das klingt nun freilich anders als der Satz vom „Nationaldrama". Prophete rechts, Prophete links. In ihren Werturteilen übertreiben sie wohl beide. Der „naive Leser", den Ziegler gern als maßgebend annimmt oder dessen Urteil er zu rechtfertigen sucht, wird wohl auch von Dantes „Göttlicher Komödie", von Hölderlin, Novalis, vielleicht auch von Goethes „Tasso" und andern Werken der Höhenkunst enttäuscht sein. Daß Goethe im zweiten Teil der Faust-Tragödie an Stelle des ursprünglichen Plans einen andern, minder einheitlichen ausgeführt hat, soll darum keineswegs geleugnet werden, und der Nachweis, wie es sich damit im einzelnen verhält, ist ein sehr dankenswertes Unternehmen, das von dem Verfasser beherzt und scharfsinnig in Angriff genommen wird.

Mit dem Geiste freier Kritik begegnet Levin L. Schücking

einem andern Großen, Shakespeare, und mehr noch dessen Auslegern. („Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers". Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1919). Er will in seinem sehr anregenden Buch das „subjektive Moment in der Shakespearebetrachtung" möglichst zurückdämmen, das so viel modernes Denken, Wissen und Empfinden in den Dichter hineingelesen hat, anstatt die wahrscheinlichste Erklärung zu suchen. Er geht von der Frage aus, wie wohl Shakespeares Zeitgenossen seinen Werken gegenüberstanden, und zeigt, daß der Dichter Gewicht darauf legte, in der Überlieferung des volkstümlichen Dramas zu bleiben, daß er die Rücksicht auf ein breiteres Publikum niemals aus dem Auge verlor, daß „seine Kunst naiver, seine Mittel vielfach weit primitiver sind, als wir bisher annahmen". So begegnet sich der Verfasser zuweilen mit der bekannten Rümelinschen Kritik, ohne indessen von diesem auszugehen oder seine Auffassung Wort für Wort zu unterschreiben. Wenn er manches als unhaltbar zu erweisen trachtet, was man tiefsinnig in Shakespeare hineingedeutet hat, so bleibt er doch voll Ehrfurcht vor der Größe des Dichters, überzeugt, daß dieser reich genug ist, um auf erborgten Glanz verzichten zu können. Sehr feinsinnig und meist überzeugend behandelt er dann in eingehenden Abschnitten die Charakterdarstellung in Shakespeares Werken, die unmittelbare Selbsterklärung der Charaktere, ihre Spiegelung in Worten und Werken, die Handlungsbegründung und die Frage nach den symbolischen Charakteren. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier leider nicht möglich. Etwas unbequem wird es manchem Leser erscheinen, daß die Betrachtung desselben Stückes oder derselben Person oft auf mehrere Kapitel je nach dem beherrschenden Gesichtspunkt der Gedankenreihe verteilt ist; wer sich in das Buch aufmerksam vertieft, wird dem Verfasser, auch wenn er ihm in den Folgerungen nicht überall beipflichtet, für die reichen kulturgeschichtlichen und künstlerischen Belehrungen Dank wissen.

Mit kurzem Hinweis auch nur kann auf die zweite Auflage des berühmten Werkes von Josef Kohler „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz" (Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rotschild, 1919) hingewiesen werden. Fällt dies Buch auch unter die von Schücking bekämpften Werke, in denen ein modernes, schier unendliches Wissen in den Dichter hineingelesen wird, so fesselt und überwältigt es fast aufs neue durch die Fülle von Gelehrsamkeit, den Reichtum an feinen und weiten Gedanken und die oft unverkennbare Sicherheit des Urteils in künstlerischen Fragen. Soll noch auf eine Einzelheit hingewiesen werden, so darf neben der großen und vielumstrittenen Abhandlung über den Richterspruch im „Kaufmann von Venedig" vor allem der Abschnitt über Hamlet und die Blutrache Anspruch auf gründliche Beachtung machen. Die kaum restlos zu lösende Hamletfrage scheint mir durch die Erwägung Kohlers noch am besten zu beantworten, daß nicht sittliche Schwäche den Prinzen vom Handeln zurückhält, sondern sittliche Stärke: das Zurückschaudern vor der Blutrache, die Überzeugung, daß es nicht Sache des Einzelnen ist zu strafen, sondern Sache Gottes oder des von Gott gesetzten Staates.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20. (Fernruf: Zehlendorf 1017) — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.

NORD UND SÜD





Bildnis und eigenhändiger Namenszug des Reichsministers Dr. Bell.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.



Bildnis und eigenhändiger Namenszug des Reichsministers Dr. Bell.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig L. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 173. Heft 548. Mai 1920

Verlagsbuchhändler S. Schottlaender †

Von einem schmerzlichen Verlust haben wir diesmal den Lesern unserer Zeitschrift zu berichten: Verlagsbuchhändler und Rittergutsbesitzer S. Schottlaender, bis zum Abbruch der Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland auch griechischer Konsul, ist auf seinem Gute Benkwitz bei Breslau am 2. April nach kurzem Krankenlager im 76. Lebensjahre verschieden. —

Im Jahre 1876 hat er seine Verleger-Tätigkeit begonnen, und auch nachdem später die Aktiengesellschaft der „Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender" sich daraus entwickelt hatte, ist er deren alleiniger und bestimmender Leiter geblieben. Bereits Anfang 1878 übernahm er die Monatsschrift „Nord und Süd", kurz nach ihrer Begründung durch Paul Lindau, in seinen Verlag, dem sie — mit einer nur kurzen Unterbrechung — seitdem bis heute angehört. In „Nord und Süd" spiegelt sich die Entwickelung und die hohe Bedeutung wieder, die Schottlaender seinem ganzen Verlage gegeben hat. Für die Zeitschrift wie für seinen Buchverlag wußte er die hervorragendsten Autoren des gesamten Zeitraumes zu gewinnen; den glanzvollsten Namen der zeitgenössischen deutschen Literatur und Wissenschaft begegnen wir unter den Mitarbeitern von „Nord und Süd", wie Anzengruber, Berthold Auerbach, Bodenstedt, Ernst Curtius, Felix Dahn, Kuno Fischer, Fontane, Emanuel Geibel, Gutzkow, Rudolf von Gottschall, Paul Heyse, R. von Jhering, Wilhelm Jensen, Otto Roquette, Wilhelm Roscher, Richard Voß, Wilbrandt u. a.

Von den anderweitigen bedeutsamen Verlagsunternehmungen Schottlaenders sei hier nur kurz auf die von 1882—88 herausgegebene „Deutsche Bücherei" hingewiesen, eine Sammlung kleinerer Abhandlungen aus der Feder maßgebendster Gelehrten und Fachmänner, wie Ebers, Wilhelm Lübke, M. v. Pettenkofer, Dietrich Schäfer, Karl Vogt, sowie auf seine Beteiligung an dem nationalliberalen Zeitungsunternehmen der „Schlesischen Presse".

So wird der Name des Buchhändlers und Verlegers Schottlaender in den weitesten Kreisen ehrenvoll fortleben; dem engeren Kreise aber, dem es vergönnt war, ihn persönlich zu kennen und mit ihm näher zu verkehren, wird seine Persönlichkeit stets und unverwischbar vor Augen stehen: die Frische und Rüstigkeit, die er auch in seinem hohen Alter sich voll bewahrt hatte, die Arbeitskraft und Arbeitslust, die gewissenhafte Pflichterfüllung, die er in geradezu vorbildlicher Weise bis zu seinem letzten Lebenstage bewiesen hat, sein ganzes entgegenkommendes Wesen, das ein Zusammenarbeiten mit ihm für alle zu einem jahrelangen, ja jahrzehntelangen gestaltete.

In unseren Blättern wird ihm ein dauerndes dankbares Andenken bewahrt bleiben.

Der Herausgeber Die Redaktion
von „Nord und Süd".

Professor Dr. Ludwig Stein:
Gibt es soziale Gesetze?

Allen Tagesfragen ist leider der böse Beigeschmack gemeinsam, daß sich zu deren Behandlung der mindest Berufene nicht selten als den einzig Berufenen ansieht. So hat sich denn in den letzten Jahrzehnten die Behandlung der sozialen Frage zu einem förmlichen Monopol autodidaktischer Halbbildung ausgestaltet. Ich huldige dagegen der etwas rückständigen Ansicht, der ich vor einem Menschenalter bereits Ausdruck geliehen habe, daß die Behandlung so subtiler Fragen, als welche sich die sozialen darstellen, nur von ernsten Federn vor einem ernsten Leserkreis unternommen werden sollte. Ich gestehe freimütig, daß ich in der allzubreiten Demokratisierung feingesponnener soziologischer Fragen kein Heil zu erblicken vermag. Ich halte vielmehr etwas auf literarische Schamhaftigkeit und Gedankenkeuschheit. Das geräuschvolle Schönrednertum alkoholerhitzter Bierbankpolitiker scheint mir denn doch nicht die einzige zuständige Instanz für die Entscheidung so unendlich verwickelter, tief in das Räderwerk der Kultur eingreifender Probleme zu sein. Noch sind die soziologischen Fragen unter Gelehrten und fachkundigen Denkern viel zu kontrovers, als daß sie unbedenklich unter dem überlauten Hurra des öffentlichen Marktes verhandelt werden könnten.

Eine Wissenschaft gleich der werdenden Soziologie, deren Fundamente ebenfalls junge Wissenschaften, wie die Paläontologie, Anthropologie, vergleichende Ethnographie, Völkerpsychologie und Moralstatistik bilden, darf jetzt gar nicht mit apodiktischen Urteilen und festen Lehrsätzen hervortreten. Unsere Gedankenwerkstatt ist erst im Entstehen begriffen. Die Rohprodukte liegen vielfach noch wirr und ungeordnet umher und harren der künstlerischen Verarbeitung. Unter so beschaffenen Umständen tun wir besser, die Läden unserer Werkstatt sorgfältig zu verschließen, damit nur ja kein unberufenes Späherauge durch die Ritzen hineinschielt und der Welt verrät, wie es bei uns zugeht. Zu einem populären Schaufenster vollends fehlt uns so gut wie alles.

Wir sind noch beim Sammeln, Sondern und Kombinieren. Zu zwingenden allgemeinen Schlüssen, zu feststehenden, jeden Zweifel ausschließenden soziologischen Gesetzen haben wir es leider noch nicht gebracht. Dieses offene, freimütige Geständnis und die dadurch gegebene kühle Zurückhaltung in der Entscheidung soziologischer Tagesfragen nenne ich geistige Keuschheit. Was noch im chaotischen Werden mühselig zur Klarheit empordämmert, was im stillen Kämmer-

sein unter erschütternden Wehen nach Ausdruck und klarer Fassung ringt, das soll nicht sofort einem gaffenden, täppisch zulangenden Publikum preisgegeben werden, bevor es gehörig abgeklärt und ausgereift ist. Nichts ist darum widerlicher als jene Prostituierung des Geistes, welche sich mit wissenschaftlich sein wollender Schminke herausputzt und mit soziologischer Phraseologie protzen möchte.

In bewußter Gegensätzlichkeit gegen jenes Niveau, auf welches die Behandlung der sozialen Frage unter dem Gesichtswinkel der politischen Parteizugehörigkeit bisher vielfach herabgedrückt wurde, steckt sich die hier versuchte philosophische Beleuchtung das Ziel, sie auf die Höhe der von Spinoza geforderten Betrachtungsweise — sub aeternitatis specie — zu heben. Die Philosophie hat weder, noch darf sie jemals eine andere Tendenz haben, als die Ermittlung jenes Grades von Wahrheit, welcher der jeweilig erklommenen Höhe einer Generation angepaßt ist. Während die exakten Wissenschaften nach einem schönen Wort von Helmholtz wesentlich die Aufgaben haben, zu ermitteln, was *wirklich* ist, fällt es den Geisteswissenschaften, vorab der Philosophie, anheim, festzustellen, was *wahr* ist, d. h. was auf den Sensus communis der jeweilig herrschenden wissenschaftlichen Richtungen Anspruch erheben kann. Es wird daher Aufgabe der folgenden Untersuchungen sein, unbeirrt von den einander durchkreuzenden Tagesmeinungen und unbestochen von irgendwelcher Parteiparole, soviel Wahrheit auszumitteln, als der gegenwärtige Stand unserer Disziplin nur irgend gestattet. Dem die soziale Entwicklung betrachtenden Philosophen, der jede Einzelerscheinung in den großen Weltzusammenhang einzuordnen sich gewöhnt hat, sind die heutigen politischen Parteigruppierungen nur vorübergehende, akzidentelle Momente in der Gesamtentwicklung der Menschheit, und die politischen Tagesgrößen sind ihm nur Marionetten. Der Parteimann sieht nur das Hier und Jetzt, der Philosoph aber forscht nach dem Ueberall und Immer. Jener berauscht sich an den politischen Orgien seiner Zeit und taumelt dann blindlings auf das nächstliegende Ziel los, während der Philosoph inmitten der ihn umgebenden politischen Bacchanalien Weitblick und Nüchternheit behauptet. So wird uns beispielsweise von Sokrates berichtet, daß er nach einer im heitersten Symposion durchschwärmten Nacht als der einzig Nüchterne aufstand und weiterphilosophierend von dannen ging. Der Parteimann endlich, dessen politischer Selbsterhaltungstrieb, den edelsten Absichten zum Trotz, sich der psychologisch begreiflichen egoistischen Regungen niemals ganz zu entäußern vermag, sieht nur das Augenblickliche und Individuelle, der Philosoph hingegen das dem politischen Kräftespiel des Augenblicks zu Grunde liegende Beharrende und Generelle: *die ewigen Interessen der menschlichen Gattung*.

Die Feststellung *strenger* sozialer Gesetze, wie sie die organische Methode heute schon inauguriert, lehnen wir durchweg ab. Wir müssen darauf bestehen, daß unsere Experimentiermethoden — Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung

— uns zur Formulierung sozialer Gesetze im Sinne von Naturgesetzen nicht berechtigen. Beide Hilfsdisziplinen zeigen uns vorerst nur zahllose soziale Regelmäßigkeiten oder, wie man sie nennen mag: soziale Rhythmen oder Typen. Den Schritt von Rhythmus, Typus und Regel zum Gesetz können wir heute noch nicht wagen, wenn wir gleich der Ueberzeugung sind, daß alle Typen letzten Endes auf (uns noch verborgene) Gesetze zurückdeuten.

Das Studium der sozialen Erscheinungen wird voraussichtlich den gleichen methodischen Weg einschlagen, den die Sprachwissenschaften mit so ausgezeichnetem Erfolg zurückgelegt haben. Die Sprache war zuerst als soziales Faktum vorhanden; die Praxis ging wie immer der Theorie zeitlich voran. Es fanden sich allmählich die Grammatiker ein, welche den inneren Bau und die syntaktischen Regeln der Sprache begriffen, nachempfanden, nachkonstruierten. Und so ist denn die aus dem instinktiv sprachbildenden Volksgeist heraus geborene Sprache erst allmählich in ihrer Struktur begriffen, in ihrem grammatischen Bau ermittelt und wissenschaftlich fixiert worden. Aus der Gewohnheit des Sprechens, aus der Erfahrung, wie bisher gesprochen worden *ist*, deduzierten die ersten Grammatiker unter den Griechen die Regel, wie gesprochen werden *soll*. Was die Regel für die Grammatiker, das ist die Fixierung einer sozialen Regel aus dem Typus des gesellschaftlichen Geschehens für den Soziologen. Jeder Soziologe, der aus der Kenntnis der Vergangenheit sich zu bescheiden gelernt hat, wird sich vorerst mit der ihm von uns zugeteilten Rolle eines *sozialen* Grammatikers zufrieden geben müssen. Die soziale Statik, wie wir sie verstehen, ist eben nichts anderes, als — figürlich gesprochen — eine Grammatik des sozialen Lebens, eine Beschreibung der *Zustände* gesellschaftlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens in erster, sowie eine daraus gewonnene Feststellung von Rhythmen oder Typen menschlichen Handelns, d. h. also von sozialen Regeln in zweiter Linie. Wie der Grammatiker aus der Vergangenheit einer Sprache die Regel ableitet, wie *gesprochen* werden soll, so hat der Soziologe aus der *sozialen* Vergangenheit die teleologisch motivierte Regel aufzustellen, nach welcher *gehandelt* werden soll

Ist erst diese gewaltige Aufgabe wissenschaftlich gelöst, dann dürfte es an der Zeit sein, in behutsamen Anläufen zu einer sozialen Dynamik überzugehen. Wie die Sprachforschung durch Einführung der vergleichenden Methode in die Sprachwissenschaft von den Rhythmen innerhalb der verschiedenen Sprachgruppen allmählich zu den Regeln des Lautwandels, ja zu phonetischen Grundgesetzen gelangt ist, so könnten wir dermaleinst zur Erkenntnis der tieferen Ursachen der von der Statistik beobachteten und zu Regeln verdichteten sozialen Rhythmen oder Typen gelangen, wenn es uns auch versagt bleiben sollte, ihre künftigen Wirkungen mit mathematischer Präzision vorauszuberechnen. Da wir es in der Soziologie mit der menschlichen Persönlichkeit zu tun haben, die ja ein unwiederholbares Einmaliges darstellt, schieben sich zu viele Imponderabilien ein, als daß

einer sozialen Dynamik, in ihrem jetzigen embryonalen Zustande zumal, feste Prognosen zuständen.

Wie wir indes Psychologie treiben, obgleich wir uns bewußt sind, daß wir bei der Kompliziertheit des psychischen Geschehens die künftige Zusammensetzung eines menschlichen Bewußtseins niemals mit mathematischer Präzision würden fixieren können, so treiben wir Soziologie, als beschreibende Psychologie der Gesellschaft, obgleich wir uns darüber klar sind, daß sie zum Range einer exakten Wissenschaft im Sinne der Astronomie sich niemals werde erheben können, weil sie bei der unendlichen Kompliziertheit ihres Objektes darauf verzichten muß, strenge Gesetzeswissenschaft zu werden. So gut jedoch die Sprachwissenschaft zu phonetischen Grundgesetzen gelangen konnte, so sehr wird auch eine künftige soziale Dynamik, falls sie sich der vergleichend-geschichtlichen Methode ausgiebig bedient, zu sozialen Grundtypen aufsteigen können. Nur werden soziale Gesetze (wenn man sie überhaupt so nennen will) auf absolute Notwendigkeit und strenge Allgemeingültigkeit niemals Anspruch erheben dürfen. Wir können ebenfalls feste Rhythmen und ständige Typen des sozialen Geschehens ermitteln, nicht aber Gesetze im Sinne der Naturwissenschaft. Naturgesetze kennen eben keine Ausnahmen; sie schließen also ein zwingendes, mechanisches Muß in sich ein; soziale Regeln hingegen, denen, weil aus bloßer Erfahrung abgeleitet, nur eine komperative Allgemeinheit und eine teleologische Notwendigkeit einwohnen, kennen kein Müssen, sondern ein Sollen. Sie sind, mit Wundt zu sprechen, empirische Gesetze von komperativer Allgemeinheit. Die teleologische Notwendigkeit schreibt dem Individuum nur vor, wie es in seinem eigenen, richtig verstandenen Interesse handeln soll, wenn es seine Handlungen mit den Geboten der sozialen Vernunft in Einklang zu setzen gewillt ist. Will aber das Individuum unvernünftig, unzweckmäßig handeln, so vermag die teleologische Notwendigkeit es nicht daran zu hindern. Anders die Naturgesetze. Diese zwingen das Individuum, ohne seinem Wollen irgend welchen Spielraum zu gewähren. In seinen biologischen Verrichtungen ist jeder Mensch nur ein Exemplar oder Repräsentant seiner Gattung, in den psychologischen dagegen ist er ein homo sui generis. Das Naturgesetz ist für den Menschen, wofern es seinen Mechanismus und Chemismus angeht, ein blinder mechanischer Zwang, eine coacta necessitas im Sinne Spinozas; das soziale Gesetz hingegen ist ein vernünftiges Gebot, das nur in der Voraussetzung des individuellen Vernünftig-sein-wollens gilt. Dort handelt es sich um das Verhältnis von Ursache und Wirkung, hier um das von Zweck und Mittel. Wie uns die Syntax Vorschriften des korrekten Sprechens bietet, welche nur ihren Sinn behalten, wenn wir nicht mit Absicht ungrammatikalisch sprechen wollen, so enthalten die sozialen Gebote nur Regeln für unser vernünftiges Verhalten gegen unsere Mitmenschen, gegen Gesellschaft und Staat, deren Gültigkeit an die Voraussetzung unseres sozialen Richtig-handeln-wollens geknüpft ist. Nicht an Ursachen, sondern

an Zwecke sind wir gekettet. Und so wäre es denn sehr wohl denkbar, daß wir aus dem erkannten, weil ausreichend beschriebenen Zustand des sozialen Geschehens dermaleinst ein Doppeltes zu ermitteln vermöchten: in Bezug auf die Vergangenheit die tiefere Ursächlichkeit aller sozialen Regeln und Rhythmen (die eine Seite der sozialen Dynamik); in Bezug auf unsere Zukunft die teleologische Notwendigkeit unseres künftigen sozialen Verhaltens (das Sollen, die soziale Deontologie).

William Robertson: Offener Brief eines Engländers an den Herausgeber.

Geehrter Herr Dr. Stein!

Wollen Sie mir gestatten, eine kurze Beschreibung von der Aufnahme zu geben, die mein Brief in Ihrer Januarnummer von „Nord und Süd" gefunden hat. Ich brauche nicht viel zu sagen über die sympathische Antwort des Herrn Fregattenkapitän Trapp, denn die Meinungsverschiedenheit zwischen uns ist nur gering. Der Umschwung, der stattgefunden hat, seitdem er schrieb, ist an sich eine Antwort auf seinen ganz berechtigten Einwurf, den er gegen das Verlangen der Entente auf Aburteilung Kaiser Wilhelms und der Hunderte sogenannter „war criminals" erhob; und dieser Umschwung in der Richtung eines größeren „fair-play" ist, wie ich ihm sagen kann, zum großen Teil auf die öffentliche Meinung in England zurückzuführen.

Obgleich ich von der Schuld aller Nationen überzeugt bin, bin ich doch nicht bereit, und ich muß hinzufügen, wenige Engländer sind es — den Kaiser, Reichskanzler, die Generäle und Admiräle (wozu Herr Trapp geneigt zu sein scheint) freizusprechen von der großen direkten Verantwortlichkeit, den Krieg voreilig herbeigeführt zu haben. Ich wünschte jedoch, daß eine unparteiische Weltuntersuchung stattfände, um festzustellen, was sich zwischen dem Verbrechen von Serajewo und dem Kriegsausbruch ereignete — eine Untersuchung, in der Bezug genommen wird auf die ganze äußere und koloniale Politik, die seit mehreren Jahrzehnten auf die Katastrophe hinleitete. Einseitige Anschuldigungen, wie sie von der Entente gemacht werden, tun mehr Schaden als Gutes.

Ich möchte nicht sagen, daß ein Weltgerichtshof die beste Art und Weise ist, um zur Wahrheit zu gelangen. Wenn es möglich wäre, alle Dokumente in den Archiven aller Mächte zur Verfügung der Welt zu stellen, dann würden sich schon bedeutende Publizisten in den verschiedenen Ländern finden, die den Kern der

Wahrheit viel schneller herausschälen würden, als irgendein internationaler Gerichtshof. Obgleich es sehr viele Ausnahmen gibt, so sind doch im Großen und Ganzen die Rechtsanwälte und Richter in jedem Lande zu eng verbunden mit der herrschenden Klasse, um ihr Urteil in politischen Dingen zur Zeit ganz zuverlässig zu fällen.

Aber ein Weltgerichtshof entwickelt sich allmählich aus dem augenblicklich noch nicht perfekten Völkerbund; wie der letztere sich verbessert und erweitert, so auch der erstere. Inzwischen wird der Völkerbund sowohl wie der Gerichtshof genügend zu tun haben mit den jetzigen und zukünftigen Problemen, die durch den so mangelhaften Friedensschluß von Versailles geschaffen worden sind. Die Arbeiterpartei in Großbritannien, eine politische Macht, die sehr schnell wächst, hat von Anfang an auf Abänderung des Vertrages gedrungen, und der Führer der liberalen Partei, Herr Asquith, der Ex-Premierminister, hat in seinem kürzlichen erfolgreichen, politischen Kampf in Schottland eine wichtige Erklärung abgegeben, in der er eine Revision befürwortet. Die Leiden der Nationen selbst arbeiten alle auf dasselbe Ziel hin und beweisen, daß Sieger und Besiegte in eine große Katastrophe verwickelt sind.

Ich habe allen Grund, mit der Aufnahme meines Artikels hierzulande zufrieden zu sein. Ein langes Resümee erschien in drei Zeitungen mit bedeutenden Auflagen, und kleinere Kritiken in andern Blättern. Ich habe Briefe erhalten von mehreren hervorragenden Schriftstellern, die sich lobend darüber aussprachen, daß man sich bemüht, das Verhältnis zwischen Großbritannien und Deutschland freundlicher zu gestalten. Einer dieser Briefe verdient besondere Beachtung, der des Herrn H. G. Wells, der heute die erste Stelle unter den britischen Schriftstellern einnimmt; er schrieb mir: — „Ich stimme Allem, was Sie sagen, auf das wärmste zu."

Was Herr Wells getan hat und noch tut durch seine Romane, seine tüchtige Untersuchung der tiefsten, religiösen Probleme und seine stetigen Bemühungen, die Erziehung und vor allem den Unterricht in der Geschichte zu verbessern, verdient in Deutschland auf das weiteste bekannt gemacht zu werden. Die Deutschen haben den Ruf, die sorgfältigsten Forscher zu sein. Wenn sie die Psychologie der Kriegsjahre in England verstehen wollen, empfehle ich ihnen zwei Romane, die Herr Wells während dieser Zeit geschrieben hat: „Mr. Britling sees it through" und „Joan & Peter."

Im Sinne des politischen Parteigängers ist Herr Wells kein Pazifist, aber er ist ein ehrlicher Friedensfreund. Die Stellung, die er einnimmt, gleicht in nicht geringem Maße der Ferdinand von Wrangels, die so wunderbar vom Prinzen zu Hohenlohe in Ihrer Februar-Nummer geschildert worden ist. Während des Krieges hat er dem britischen Volk beständig vorgehalten, daß die alten Traditionen des Kriegsministeriums mit seinem Kastengeist durchaus nicht dem modernen, wissenschaftlichen Kriegführen angepaßt wären. Zugleich war für ihn das Kriegführen

auf wissenschaftliche Weise nur eine Frage für den Augenblick. Während er entschlossen war, das Niederwerfen des deutschen Imperialismus zu erstreben, übersah er nicht, daß es auch einen gefährlichen Imperialismus in England gab, verbunden mit vielen Torheiten. Vor allem nahm er Stellung gegen den Anglikanismus, der aus Gott einen glorreichen britischen Patrioten, Sportsmann und Kirchenmann macht, und der die Wissenschaft und alle übrigen Nationen in den Hintergrund stellt.

In seinem letzten Werk bemüht sich Herr Wells, dem Publikum (und ich hoffe, sowohl dem Publikum des Kontinentes, als auch dem britischen Publikum) eine Weltgeschichte zu geben, in der die Entwicklung der Zivilisation derart dargestellt wird, daß Wissenschaft, Religion und Erziehung in näheren Zusammenhang gebracht werden, zur Erschaffung des größten Werkes von allem: der Schöpfung des Menschen.

Ich versichere Sie, daß ich mich mit dem Werke des Herrn Wells nicht so lange beschäftige, um für ihn Reklame zu machen, sondern weil ich davon überzeugt bin, daß es sowohl für Großbritannien, wie auch für Deutschland die große Aufgabe sein wird, unsere Universitäten, unsere Schulen, unsere Kirchen, unseren Handel und unsere Politik zu verbinden mit einem Glauben und einer Wissenschaft, die als höchstes Ziel die Versöhnung der zivilisierten Nationen haben und auch aus ihnen den väterlichen Vormund (nicht den Herrn und Ausbeuter) der weniger entwickelten Nationen machen wollen.

Diese Aufgabe, die Herr Wells sich gestellt hat, heißt, daß die isolierenden, zwietrachtsäenden theologischen Dogmen von ihrem hohen Platze heruntergerissen werden müssen; es heißt das Wegräumen veralteter, wort-anbetender Traditionen an den Universitäten; es heißt das Aufgeben der Idee, daß Handel eine Art Krieg ist, oder ein Gebiet, wo feindseliger nationaler Wetteifer sich entfalten kann; es heißt die Versöhnung von Kapital und Arbeit, welche gegenseitige Hilfsbereitschaft anerkennen sollen; es heißt, im politischen Leben das Zusammenarbeiten aller guten Bürger zu sichern, die, befreit vom Geiste der imperialistischen Vorherrschaft, darnach streben, das Wohlergehen aller Klassen und Nationen zu fördern.

Die Erfüllung dieser Aufgabe wird nicht die Arbeit eines Tages oder einer Generation sein. Nach fünf Jahren des Hassens, Mordens und grausamen Zerstörens ist eine intensive Nervosität, Verdacht und Ungeduld vorhanden. Ich sehe in Ihrer Februarnummer, die vor mir liegt, während ich schreibe, in manchen Artikeln Anzeichen einer Bewegung, die nach dem erwünschten Ziele hinstrebt. Das komplizierte und unklare Denken, das sich in einigen vorfindet, darf uns nicht entmutigen. Die Friedensbewegung, die eine radikale Aenderung der menschlichen Natur enthält, kann Verwicklungen und Schwierigkeiten nicht entgehen. Wir haben zum Beispiel den Standpunkt, der so wunderbar in der Denkschrift

über Ferdinand von Wrangel dargelegt ist, wir haben den rein politischen Standpunkt in dem wertvollen Briefe des Fregattenkapitän Trapp und in dem Artikel „Westgrenze" von Dr. Münch; wir haben die Inspirationen großer Ideale in „Ein gangbarer Weg", Ideale, die unterstützt werden durch wissenschaftliche und philosophische Wahrheiten; wir haben in „Das Schicksal des deutschen Menschen" einen Aufruf an die alte Loyalität, den man nicht übersehen darf; wir haben die politische Seite des Idealismus (mit vielleicht zu großem Vertrauen in die schnelle zurückhaltende Macht des politischen Mechanismus) in Dr. Hedwig Fischmanns „Durch den Weltkrieg zum Weltbewußtsein, zur Welteinheit".

Mögen alle, die den Frieden lieben, nach der Zusammenfassung dieser Anstrengungen streben und geduldig anerkennen, was Wert hat in dem Werk anderer, die dieselbe Richtung einschlagen. Wenn sie dies tun, können sie vertrauensvoll den Rat und die Versicherung annehmen, die der amerikanische Dichter Whittier gegeben hat:

Press bravely onward! — not in vain
Your generous trust in human kind;
The good which bloodshed could not gain
Your peaceful zeal shall find.

Die Neigung zu einer ehrenhaften Verständigung nimmt in Großbritannien jeden Tag zu. Besonders bemerkenswert ist der Aufruf des Generals Sir Hubert Gough, in dem er den Vertrag von Versailles als durchaus unenglisch verurteilt, gleichbedeutend mit „to hitting a man when he is down". Das Schreien nach Bestrafung der „war criminals" bezeichnet er als absurd. Wir wollen Freundschaft, sagt er, mit einem wirklichen Völkerbund, einschließlich Deutschland. Imperialistische Träume, den Wunsch andere zu beherrschen, bezeichnet er als todbringend.

Diese Träume sind die Ursache aller Uebel. Ein gründlicher Umschwung in der Schätzung echter Größe muß stattfinden. Einer der Verfasser in der Februar-Nummer von „Nord und Süd" berichtet von „der einstmaligen Höhe, auf die ein Friedrich der Große, ein Stein und Bismarck Deutschland gehoben hätten". Können wir, vom wirklich wissenschaftlichen und wirklich religiösen Standpunkte, es eine wahre Höhe nennen, und haben französischer und englischer Imperialismus Frankreich und Großbritannien auf eine beneidenswerte Höhe gebracht? Wenn diese Fragen richtig beantwortet werden, dann wird die Welt anders werden.

Paul v. Rechenberg-Linten: Kultur, Zivilisation und Staat.

Im allgemeinen wird von Kultur da gesprochen, wo Philosophie, Kunst und Wissenschaft in Blüte und Ansehen stehen, und wo infolgedessen das Leben einen verfeinerten und vielseitigeren Anstrich zeigt. Aber dadurch ist der Begriff der Kultur durchaus nicht eindeutig bestimmt. Denn wenn die Philosophie auch noch so ausgebildet ist, aber den groben Materialismus lehrt, oder wenn die Kunst eine hohe technische Vollkommenheit erreicht hat, aber innerlich dekadent ist, so wird man nicht gut von Kultur sprechen können. Ebenso wird auch da nicht von Kultur die Rede sein können, wo die Erkenntnisse und Entdeckungen der Wissenschaft einseitig dazu benutzt werden, den materiellen Luxus- und Machtbedürfnissen der Menschen zu dienen. Wir müssen einen anderen Bestimmungsgrund, ein anderes umfassenderes Merkmal suchen, nach welchem Kultur eindeutig und befriedigend erkannt werden kann.

Kultur ist aus dem Begreifen der geistigen Grundlagen des Lebens hervorgegangen. Es sind das die elementaren Wahrheiten aller höheren Religionen, die gleichzeitig von der philosophischen Erkenntnis gestützt werden. Da nun das Leben als solches ein organischer Vorgang ist, dem nach unserer Auffassung etwas Geistiges zu Grunde liegt, und ein jedes Lebewesen daher in sich selbst die Berechtigung und die Gesetze seines Daseins trägt, so ist von diesem höheren Gesichtspunkte aus jedes gewalttätige Eingreifen in die Lebenserscheinungen — wenn es nicht durch die dringendste Not bedingt ist — ein Vergehen gegen die Gesetze des Lebens selbst. Kultur fordert daher, daß in den Beziehungen der Menschen zu einander an Stelle der Gewalttätigkeit die Vernunft und Gerechtigkeit trete, und daß da, wo sie noch nicht herrscht, sie entwickelt werde. Ein Mensch, der aus diesen höheren Motiven heraus lebt und handelt, besitzt Kultur.

Indem nun Einzelne oder ganze Gruppen von Menschen an sich in diesem Sinne arbeiten, um den immer vollkommeneren Zustand des Lebens Aller zu ermöglichen, steigert sich auch die Kultur dieser Menschen. Diese kulturelle Steigerung äußert sich dann auf allen Gebieten des Lebens. Nicht nur im verfeinerten moralischen und sittlichen Denken und Handeln, sondern auch im Bereich von Wissenschaft, Kunst, politischem und wirtschaftlichem Leben. Schließlich kann das Kulturempfinden solche innere Macht und Kraft im Bewußtsein eines Volkes gewinnen, daß auch der Staat — die größte äußere Gewalt- oder Machtorganisation — sich seinem Einfluß nicht mehr entziehen kann. Der Staat hört auf, ein reiner Gewalt- und Machtstaat zu werden; er wird zu einem Rechts- und schließlich Kulturstaate. Wenn diese Umbildung des Staates von innen heraus erreicht ist, dann hat Kultur ihre Aufgabe ihm gegenüber gelöst.

Die Zivilisation ist dagegen Aneignung einer äußeren Lebensform, in welcher alle wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel dazu benutzt werden, das materielle Dasein der Menschen möglichst bequem und geordnet zu gestalten. Dazu diente die systematische Schulung und Disziplinierung jedes Einzelnen in technischer und wirtschaftlicher Richtung auf Grund der vorhandenen wissenschaftlichen Methoden. Und indem durch den Staat alle diese Einzelkräfte zusammengefaßt und geordnet wurden, erhielt die Zivilisation als solche ihre stärkste Stütze und Grundlage.

Der Staat selbst aber ist nicht aus der Zivilisation hervorgegangen. Staatliche Formen gab es lange, bevor von einer Zivilisation die Rede sein konnte. Der heutige Staat ist im Grunde nichts anderes als der Ausdruck der äußeren Macht- und Rechtsverhältnisse der Bevölkerung eines Landes, die in ihm zu einer politischen und wirtschaftlichen Einheit zusammengefaßt erscheint.

Die sich innerhalb des Staates entwickelnde Zivilisation sucht ihrerseits die Macht des Staates immer mehr zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Nicht in dem Sinne, daß sie den Staat bekämpft, sondern indem sie die Macht des Staates dazu benutzt, durch Eroberung und Erschließung neuer Ländergebiete sich immer mehr an billigen Arbeitskräften und Rohstoffen zu sichern. Da umgekehrt der Staat selbst immer auf größere Machtentfaltung ausgeht, so benutzt er wiederum die der Zivilisation innewohnenden organisatorischen und technischen Hilfsmittel zu diesem Zweck. Es beruht also das Verhältnis von Zivilisation und Staat auf Gegenseitigkeit. Beide sind eng mit einander verflochten. Mit dem Auftreten der Kultur aber tritt ein neuer Faktor diesen beiden Mächten gegenüber. Die Kultur als alles umfassende geistig-sittliche Kraft muß notwendigerweise alle die Erscheinungen in Staat und Zivilisation bekämpfen, die nicht mit ihren ethischen Forderungen im Einklang stehen. Wie dieser Kampf vor sich geht, soll im folgenden darzustellen versucht werden.

Vor allen Dingen muß man sich klar machen, daß Zivilisation und Staat nicht an und für sich selbständig bestehende geistige Lebenskräfte sind. In Wirklichkeit sind es bloß Begriffe, unter welchen wir ganz bestimmte materielle äußere Erscheinungsformen des menschlichen Gemeinschaftslebens züsammenfassen.

Während aber der Staat sich in dem Leben der Menschheit zu einer kraftvollen äußeren Organisation ausgebildet hat, steht es mit der Zivilisation anders.

Auch die Zivilisation als Verlangen des Menschen nach einem mit allen Hilfsmitteln der Technik ausgestatteten geordneten, bequemen Leben tritt in der Lebenshaltung äußerlich sichtbar zu Tage. Aber ihr fehlt mehr oder weniger die straffe einheitliche Gesamtorganisation wie im Staate. Sie wird mehr durch die sich ändernden Bedürfnisse des Menschen geleitet und empfängt von daher ihre Impulse und Richtlinien. Aber immerhin — auch die Zivilisation ist eine äußerlich sichtbare Erscheinungsform, entstanden aus den materiellen Bedürfnissen des menschlichen Lebens.

Ganz anders dagegen verhält es sich mit dem, was wir unter Kultur verstehen. Kultur besitzt keine äußerlich sichtbare Organisation oder Erscheinungsform in positivem Sinne. Sie ist der Wille und die Fähigkeit zum geistig-sittlichen Reifezustand auf allen Gebieten des Lebens. Das Charakteristische dabei ist nun, daß sich dieser Wille im Gegensatz zu Staat und Zivilisation in negativer Weise äußert und daher auch keine äußere Organisation darstellt wie diese.

Wenn nun aber Kultur das Verlangen des Menschen nach dem geistig-sittlichen Reifezustande ist, in welchem sich das Gesamtleben aller zur höchsten Form entwickelt, so kann sich dieses Verlangen offensichtlich nur dadurch realisieren, daß zunächst alles aufgegeben wird, was die Grundlagen des Lebens selbst verletzt. Das Grundgesetz des Lebens aber ist, daß es ein organischer Prozeß ist, welcher seine Berechtigung und seine Gesetze in sich selbst trägt. Diese Gesetze aber sind im letzten Grunde geistiger Natur und zielen auf immer größere Vervollkommnung der Wesen hin. Von diesem höheren Gesichtspunkte aus ist daher jedes gewalttätige Eingreifen in die Lebenserscheinungen — ohne zwingendste Not — ein Verbrechen gegen die Gesetze des Lebens selbst. Kultur wird also vor allem darnach streben, an Stelle der rohen Gewalt Vernunft zu setzen, und wird daher selbst nicht gewalttätig vorgehen. Das ist nun aber, dem Sinne nach genommen, ein negatives Verhalten. Dazu bedarf es auch keiner äußeren, sichtbaren Organisation. Aber der ganze Lebenszuschnitt, die ganze Lebenshaltung gewinnt dadurch ein ganz anderes inneres und äußeres Gepräge. Denn in dem Leben solcher Völker werden nun viele Dinge fehlen, die bei den anderen in überreichem Maße vorhanden sind. Dagegen werden sich als Folgen eines solchen negativen Verhaltens Erscheinungen einstellen, die entweder rein geistiger Natur sind, oder aber auch sichtbare Formen annehmen können.

Bei einem solchen Volke werden alle geistigen Gebiete des Lebens, Religion, Philosophie, Kunst und Wissenschaft, einen hohen Grad der Ausbildung erreichen; denn sie werden nun um ihrer selbst willen aus dem idealen Drang nach reiner Höherentwicklung heraus gepflegt werden. Aus diesem selben Kulturprinzipe heraus werden auch alle jenen Gebiete, die der Förderung der sozialen Wohlfahrt und Gerechtigkeit dienen, immer greifbarere und vollkommenere Gestalt gewinnen. Dieses wird sich in der sozialen Gesetzgebung, in den gesamten Wohlfahrtseinrichtungen zeigen.

Aehnlich wird sich wahre Kultur auch zu dem verhalten, was wir Zivilisation nennen. Nur wird hier das Verhältnis des Gegensatzes nicht so scharf hervortreten. Kultur wird sich hier nur soweit ablehnend gegen die Grundlagen der Zivilisation verhalten, als diese Grundlagen den selbstverständlichen sittlichen Forderungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit widersprechen. Hier ist Kulturbewußtsein schließlich nichts anderes als das soziale Gewissen, welches von uns verlangt, daß wir Genüsse und Gewohnheiten aufgeben, wenn sie nur durch die Not unserer Mitmenschen erkauft werden können. Auch hierbei ist ersichtlich, daß das Ver-

halten der Kultur zunächst ein negatives ist. Erst aus diesem negativen, ablehnenden Verhalten ergibt sich dann der neue Zuschnitt, der Andersaufbau des Lebens.

Zunächst gewinnt der Mensch, der nach diesen Normen zu leben sucht, einen großen Zuwachs an Kraft und Zeit. Denn der gesamte Teil der Lebensenergie, der früher auf die Erreichung der nun als falsch erkannten Ziele gerichtet war, wird jetzt frei. Der aufs äußerste gespannte Kampf um diese Dinge verschwindet, und nun hat man Zeit, Muße und Möglichkeit, sich den Aufgaben zu widmen, die allein des Lebens wert sind. Das Leben wird äußerlich einfacher, aber innerlich unendlich reicher. An Stelle von Luxus und Flitter treten wahre dauernde Genüsse und Freuden. An Stelle des Hastens und Jagens nach äußerem Glanz und Reichtum tritt die innere Freiheit und Unabhängigkeit, die wahre Schönheit des Lebens. Wir hören dann auf, im Nebenmenschen einen lästigen Konkurrenten zu sehen und zu fürchten. Wir sind nicht mehr besorgt, daß uns nicht genug an äußeren Gütern zufallen könnte. Denn im Reiche des Geistes ist für alle Platz, und das Mögliche heißt hier Unendlichkeit.

Aber es hilft nichts, ob wir uns bewußt mit dem Verstande für das eine oder andere entscheiden. Den richtigen Weg kann hier allein die Stimme des inneren Gefühles zeigen. Unser Gefühl sagt uns unweigerlich, wenn wir aus der tiefsten Besonnenheit des Herzens heraus die Frage stellen, wo Kultur ist und wo Barbarei beginnt — mag sie ein auch noch so glänzendes äußeres Gewand tragen.

* * *

Diese theoretisch dargestellten Ergebnisse lassen sich nun an den praktischen Tatsachen des Lebens erläutern, indem wir den Entwicklungsgang einiger Völker daraufhin betrachten.

China hat anerkanntermaßen eine alte und hohe Kultur. Demgemäß war auch die äußere Machtorganisation des chinesischen Reiches niemals eine hohe in europäischem Sinne. Das 400 Millionenvolk umgab sich lieber mit der berühmten Mauer, um sich gegen räuberische Einfälle zu sichern, anstatt sich durch Eroberungskriege und Unterjochung der Nachbarvölker Ruhe und neue Ländergebiete zu verschaffen. So fern für uns Europäer auch das Verständnis für die chinesische Volksseele liegt, so müssen wir doch zugeben, daß das jahrtausendlange friedliche Bestehen eines Volkes von solcher Größe und Entwicklung ohne Eroberungskriege nach außen hin für uns immer ein Rätsel bleiben wird, wenn wir nicht die treibenden geistigen Kräfte erkennen, die in ihm lebendig sind. Es scheint so, als ob die Weisheit des Confucius und Lao-tse, des Buddha in jedem Einzelnen eine lebendige Kraft ist und ihn den Wert und Unwert aller Dinge tiefer erfassen läßt, als wir hochzivilisierten Europäer es überhaupt nur ahnen. Demgemäß scheint das ganze Leben des chinesischen Volkes sich auch nach außen hin abzuspielen — so unfaßlich uns diese Tatsache bleiben wird. Daher sind auch diejenigen, die das chinesische Kulturproblem an Ort und Stelle studiert haben, voll Bewunderung erfüllt.

Das Charakteristische ist also hier: hohe, alte Kultur, wenig oder gar nicht entwickelter Macht- und Eroberungsstaat und das Fehlen fast aller Merkmale einer Zivilisation in europäischem Sinne.

Wenden wir uns nun zu Griechenland. Einzelne Teile des Volkes bringen es wohl zu einer kraftvollen Abwehr feindlicher Einfälle von außen. Es tritt wohl als Phänomen einmal der große Eroberungszug Alexanders auf. Damit ist aber in der Hauptsache das staatenbildende Prinzip Griechenlands nach außen hin erschöpft. Das griechische Volk brachte es nie zu einer alle Stämme des Landes zusammenfassenden staatlichen Einheit. Oder sagen wir, das griechische Volk erschöpfte sich nicht mit der Beschäftigung dieser äußeren politischen Dinge.

Umgekehrt dagegen sehen wir in Griechenland, wie sich Kunst, Philosophie und Wissenschaft für die damalige Zeit zu einer unerhörten Blüte steigert. Die griechische Kultur erhob sich freilich auf dem Unterbau der Sklaverei. Nur durch diese war es möglich, daß ein Teil des Volkes Zeit und Muße hatte, sich den Künsten und Wissenschaften zu widmen. Aber jedenfalls sehen wir, daß unabhängig hiervon im griechischen Volke nicht der nach außen strebende und wirkende Machtwille vorhanden war, der in Eroberungs- und Unterjochungskriegen die Energie des Volkskörpers absorbierte. Dem entsprechend war denn auch die Kulturstufe des offenbar ganz besonders in dieser Richtung begabten Volkes in Kunst, Philosophie und Wissenschaft eine in damaliger Zeit unerreicht hohe.

Die römischen Legionen zertrümmerten leichter Hand die griechischen Kleinstaaten. Aber die griechische Kultur als solche blieb davon unberührt. Griechische Kultur, Kunst und Wissenschaft eroberte und durchdrang immer mehr die alte Welt, und ist bis auf den heutigen Tag eine der Quellen geblieben, an der wir unseren Schönheits- und Erkenntnisdurst stillen.

Auch die griechische Geschichte zeigt uns, daß geringer Staaten- und Macht. entwicklung nach außen ein hoher Kulturzustand des Volkes nach innen entspricht-

Ein ganz anderes Bild sehen wir dagegen in Rom. Rom hatte sich früh aus einer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung zu einem Staatswesen entwickelt, welches anfangs unzählige Raubkämpfe und dann Angriffs- und Abwehrkriege gegen seine näheren und weiteren Nachbaren führte. Den alten Römern scheint dadurch das gewalttätig-kriegsmäßige Vorgehen so in Fleisch und Blut übergegangen zu sein, daß sie davon nicht mehr lassen konnten. Sie fingen an, das Unterjochungs- und Räuberhandwerk im Großen zu betreiben.

Aus diesen Gründen ersehen wir nun auch, warum wahre Kultur in Rom nicht zu finden war. Eine stark nach der Rechtsseite ausgeprägte Zivilisation, die sich stolz dem „Barbarentum" gegenüber gebärdete; eine alles beherrschende Gewalt- und Machtorganisation, die ihresgleichen auf dem Erdenrund suchte — und keine namhafte Philosophie, Kunst und Wissenschaft, wenn man von einigen Geschichtsschreibern und Dichtern absieht. Was an wirklicher edler Kultur später

in Rom vorhanden war, wurde von außen hereingetragen, entweder durch die Griechen oder den weiteren Orient. Der Macht- und Eroberungsstaat hatte alles höhere geistige Leben verschlungen. Geister wie Plato, Sokrates oder Homer, ein Zeitalter des Perikles finden wir nicht in Rom. Und ein Cäsar kann uns dafür nicht entschädigen.

Es ließen sich nach diesen Gesichtspunkten vergleichsweise auch einige moderne Staaten behandeln. Aber so interessant die Resultate einer solchen Untersuchung wären, so will ich sie doch unterlassen. Denn die politisch-historische Entwicklung der in Frage kommenden Verhältnisse liegt noch nicht abgeschlossen vor unseren Augen, wie etwa bei Griechenland oder Rom.

Wenn man z. B. das moderne England oder das zaristische Rußland nach diesen Gesichtspunkten betrachten würde, so ergäben sich gewiß in die Augen springende Analogien mit dem alten Rom, was ihre Eroberungs- und Gewaltpolitik anbetrifft; aber den Stand ihrer Kultur oder sogar das Fehlen derselben nachweisen zu wollen, muß offenbar einem späteren geschichtlichen Urteil überlassen werden. Denn wir stehen diesen Verhältnissen jetzt noch viel zu nah, um hier ein objektives und gerechtes Urteil fällen zu können.

Diese hier kurz geschilderten Beispiele zeigen nun zur Genüge, daß das oben ausgeführte Abhängigkeitsverhältnis zwischen Kultur, Zivilisation und Staat tatsächlich besteht. Wo ein starker nach außen gerichteter Eroberungs- und Machtstaat vorwiegt, da tritt Kultur zurück oder fehlt ganz. Und umgekehrt, wo eine hohe, ausgebildete Kultur vorhanden ist, da fehlt der ausgesprochene Eroberungs- und Machtstaat, oder er wird wenigstens auf ein Minimum eingeschränkt. Die Zivilisation läuft als Parallelerscheinung und fällt oder steigt, je mehr Kultur oder der Staat die Oberhand gewinnen.

* * *

Es entsteht nun schließlich die Frage, was eigentlich das treibende Element in dem Kulturverlangen der Menschheit ist. Ist vielleicht Kultur als Reaktion gegen die Auswüchse des Staates und der Zivilisation entstanden? Wir kennen aber Beispiele aus der Geschichte, daß eine alte und bewunderungswürdige Kultur bei Völkern existiert, die es überhaupt zu keiner nennenswerten Staatenbildung gebracht haben, z. B. bei den Indern. Der Staat kann also nicht Vorbedingung oder Ursache der Kultur sein. Umgekehrt aber sehen wir, daß, wo Kultur auftritt, sie in negativem Sinne Staat und Zivilisation zu formen beginnt. Und zwar bildlich gesprochen so, wie etwa der Künstler aus dem rohen unbehauenen Block allein durch F o r t n a h m e von überflüssigem Material ein feingestaltetes Bild erzeugt.

Es ist so, wie wenn die geistigen Vorbilder nach der Seite der vollkommenen Auswirkung des Wahren, Guten und Schönen als Ideen ursprünglich gegeben

und uns eingeboren sind. Und diese Vorbilder, die in der Welt des Materiellen nicht angetroffen werden, bestrebt sich nun der Geist ins äußere Leben zu übertragen.

Es ist ein eigentümliches Problem, welches hier vorliegt. Es stellt sich nämlich heraus, daß alle wirklich positive, die Menschheit wahrhaft vorwärtsbringende Tätigkeit nur im rein Geistigen vorhanden ist; und daß ihre Ausführung oder ihre Realisierung nur durch das Negative möglich ist. Das Vorwärtsschreiten des Lebens im Sinne reiner Höherentwicklung, welches doch das Ziel jeglicher kulturellen Entwicklung sein muß, kann nur erreicht werden, indem die materiellen Widerstände, oder besser gesagt, die menschlich-materiellen Handlungen und Einrichtungen aufhören und beseitigt werden, die dieses Höherschreiten hindern. Es ist also hier im einfachen Nichttun des Falschen auch gleichzeitig die Auswirkung des Höherschreitens gelegen. Oder anders gesagt: Das Höhere im Leben kann nur dadurch in die Erscheinung treten, daß das niedere Materielle aufgegeben wird und verschwindet. Je ideal gesinnter ein Mensch oder ein Volk ist, um so weniger werden sie daher mit materiellen Dingen und Interessen belastet erscheinen.

Wenn man dagegen den Schwerpunkt des Lebens ins materielle Vorwärtsschreiten und nicht in die geistige Höherentwicklung legt, dann ist natürlich das umgekehrte richtig. Je mehr Luxus und je mehr Macht, um so besser. An die Kehrseite denkt man nicht, oder nimmt sie als notwendige, nicht zu umgehende Erscheinung mit in den Kauf. Die materiellen Bedürfnisse wachsen, und damit auch das Bedürfnis, diese Interessen zu schützen. Es ist ein verzauberter Kreis, aus dem man nicht mehr heraus kann. Aeußere Bequemlichkeiten, Luxus und Macht, d. h. Zivilisation und Staat auf der einen Seite, und Elend und Knechtung, das ist Unkultur, auf der anderen Seite, bedingen sich gegenseitig. Wenn wir geistige Wesen sind, die sich in der Welt der Materie realisiert haben, so ist klar, daß dadurch eine Verringerung unserer Freiheit und der uns eingeborenen höheren Fähigkeiten hervorgerufen ist. Denn wir können uns nicht in dem Grade bewegen und höher entfalten, wie es dem von aller Materie freien Geist möglich und Bedürfnis ist. Daher ist das Aufgeben und sich Nichtbefassen mit den überflüssigen Dingen und Betrieben der Welt immer und von jeher das Merkmal des nach Höherem strebenden Geistes gewesen. Kultur wirkt in diesem Sinne. Kultur benutzt Materie nur so weit, als es unumgänglich nötig ist. Und Kultur, wie wir sie hier verstehen, ist daher offenbar nichts anderes, als das ins praktische Leben umgesetzte Religionsbedürfnis der Menschheit.

Dr. Schulte-Vaërting: Der Einfluß des Feldherrntalentes auf die Weltpolitik.

Wir sind heute geneigt, dem Feldherrntalent einen großen Einfluß auf die Entscheidung in der Schlacht beizumessen, und damit auf die Lage der Weltpolitik. Ein Vergleich zwischen Cäsars und Napoleons Siegen, vom politischen Standpunkt aus betrachtet, brachte mich zuerst auf den Gedanken, daß für die Siege in der Schlacht andere, bisher noch unbekannte Faktoren maßgebend sind. Ich bin nach vielen, jahrelangen Forschungen zu der Überzeugung gekommen, daß sich bei Kriegen und Siegen vor allem politische Faktoren geltend machen.

Die Industrie, das Handwerk, wirken als solche auf einen Staat friedenfördernd ein. Wenn aber bei steigender Industrie (Handwerk oder Handel) gleichzeitig die Geburtenziffer steigt, so wird die Wirkung umgekehrt dem Frieden gefährlich. Wir können diese Erscheinung im antiken Korinth, in Rom unter Pompejus und Cäsar, in Frankreich unter Napoleon, in Deutschland unter Wilhelm II. beobachten. Die Vermehrung der Industrie, des Handwerks oder Handels, die an sich friedenfördernd wirkt, wird durch ein gleichzeitiges Ansteigen der Geburten oder auch der Einwohnerzahl zum stärksten Faktor für die Kriegslust eines Volkes. Diese Kriegslust wird noch mehr gesteigert, wenn das Land, in dem die Industrie steigt, durch diesen Vorgang sich von einem Agrarstaat zu einem Industriestaat umbildet. Wenn außerdem in diesem Stadium der Entwicklung die Agrarkaste nicht zeitig genug gestürzt werden kann, so ist der Krieg fast unvermeidlich. So scheint es im antiken Korinth und zur Zeit Alexanders in Mazedonien gewesen zu sein, so war es in Rom zur Zeit des dritten punischen Krieges, so war es im vornapoleonischen Frankreich, so war es in Deutschland 1914. Die Kriegslust wird außerdem in dem Staate erhöht, dessen Rüstungen stärker sind als die der umliegenden Staaten. Es kommt nicht darauf an, ob sie absolut genommen stark sind, sondern darauf, ob sie relativ stärker sind als die der umliegenden Staaten. Weitere die Kriegslust verstärkende Faktoren sind die Vorherrschaft des oberen oder unteren Standes. Beide sind kriegerischer als die mittlere Linie, die sich in der ganzen Geschichte als die friedlichste erweist. Ein sechster Grund, der allerdings nicht auf die eigene, sondern auf die Kriegslust der Nachbarstaaten verstärkend wirkt, ist relativ starker Handel und relativ großer Reichtum eines Staates *bei gleichzeitiger Vorherrschaft des Adels*, oder doch einer relativ höheren Volksklasse als jene, die in den Staaten regiert, die die Konkurrenz aushalten müssen. Die Faktoren, die die Kriegslust der Völker in starker Weise entwickeln, sind also:

1. Geburtenzuwachs.

Und zwar verstärkt der Geburtenzuwachs als solcher stets die Kriegslust. Aber das Anwachsen der Geburtenzahl in einem Agrarstaat verstärkt die Kriegslust nicht entfernt in dem gleichen Maße, wie dies bei steigender Industrie der Fall ist, vor allem wenn diese mit der Umwandlung eines Agrarstaates in einen Industriestaat zusammenfällt. Die Wiederumwandlung eines Industriestaates in einen Agrarstaat erfolgt oft einzig nur durch den Krieg.

2. Das mit dem Geburtenzuwachs gleichzeitig auftretende Anwachsen der Industrie.

3. Die Herrschaft der Agrarier während der Industrialisierung eines Staates oder während der einsetzenden Blüteperiode des Handwerks und des Handels.

4. Eine im Vergleich zu den umliegenden Staaten relativ starke Rüstung.

5. Die Vorherrschaft des oberen oder unteren Standes. Diese Vorherrschaften sind immer relativ. Wenn in einem Staate ein relativ niederer Stand herrscht als in den umliegenden Staaten, entsteht Spannung, ebenso wenn ein relativ höherer Stand herrscht.

6. Wird die Kriegslust der Nachbarstaaten durch Handelskonkurrenz und Reichtum verstärkt, wenn dieselben unter der Herrschaft einer relativ höheren Volksklasse sich entfalten.

Die Kriegsstimmung eines Volkes ist aber nur in seltenen Fällen bestimmend für den Sieg. Zumeist ist sie nur das Fundament, auf dem Kriege mit Leichtigkeit zum Ausbruch kommen können. Völker, in denen diese Faktoren vorhanden sind, drängen in besonders starker Weise zum Kriege. Für den Sieg aber kommt vor allem die Gleichgewichtslage der politischen Kräfte und ein überragendes Freiheitsniveau des Volkes in Frage. Wir wollen zuerst den Einfluß der Gleichgewichtslage an einigen Beispielen der Geschichte demonstrieren. Napoleon vermochte seinen Siegeszug anzutreten, weil England damals stark und Englands Macht zentralisiert war. Noch um 1800 schlossen sich Preußen, Rußland, Schweden und Dänemark zu einem Bunde gegen England zusammen. England war um 1800 ebenso stark, wenn nicht stärker als Frankreich. So vermochte Europa es nicht, sich gegen Frankreich zu einigen. Vielmehr war es ebenso geneigt, sich gegen das starke England zu einigen. Diese schwankende Stellungnahme, die auf der durch zwei Völker gestörten Gleichgewichtslage beruhte, ermöglichte die Siege Napoleons. Hindenburg, Ludendorff, Mackensen waren vielleicht ebenso große, vielleicht sogar größere Feldherren als Napoleon. Wir vermögen hierüber gar kein Urteil zu fällen, denn ihnen fehlte die Gunst der Gleichgewichtslage. Vor 1906 hätten sie immerhin noch größere und vor allem dauerndere Siege zu erfechten vermocht als nach 1906, wo England durch die Herrschaft der Liberalen geschwächt war. Bei einer Konstellation wie 1914 sind größere dauernde Siege einer einzelnen

starken Macht so gut wie unmöglich. Größere Siege lassen sich vor allem erfechten, wenn die Gleichgewichtslage durch zwei starke Völker zugleich bedroht wird. Die punischen Kriege Roms waren nur deshalb auszukämpfen, ohne daß andere Mächte für Karthago eingriffen, weil Karthago in der östlichen Gleichgewichtskonstellation mehr gefürchtet wurde als Rom. Wenn Napoleon Frankreich nicht militärisch gestärkt, sondern militärisch geschwächt hätte, würde der Kontinent sich zu einigen und England vielleicht zu besiegen vermocht haben. Napoleon aber wollte, nachdem er den Kontinent in seine Hand gebracht hatte, nun auch England besiegen. Hier beginnt der große Irrtum Napoleons. Nur wegen der Stärke Englands waren seine Siege möglich gewesen. Darum auch versagte seine „Feldherrnkunst" in dem Punkte, wo er gegen die Gleichgewichtslage kämpfen mußte, gerade da, wo es sich einzig hätte entscheiden können, ob es sich bei Napoleons Siegen um eine Konstellation der Mächte handelte, die den Siegen günstig war, oder um Feldherrntalent.

Die Konstellation war 1914 Deutschlands endgültigem Siege deswegen sehr ungünstig, weil alle umliegenden Staaten schwächer waren als Deutschland. Dadurch wurde die Kriegslust Deutschlands vermehrt, die Siegesaussichten aber verringert. Das ist das tragische in der Kriegsgeschichte der Völker, daß die sehr starke Kriegslust nie mit Siegesaussichten zusammen geht. Wenn vor 1914 in Europa neben Deutschland ein anderer starker Staat bestanden hätte, wären Deutschlands Aussichten für den Sieg weit größere gewesen, aber Deutschland wäre dann weniger zum Kriege geneigt gewesen. Wenn England stark gewesen wäre, oder wenn Rußland z. B. im japanischen Kriege gesiegt hätte, wäre Europa 1914 viel geneigter gewesen, sich gegen England, gegen Rußland zu einigen, dadurch wären die Siegesaussichten für Deutschland viel größer, die Kriegslust Deutschlands aber viel geringer geworden. Der Rat des Thukydides, daß man sich nicht durch Kriegslust verleiten lassen solle, gegen schwächere Nachbarn Kriege zu führen, zeigt sich von viel tieferer Bedeutung, als man ahnt. Kriege gegen schwächere Nachbarn scheinen siegverheißend, sind aber fast niemals gewonnen worden, da die Gleichgewichtslage hier gegen den einen starken, für die vereinigten schwachen Völker entscheidet. Allerdings ist diese Gleichgewichtslage hin und wieder durchbrochen worden. Aber niemals von einem jener Feldherren, die wir zu den großen oder den mittelgroßen rechnen. Aber Männer, deren Namen wir kaum kennen, wie Scipio Aemilianus, Metellus usw. überwanden diese Konstellation. Von großen Siegern aber ist sie nicht zu durchbrechen, weil die Augen der Welt auf sie gerichtet sind. Nur ganz Kleine, auf die die Welt nicht acht hat, vermögen sie hin und wieder zu überschreiten, und auch sie nur unter ganz bestimmten Bedingungen; es handelt sich bei diesem Ueberschreiten um besondere Zufälle, die mit Feldherrnkunst nichts zu tun haben. Wir könnten uns z. B. auch vorstellen, daß zur Zeit der napoleonischen Siege die englische Flötte durch einen Sturm zu Grunde gegangen wäre, oder mit noch mehr Phan=

tasie, daß England in einer Nacht im Meer versunken wäre, sowie es der Insel Atlantis, die einst Aegyptens Meere beherrscht zu haben scheint, tatsächlich geschehen sein soll. Während eines großen Krieges soll diese Beherrscherin der Meere in einer Nacht versunken sein. Wenn England zur Zeit Napoleons durch Naturgewalten vernichtet worden wäre, würde Frankreich „der Herrscher der Welt" geworden sein, so wie einst Rom. Aber auch diese Herrschaft ist nur scheinbar. Selbst wenn das Meer England verschlungen hätte, würde sich langsam, aber sicher ein anderes Gegengewicht gegen das militärisch geeinte Europa gebildet haben. Dieses neue Gegengewicht aber wäre der weißen Rasse noch verderblicher gewesen als jenes, welches sich heute in unsern eigenen Reihen von Fall zu Fall bildet.

Wir sind heute der Meinung, Roms Herrschaft habe sich sehr lange Zeit behauptet. Und doch gibt es kaum einen größeren Irrtum als diesen. Wenn die Staaten, die das römische Reich bildeten, in einem ausgeprägten Gleichgewichtsstand gelebt hätten, so würde dieser südlich-östliche Länderkomplex wahrscheinlich sogar heute noch regieren. Rom aber hat dadurch, daß es durch eine neue Konstellation eine neue sehr bösartige Gleichgewichtslage herbeiführte, die Barbaren auf den Plan gerufen, die den Komplex der römischen Herrschaft verhältnismäßig sehr schnell vernichteten. Ebenso würde nach dem Untergang Englands die geeinte europäische Herrschaft verhältnismäßig sehr schnell von Osten her vernichtet werden, bezw. vernichtet worden sein. Heute können wir noch hoffen, daß das inzwischen erstarkte Amerika die weiße Rasse zu verteidigen vermag. Diese gleiche Hoffnung aber wäre auch Rom erwachsen, wenn Rom vermocht hätte, Zeit zu gewinnen. Rom würde den Ansturm der Barbaren nicht hervorgerufen haben, wenn es nicht durch sein großes Gewicht ein furchtbares Gegengewicht herausgefordert hätte. So wie ein geeinigtes Europa verstärkte Angriffe nach Osten unternehmen würde, so hat das „geeinigte"*) Rom verstärkte Angriffe auf die Barbaren unternommen. Und so wie die Angriffe Europas auf den Osten die östlichen Völker um so eher ins Rollen bringen würden, je öfter und hartnäckiger unsere Angriffe erfolgten, so brachten die Angriffe auf die Barbaren diese Kräfte als Gegengewicht um so schneller in Bewegung, je mehr das Gewicht Roms sich gegen sie preßte. Der Komplex der römischen Herrschaft hat „die Völkerwanderung" um so eher ausgelöst, je fester er in sich selber geeinigt war. Die Völkerwanderung wurde um so katastrophaler, je größer das römische Reich war. Denn die Größe Roms hinderte es, daß kleinere Komplexe mit Gleichgewichtslagen an den Grenzen des römischen Komplexes entlastend auf die weitere Umgebung eingriffen. So bildete sich gegen das große Gewicht Roms ein ebenso großes Gegengewicht, das sich endlich in der Völkerwanderung in grauenerregender Stärke entlud.

---

*) Der Rom unterworfene Länderkomplex war niemals wirklich einig, sondern die Gleichgewichtslage ist auch innerhalb des Reiches stets aufrecht erhalten worden.

Die Störung der inneren kleineren Gleichgewichtslagen zu Gunsten einer viel größeren, so wie sie beim römischen Reich sich ereignete, kann aber nicht in kriegerischen Zeiten durch „große Feldherren", sondern nur durch Naturgewalt oder zu Zeiten eingeleitet werden, wo die Feldherren nur kleine Schlachten schlagen, und sie außerdem überhaupt nicht in sehr hoher Achtung stehen. Zu Zeiten der sogenannten großen Feldherren entscheidet in den Schlachten stets die zu ihrer Zeit bestehende Gleichgewichtslage.

Neben dem Gleichgewicht der Kräfte entscheidet als zweiter Hauptfaktor über die Siege des Heeres das Freiheitsniveau, von welchem das Heer getragen wird. Vor allem ausschlaggebend für den Sieg zeigt sich ein politisch hohes Freiheitsniveau. Allerdings ist auch dieses Freiheitsniveau stets relativ zu werten. Freiere oder neuzeitlichere Religionen, Abschaffung des Sklavenhandels usw. vermögen als Freiheitsniveau zu wirken, so wie bei den Siegen Gustav Adolfs, Karl des Großen, Nordamerikas usw. Cäsars Siege über Pompejus waren nur möglich, weil ein relativ hohes politisches Freiheitsniveau auf Seiten der Sieger mitfocht. Ein zwar anders geartetes, aber dessenungeachtet auch politisch höheres Freiheitsniveau ermöglichte Roms Siege über Karthago, Athens Siege über die Perser. Ein wiederum anders geartetes Freiheitsniveau machte Napoleon zum Sieger über Europa. Das Freiheitsniveau, welches auf Napoleons Seite sehr viel höher stand als auf der Seite seiner Gegner, erleichterte das Gewicht seiner großen Siege und damit zugleich die Siege selbst. Die Wirkungen des Freiheitsniveaus auf den Sieg machen ersichtlich, daß die Vorherrschaft des unteren Standes sowohl auf die Kriegslust als auf die Siegesaussichten günstig einwirkt, wohingegen die Vorherrschaft des Adels nur die Kriegslust, nicht aber die Siegesaussichten vermehrt. Aber die Siege, die auf Kosten des höheren Freiheitsniveaus erfochten werden, sind nur in seltenen Fällen zu behaupten, denn während der Siege sinkt stets das Freiheitsniveau des siegenden Volkes. Weil mit den Siegen Cäsars die Freiheit starb, vermochte die Anhängerschaft Cäsars seine Siege nur teilweise zu behaupten. Der Tod Cäsars ist hierbei ganz einflußlos. Lebte doch Napoleon weiter, aber die Entwicklung ging deswegen den gleichen Weg wie unter Cäsar. England hat die Siege seines höheren Freiheitsniveaus zu dauernden Erwerbungen gemacht. Seine revolutionäre Freiheit siegte im 17. und 18. Jahrhundert über die unumschränkte Königsgewalt Frankreichs. Und selbst die französische Revolution hat diese Siege nicht wieder aufzuheben vermocht. Offenbar deswegen nicht, weil Frankreich sein Freiheitsniveau durch seine europäischen Feldzüge schnell verzettelte, während England es sehr langsam verausgabt hatte. Wir brauchen nur die Folge der englischen langsamen Verausgabung und der französischen schnellen zu vergleichen, um Trotzki heute raten zu können, Rußlands Freiheitsniveau langsam, am besten garnicht, durch Siege zu verringern.

Als während Napoleons Siegen die Freiheit Frankreichs rasch sank, fingen die napoleonischen Eroberungen an, das Gleichgewicht zu stören. Von diesem

Zeitpunkt an konnte er besiegt werden. Sein Feldherrntalent war wirkungslos, denn sonst hätte seine Besiegung nicht gerade in diesem Augenblick einsetzen dürfen. Napoleon wurde geschlagen, ohne daß ein genialer Feldherr zu seiner Niederwerfung erstanden wäre. Daß dieses Genie nicht auftrat, hat seinen Hauptgrund darin, daß Napoleon von mehreren Völkern besiegt wurde, die uneins waren. Der „große, geniale Feldherr" ist ein Phantasiegebilde des geeinten Militärvolkes, darum gerade vermag er nur in ihm aufzutreten. Die „genialen Männer" Hindenburg und Ludendorff vermochten nur in Deutschland zu erscheinen, bei der Entente fehlten die großen genialen Feldherren, weil wegen der Uneinigkeit diese Phantasievorstellung fehlte. Es wäre nun aber zweifellos möglich gewesen, daß einst gegen Napoleon in Rußland ein russischer General gesiegt hätte. Rußlands Kräfte waren völlig erschöpft. Nur ein großer Feldherr schien es noch retten zu können, und wenn einer Napoleon geschlagen hätte, so würde die Geschichte lehren, er habe Rußland gerettet. Aber Napoleon zog sich, ohne geschlagen zu sein, zurück. So ist man über die Gründe hierfür nicht einig. Wenn ein siegender Feldherr vorhanden wäre, so könnten die Historiker den Rückzug Napoleons leichter deuten. Dann aber wären die wahren Gründe für den napoleonischen Rückzug verdeckt worden, sowie es zumeist in der Geschichte geschieht. Zumeist wird vor dem Rückzuge natürlicherweise eine Schlacht verloren, sodaß das „Feldherrntalent" als ausschlaggebender Faktor in Erscheinung zu treten vermag. Dann sind sich alle Historiker darüber einig, daß der Feldherr den Umschwung in der militärischen Lage herbeigeführt habe. „In der äußersten Bedrängnis wendete sich Kaiser Ferdinand an Wallenstein, dieser führte die kaiserliche Sache von neuem zum Siege" usw. Die Zukunft wird erkennen, wie haltlos solche Behauptungen sind. Die Sache des Kaisers Ferdinand wäre auch ohne Wallenstein so weit gerettet worden, wie sie zu retten war, genau so wie Rußland ohne große Feldherren vor Napoleon gerettet wurde. Daß die Schlacht bei Nördlingen erst nach dem Tode Wallensteins geschlagen wurde, sollte darüber aufklären, wie einflußlos das Genie eines Feldherrn ist. Selbst ein berühmter wie Wallenstein ist nur die Fahne seines Heeres. Das tragische Ende gerade dieses Mannes zeigt zudem noch etwas anderes. Wallenstein war ein Feldherr, der nicht die Schlacht, sondern den Frieden suchte, aber selbst ein Feldherr von dem Ansehen Wallensteins hatte nur den Befehlen der Militärpartei, die sich damals zu einer mächtigen Kamarilla konsolidiert hatte, zu folgen. Selbst er vermochte keinen Frieden zu schließen, weil die Kamarilla keinen Frieden wollte. Selbst der „einflußreichste" Feldherr wird ermordet oder abgesetzt in dem Augenblick, wo der „mächtige" eine eigene Meinung hat, die mit der Militärpartei nicht den gleichen Weg geht.

Kriegslust und Siegesaussichten sind in vielen Fällen etwas Grundverschiedenes. In Frankreich war zur Zeit der napoleonischen Siege die Herrschaft der Agrarier bereits beseitigt und dadurch die Kriegslust vermindert. (Allerdings wird damals durch die Landaufteilung ein besonders starker Geburtenzuwachs aufgetreten

sein.) Wenn nun aber die herrschende Agrarierpartei nicht vorher beseitigt worden wäre, hätte Napoleon nicht siegen können. In dem zum Industriestaat sich entwickelnden Lande kann bei gleichzeitig starkem Geburtenzuwachs durch eine agrarisch-konservative Regierung wohl eine starke Kriegsstimmung, aber nicht das für den Sieg nötige Freiheitsniveau erzeugt werden. Der große Sieg aber erfordert ein hohes Freiheitsniveau. Wenn Deutschland mit seinem Krieg gewartet hätte bis zur Herrschaft der Arbeiterschaft, so würde Europa (ein konservativ regiertes England vorausgesetzt) mit Leichtigkeit zu besiegen gewesen sein. Nicht an Hindenburgs oder Ludendorffs zu geringem Feldherrntalent scheiterten wir, sondern an der Konstellation, deren Siegesaussichten in ihren zwei Hauptpunkten gegen uns standen. Die Bedingungen für die Kriegslust standen außerordentlich günstig, Deutschland entwickelte sich vom Agrar- zum Industriestaat, die Einwohnerzahl war steigend, und die Agratier regierten noch. Es war am stärksten gerüstet und die oberen Klassen herrschten. Aber für den Sieg traf keine Bedingung zu. England war vielmehr vor 1914 sehr schwach und dezentralisiert, Rußland und Frankreich ebenso. Das Freiheitsniveau Deutschlands war zudem niedriger als bei den Weststaaten. So vermochten wir nur über Rußland, nicht aber über Frankreich und England zu siegen. Die günstigen Bedingungen für den Sieg aber machen erst den „genialen Feldherrn", die Kriegslust ruft wohl nach ihm, aber der beste Feldherr vermag mit der Kriegslust nichts anzufangen, wenn die politischen Bedingungen für den Sieg schlechte sind. Im Gegenteil, die zu große Kriegslust verhindert seine Erfolge. Wenn aber die Bedingungen für den Sieg vorhanden sind, so vermag bei bestehender Kriegslust, selbst wenn sie viel schwächer ist als die deutsche 1914, jeder Feldherr zum Genie zu werden. Wenn unser Freiheitsniveau hoch und England (oder einer der andern europäischen Staaten) stark gewesen wäre, würden wir, wenn auch nicht dauernd gesiegt haben, doch zu viel länger währenden Siegen gelangt sein. Wenn die politischen Vorbedingungen des Sieges günstig sind, und die Kriegslust des Volkes als Folge der Vorherrschaft des unteren Standes, des Geburtenzuwachses oder anderer Faktoren vorhanden ist, so ist es keine Kunst, ein großer Feldherr zu werden. Sondern es würde eine Kunst sein, bei diesen Konstellationen den Sieg zu vermeiden. Der „mannhaft Starke", der diese Bedingungen des Sieges auslöst, findet sich immer, denn sie lösen sich, zu einem bestimmten Zeitpunkt, von selber aus. Aber jenes wahrhaft große Genie, das die Auslösung aufzuhalten sucht, erhebt sich fast nie, und jenes, das sie aufhielt, wenn auch nur für kurze Zeit, findet sich, soweit wir die Geschichte kennen, nur einmal, und zwar in der Person des Perikles.

In den Grenzen, die durch Gleichgewichtslage und Freiheitsniveau bestimmt werden, mag es kleine Zwischenräume geben, in denen das Talent des Feldherrn sich zeigen könnte. Aber selbst diese wenigen Schlachten, die durch gute Führung scheinbar gewonnen, bei schlechter verloren werden könnten, folgen andern Gesetzen. Denn es gibt „große" Feldherren, die sie verlieren, und „kleine", die sie gewinnen.

Und zwar verlieren die großen hier öfter als die kleinen. Sie scheinen wie Würfelspiele auszugehen, die der menschlichen Intelligenz nicht zugänglich sind. Vermag doch die beste Führung sich in solchen Fällen als schlecht und die schlechteste als gut zu erweisen. Die Methoden des sieggewohnten Feldherrn sind andere als diejenigen des an Niederlagen gewöhnten. Aber welche Methode die wirklich beste ist, kann eben nicht nach der Zahl der Siege entschieden werden. Wenn man in Betracht zieht, daß in den Schlachten, die von der Intelligenz des Feldherrn abhängig erscheinen, die größten Feldherren vor allem verlieren, könnte man sogar auf den Gedanken kommen, daß die großen Feldherren einzig von den großen Siegesaussichten geboren werden, in Wirklichkeit aber der Führung sogar mehr schaden als nützen. Dieser Schaden könnte dadurch entstehen, daß sie selber voll Siegeszuversicht, dem Heere eine schädliche Sicherheit geben. Allerdings halten wir auch diese Sicherheit heute als nützlich für den Sieg. Wir sind aber bis heute noch garnicht in der Lage, zu entscheiden, ob Siegessicherheit den Siegern nützt oder schadet. Denn diese Sicherheit richtet sich nach den Siegen selbst und diese nach der Gleichgewichtslage und dem Freiheitsniveau, die den Sieg erst herbeiführen.

Ob und in welcher Weise das Feldherrntalent in einem Kriege, der von den im vorstehenden gekennzeichneten Bedingungen unabhängig gemacht würde, sich einflußreich zu zeigen vermöchte, wissen wir nicht. Wir können den Krieg niemals von diesen Bedingungen unabhängig machen. Es ließe sich also nur in Manövern erproben, ob das Feldherrntalent überhaupt einwirkt. Wenn Manöver von zwei verschiedenen Völkern abgehalten würden, von Deutschen gegen Franzosen, Engländern gegen Franzosen usw., könnte sich vielleicht zeigen, ob es eine dem Siege dienliche Feldherrnkunst überhaupt gibt. Aber selbst diese Feststellungen hätten nur theoretischen Wert. Im Kriege würde sich der Einfluß selbst des genialsten Feldherrn doch wieder zu einem Nichts verflüchtigen, vor der großen Gewalt der politischen Faktoren, die hier entscheiden. Daß wir bis heute glauben, die Feldherrnkunst vermöchte uns die Kriege zu gewinnen, eine Kunst, die in Wirklichkeit einflußlos ist, wie die astrologischen Vorhersagen auf die Siege Wallensteins, wird sich in der Zukunft als Schuld der Historiker erweisen. Sie haben die Menschen über die geschichtlichen Vorgänge geradezu in einem astrologischen Dunkel belassen. Sie haben systematisch die Wirkungen mit den Ursachen verwechselt, um so in dem naiv gläubigen Volke künstlich Stimmung machen zu können. Sie haben nicht für das edle Wollen, nicht für die Größe der Absicht, nicht für die Größe der Persönlichkeit, sondern nur für die Erfolge Stimmung gemacht. Weil sie diesen niedersten geschichtlichen Gradmesser den Völkern aufgezwängt haben, darum ist es nur eine gerechte Strafe, wenn es sich in der Zukunft immer mehr erweist, daß ihre „Helden" machtlose Puppen waren, abhängig von bestimmten Voraussetzungen, deren Kenntnis jeden dazu befähigen wird, die Taten und Erfolge dieser Puppen für die Zukunft vorherzusagen.

H. Wega:
Unsre gesunkene Moral und ihre Ursachen.

Noch nie waren wir, muß es dem Zuschauer vorkommen, so leichtlebig wie in dieser ernsten Zeit. Noch nie stand unsre Moral so tief, wie sie heute steht — nach fünf Kriegs- und Revolutionsjahren. In zynischer Weise spielt sich das Geschlechtsleben ab, das wir früher mit den Schleiern von Anstand und Scham zu umhüllen pflegten. Alle Auswüchse und Abarten der „Liebe" werden von unsaubern Händen ans Licht gezerrt und sinnlos der großen, sensationslüsternen Menge preisgegeben. Frauen verleugnen ihre Weiblichkeit, sie scheuen sich, Mütter zu werden. Statt dessen greift die heimliche und öffentliche Prostitution immer mehr um sich und, was das Schlimmste ist, wird immer häufiger vom Mann geduldet und verziehen. Die Jungfräulichkeit hat an Wert ganz verloren, sie spielt keine Rolle mehr im Liebesleben des Mannes. Früh beginnt die Jugend, ihre besten Kräfte zu verausgaben. Reinheit und Keuschheit sind überwundene Begriffe. Die „doppelte Moral", deren Abschaffung in manchen Frauenrechtlerinnenkreisen als erste Forderung auf dem Programm stand, scheint in Wahrheit verschwunden, da die Frauen für geschlechtliche Dinge dieselbe Bewertung verlangen, wie der Mann und — weil er sie ihnen auch zugesteht. —

So die Oberfläche, die dem tiefer schauenden Beobachter eine wachsende sittliche Not, grenzenlose Verzweiflung über das verlorene Paradies und die immer dringlicher werdende Frage: wie konnten wir so tief sinken, und was kann zu unsrer Rettung geschehen? verhüllt. Denn neben denen, die behaupten, daß dieser Tiefstand Fortschritt sei, wächst immer stärker die Auffassung aus dem Chaos heraus, daß wir diesen Zustand nur als einen vorübergehenden ansehen und daher mit allen Mitteln bekämpfen sollten.

Um aber bekämpfen zu können, muß man die Ursachen ergründen, und wie mir scheinen will, liegen diese zum Glück doch mehr an der Oberfläche, als Pessimisten denken mögen.

Unendliche Leiden und Entbehrungen haben wir hinter uns. Abgesehen von ganz wenigen, denen dieser schauerliche Krieg eine Besserung ihrer Lebensbedingungen brachte, haben wir alle unsre Ansprüche an eine menschenwürdige Existenz auf ein Mindestmaß zurückschrauben müssen. Was wir entbehrten und noch entbehren, dafür fehlt uns heut jeder Maßstab, ebenso wie wir unmöglich die Summe von Leid, die Krieg und Revolution über uns brachten, richtig einschätzen können. Wir müßten darüber verrückt

werden. Ganz selbstverständlich und uns selber unbewußt, haben diese Zustände uns seelisch und körperlich zermürbt. Eine allgemeine Entnervung, eine resignierende Gleichgültigkeit ist als Reaktion für die uns zugemuteten übermenschlichen Leiden zutage getreten. Wir mußten zusehen, wie die Besten unsres Volkes draußen nutzlos geopfert wurden, wir selber gaben unsre liebsten Angehörigen einen nach dem andern hin. Die Daheimgebliebenen sahen wir sich aufreiben bei schwerer Arbeit und schlechter Ernährung. Kinder und Greise litten Not an dem, was man unbedingt zum leben braucht und wurden massenhaft dahingerafft. Auch die Irrenhäuser hat der Krieg mit seinen Folgeerscheinungen in erschreckender Weise gefüllt. Was uns aber hauptsächlich zermürbte, war der Kampf im Kleinen, und so sollen wir ihm ruhig die Bedeutung beimessen, die er verdient. Das Rennen und Stehen um Lebensmittel, die Unmöglichkeit, den Kranken angemessen zu helfen, Kohlen und Beleuchtung in richtiger Weise zu beschaffen, die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten der Verkehrsmittel, die wichtige Frage: wie kleiden wir uns und unsre Angehörigen? das alles hat mehr, als wir denken, an unsern Nerven gezehrt, wurde zum Mitschuldigen an der großen Gleichgültigkeit, die uns schließlich überkommen mußte, damit wir nicht ganz zugrunde gingen.

Und diese begründete Gleichgültigkeit schuf auch in sittlicher Beziehung Zustände, die wir vorher nicht gekannt. Mann und Weib, vielfach durch den Krieg getrennt, wurden jedes für sich mehr Persönlichkeit als vordem. Dem Mann brachte er den wirklichen Kampf im Felde, der Frau den Lebenskampf, dem sie bis dahin zumeist ferngestanden. Kein Wunder, daß ihre Beziehungen zu einander, sonst auf ziemlich absoluter Abhängigkeit beruhend, andre wurden. Dem Mann boten sich mehr als daheim Gelegenheiten zur Untreue, der Frau während seiner Abwesenheit aber auch. Die Scheidungen mehrten sich, bis schließlich beide Teile sich den gegebenen Verhältnissen anpaßten, gleichgültiger wurden. Die Frau, früher gewöhnt, ihre Treue höher zu bewerten als die des Mannes, da bei ihr das Seelische von dem Körperlichen schwerer zu trennen ist, sie auch als der empfangende Teil immer etwas aufs Spiel setzen muß, fand die männliche Denkart bequemer und forderte plötzlich dieselben Rechte für sich, wie er sie von jeher in Anspruch nahm. Mitgewirkt haben hier sicher auch die vielfach mißverstandenen Forderungen unsrer extremen Frauenrechtlerinnen, die glaubten, für die große, ungeschulte Masse die gleichen Vorrechte in Anspruch nehmen zu dürfen, die sie für sich als geistig besonders hochstehend verlangten. —

Kostete es nun den Mann große Ueberwindung, sich der veränderten Sachlage anzupassen? Ich glaube nicht. Die frühere Forderung nach Unberührtheit des Weibes gründete sich einerseits auf eine Überschätzung der

Jungfräulichkeit, andrerseits auf überkommene Ehr- und Moralbegriffe. Bequemer und genußreicher war dem Mann von jeher der Geschlechtsverkehr mit einer Deflorierten, einer Erfahrenen. Wir konnten schon immer die Bemerkung machen, daß sich Witwen und geschiedene Frauen leichter wieder verheiraten als junge Mädchen zum erstenmal — eben aus demselben Bequemlichkeitsgrunde. Denn es ist, wie Kenner der Verhältnisse wissen, garnicht so leicht, eine Jungfrau an den Geschlechtsverkehr zu gewöhnen, so daß er beiden Teilen die ersehnte Befriedigung verschafft. Körperliche und seelische Widerstände sind da in großer Zahl zu überwinden, und nicht immer ist es Sache des Mannes, dies zart und geduldig zu tun, wie es eigentlich getan werden muß, um der Frau den Geschlechtsverkehr nicht auf immer zu verleiden. Viel leichter ist der Weg zu einer Eingeweihten.

Wir können also nicht sagen, daß wir die veränderte Auffassungsweise von Mann und Weib als Fortschritt ansehen dürfen, da sie ganz andern Gründen — verstärktem Persönlichkeitsbewußtsein, größerer Gleichgültigkeit gegen überkommene Anschauungen und einer gewissen Bequemlichkeit — entspringen. Aber auch bei der Jugend lassen sich für die heutige Unmoral erklärende und entschuldigende Gründe finden. Frage sich vor allen Dingen jeder einmal: „Wie war es zu meiner Zeit? Sind wir damals wirklich in sittlicher Beziehung besser gewesen?" Ich glaube, seitdem auch das Mädchen früh ins Leben, in einen Beruf hinausgedrängt wird, können wir bereits dies moralische Sinken beobachten. Denn, obgleich es von der Jugend belacht und als rückschrittlich empfunden wird, — das einzige wirksame Mittel, sie vor verbotenen Geschlechtsbeziehungen zu behüten, ist, daß man sie in den kritischen Jahren nicht aus den Augen läßt, daß man ihre Handlungen überwacht. Vertrauen, jetzt von unsrer Jugend gefordert, hat damit nichts zu tun. Gegen natürliche Vorgänge sind gute Vorsätze wirkungslos, und unsre Großeltern wußten, was sie taten, als sie die Geschlechter voneinander absperrten. Ein einseitiges, aber ein Radikalmittel. Oder hat die Jugend das verlangte und in sie gesetzte Vertrauen bisher gerechtfertigt? Die Erfahrungen bei Sport, Spiel und Wanderungen geben uns eine deutliche Antwort darauf. Dazu kommt, daß diese Jugend sich während des Krieges viel selbst überlassen bleiben mußte. Die strenge Hand des Vaters fehlte zumeist, durch seine lange Abwesenheit und die erzwungene oder freiwillige Berufstätigkeit der Mutter fiel das Familienleben mehr oder weniger auseinander. Auch in der Schule hatten unsre Kinder aus bekannten Gründen nicht den Anhalt, den sie brauchten. Der mangelhafte Unterricht, seine teilweise Verlegung in andre Schulen und auf Nachmittage, die vielen Ferien, — alles kam zusammen, ihre Freiheitsgelüste zu unterstützen, eine Ungebundenheit herbeizuführen, die ihnen unmöglich auf die Dauer gut sein konnte.

Wir, die wir die Jugend lieb haben und zu ihrem Besten eine gesunde und natürliche Entwicklung anstreben, sahen sie sich immer mehr auf Abwegen verirren, ohne doch die Mittel zu besitzen, sie davon abzubringen. Die Revolution, die Zensurfreiheit brachte und politische Kämpfe auch unter die Heranwachsenden trug, kam ihrer Not keineswegs zuhilfe, sondern verselbständigte sie in ungesunder Weise immer mehr. Wir konnten die Ursachen, die tief in den Zeitereignissen begründet lagen, nicht bekämpfen, viel weniger die Wirkungen. Und so mußten wir auch mit gebundenen Händen zusehen, wie die Bande in sittlicher Beziehung sich immer mehr lösten, wie alle Harmlosigkeit, die dem Verkehr beider Geschlechter so wohl ansteht, einem bedauerlichen Mangel daran Platz machte und schließlich auch die Beziehungen Jugendlicher ein öffentliches Ärgernis wurden.

Nun warf ich bereits vorhin die Frage auf: „Waren wir seiner Zeit besser als die Jugend von heute?" und bin skeptisch genug zu erwidern: „Nein!" Wir waren nicht besser, aber bemüht, zu verheimlichen und zu vertuschen, da die allgemein gültigen Ansichten uns dazu zwangen. Und diese Moralanschauungen brachten auch Hemmungen mit sich, die heut aus den dargelegten Gründen fortfallen. Wir sind also auch hier nur gleichgültiger geworden, zynischer, indem wir kein Interesse mehr daran haben, unsre durchaus natürlichen Gefühle zu verschleiern, nicht aber großdenkender in geschlechtlichen Dingen, was ja unter Umständen einen Fortschritt bedeuten könnte. —

Nun hört man so häufig fragen: wird das, was wir heute erleben, zu einem Dauerzustand werden und die Geschlechtsbeziehungen durch die während der letzten Jahre gemachten Erfahrungen von Grund auf ändern? Wird die bisherige Engherzigkeit des Mannes gegenüber der Moral der Frau fallen, wird sie sich dadurch immer mehr zu einer Persönlichkeit auswachsen, die jeden Zwang zur Keuschheit ablehnt und auch ihre Muttergefühle mehr und mehr verleugnet?

Als Optimist und Menschenfreund sehe ich in diesen Dingen nicht halb so schwarz wie andre. Für mich ist der augenblickliche Zustand ein Übergang, den wir, wie alle Völker nach schweren Zeiten, überwinden und — soviel Vertrauen setze ich in die gesunde Kraft unsres Volkes — überwinden werden, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse sich bessern. Denn in der Tat stehen auch diese einer gesunden Moral heut entgegen. Die jungen Leute können nicht heiraten, weder finden sie eine Wohnung, noch sind sie mit beschränkten Mitteln in der Lage, sich Möbel und Wäsche anzuschaffen. Aber der Naturtrieb drängt sie zu einander, treibt sie also in den außerehelichen Geschlechtsverkehr, oft unverschuldet, hinein. Mutterschaft hat auch aus praktischen Erwägungen an Ansehen verloren. Wer kann es

heut einer Frau verdenken, wenn sie die Unbequemlichkeiten derselben scheut? Wenn sie es schon im Interesse des zu erwartenden Kindes ablehnt, diesem zu einem Leben der Not und Entbehrung zu verhelfen?

Man täusche sich da nicht zuungunsten der betroffenen Frauen über die Gründe, die sie heut zwingen, ihre Muttergefühle zu verleugnen! Die Entnervung und seelische Müdigkeit, an der wir alle kranken, die uns selbstsüchtiger macht, als wir es je gewesen, gemischt mit praktischen Erwägungen, spielt unzweifelhaft bei der heutigen Frauenwelt eine große Rolle. Und wenn wir diese Tatsache berücksichtigen, dürfen wir auch mit größeren Hoffnungen in die Zukunft schauen. —

Was uns Deutschen im Vergleich mit andern immer gefehlt hat, — die größere Harmlosigkeit der südlichen und die höhere Frauenbewertung der nördlichen Völker, — sollte in unserm eignen Interesse angestrebt und, zumal in die Jugend, frühzeitig gepflanzt werden. Je harmloser wir unsre Kinder neben und mit einander erziehen, je weniger wir sie in unzarter Weise auf das stoßen, was kommen muß, wenn die Zeit da ist, desto gesünder und natürlicher auch ihre Entwicklung als Geschlechtswesen. Reinheit predigen, wenn der richtige Grund nicht gelegt und die Umgebung moralisch verseucht ist, hat wenig Zweck. Die Luft, die besonders uns Norddeutsche bisher umweht hat, war einem harmlosen Verkehr der beiden Geschlechter durchaus abträglich. Und schließlich können wir von der Jugend nicht mehr Enthaltsamkeit verlangen, als wir selber sie ihnen täglich vor Augen führen, nicht mehr Schamgefühl, als sie von uns, ihren Führern und Vorbildern, sehen. Wollen wir an der Hebung unsrer gesunkenen Moral mitarbeiten, die Jugend vor gänzlichem Verfall retten, so können wir nicht streng genug gegen uns selber sein. Verhelfen wir aber unserm Volk zu einer gesunden Geschlechtsmoral, so bahnen wir ihm nach Möglichkeit den Weg zu menschlichem Glück, da die Geschlechtsbeziehungen in unserm Leben einen größeren Raum einnehmen, als wir für gewöhnlich zugestehen wollen. — — —

Dalmo Carnevali, Rom: Die persische Frage und England.

Persien ist, wie man weiß, in der Zahl der kriegführenden Länder nicht einbegriffen gewesen. Es war ein neutraler Staat, dem ottomanischen Reich benachbart und in sehr engen wirtschaftlichen Beziehungen mit der Türkei. Trotzdem haben im Laufe des Krieges russische und türkische Kräfte die Neutralität Persiens angetastet. Dies erklärt, warum der mit Rußland abgeschlossene Waffenstillstand im Artikel 10 erwähnt, daß „die russischen und türkischen Streitkräfte das besetzte Persien verlassen und von jetzt ab die Neutralität des Landes respektieren würden". Natürlich hat die türkische Presse sich über die Lösung eines Konfliktes sehr gefreut, der die ausgezeichneten freundnachbarlichen Beziehungen, welche die Türken stets mit den Persern, ihren Religionsgenossen und Rasseverwandten, unterhalten haben, gestört hätte. Jedenfalls scheint es, als ob die im Laufe der Waffenstillstandsverhandlungen erreichten Verständigungen nicht nach dem Geschmack Englands gewesen seien. Wenn man die Tatsache in Betracht zieht, daß die persischen Fragen den Gegenstand zweier Interpellationen im britischen Parlament im Januar 1918 bildeten, so möchte man glauben, daß die interessierten Kreise der englischen öffentlichen Meinung sich regten und positive Sicherungen inbezug auf die Unterstützung wünschten, die von der Londoner Regierung für die Bemühungen der Imperialisten bereit gehalten wurde. Man darf das britische Interesse bezüglich Persiens nicht im falschen Lichte sehen. Es ergibt sich klar aus der Tatsache, daß England Absichten auf Persien hat, und daß die russische Krise ihm jetzt carte blanche in diesem Lande läßt. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die persischen Angelegenheiten uns noch Ueberraschungen vorbehalten, und folgendes sind die Gründe dafür:

Zwei europäische Mächte, die in dauerndem Konflikt inbezug auf ihre asiatischen Besitzungen stehen, England und Rußland, befanden sich auch im Gegensatz hinsichtlich des Einflusses, den sie auf die unabhängigen Länder ausübten, die an ihre Gebiete grenzten. Durch die Eroberung von Turkestan und der transkaspischen Provinz übte Rußland einen Druck auf den Norden Britisch-Indiens aus, wie auch auf die Nachbarstaaten, die in der indischen Einflußzone lagen: Beludschistan und Afghanistan. Jedenfalls war bei diesen beiden Ländern der britische Einfluß älter als der russische. Der letztere trug also seine Aktivität nach Persien, wo er eine friedliche Durchdringung mittels Eisenbahnkonzessionen usw. versuchte. In diesem Punkt war Rußland gleichfalls in Opposition mit den britischen Interessen, die im Persischen Golf infolge der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Persien und Indien überwogen und besonders infolge der Errichtung der Reichsbank in Persien durch englische Kapitalisten. Diese letztern hatten sogar Berg-

werkskonzessionen von großem Wert zu erlangen gewußt. Nun ist es klar, daß die Regierung des Zaren daran denken mußte, sich einen Ausgang nach dem Persischen Golf zu sichern, durch den es einen Zugang zum Südmeer erhalten und eine Art Beherrschung des Stillen Ozeans erreicht hätte. Aber Rußland wurde 1905 im Norden durch Japan festgehalten und dank der Umstände legte ihm England wenig später die Konvention vom August 1907 auf, die sich auf den Persischen Golf bezog und durch die die gegenseitigen Einfluß-Sphären begrenzt wurden. Rußland verzichtete auf jede Eisenbahnkonzession in Afghanistan und in Persien und willigte ein, seinen wirtschaftlichen Einfluß nur im Norden des Landes auszuüben. England seinerseits gab jedes Eindringen in die russische Einfluß-Sphäre auf, sicherte sich aber dagegen eine Einfluß-Sphäre in Südpersien.

Diese Konvention hatte natürlich keinerlei militärischen Charakter. Es war keine Rede von Eindringen mit bewaffneter Hand. Der Beweis dafür ist, daß, als die Türkei auch ihre Angelegenheiten mit Persien regeln wollte — inbezug auf die an der Grenze gelegenen strittigen Gebiete der beiden Staaten, — Rußland und England zwischen die türkisch-persischen Verhandlungen traten und die Türkei zwangen, im November 1913 ein Protokoll zu unterzeichnen, das die Grenzen regelte und dem ottomanischen Reich eine neutrale und strittige Gebietszone fortnahm, die jenseits der 1905 anerkannten Grenzen lag. Die Türkei war damals durch den Balkankrieg erschöpft und der Übermacht des britischen Imperialismus und des Zarentums mit gebundenen Händen überliefert. Wie dem auch sei, Rußland profitierte von diesen Verhandlungen, um in Tabriz mitten im persischen Gebiet eine starke russische Garnison zurückzulassen unter dem Vorwand des Polizeidienstes. England erhob dagegen Einspruch und erhielt von Persien die Einwilligung zur Schaffung einer „persischen Gendarmerie" unter dem Kommando eines schwedischen Offiziers. Rußland bestand nicht weniger darauf, seine Garnison beizubehalten. Außerdem wurde, um Persien bei der Reorganisation seiner Finanzen behilflich zu sein, ein amerikanischer Sachverständiger mit der Stellung eines Finanzrates betraut. Es existierte ebenso ein absolut offener Hafen. Unter dem englisch-russischen Einfluß organisierte Persien seine Gendarmerie auf schwedische und seine Finanzen auf amerikanische Art. Es ist also unmöglich, zu behaupten, daß die englisch-russische Konvention von 1907 auf eine Eroberung oder auf ein imperialistisches Ziel hinausgeht.

Der Weltkrieg brach herein. Rußland zog Nutzen daraus, um Kräfte in Persien aufzustellen und die Verbindungen der türkischen Truppen zu stören, die die ottomanische Grenze des Kaukasus verteidigten. Rußland brach das englisch-russische Übereinkommen und zu gleicher Zeit die persische Neutralität. Diese militärischen Notwendigkeiten zwangen damals die türkische Armee, Truppen nach Asserbedjian zu schicken, um den russischen Kräften, die von dieser Seite kamen, Stand zu halten. Andererseits stellte die russische Hilfe, die den Engländern bei ihren Operationen in Mesopotamien geleistet wurde, gleichfalls den offenen Beweis eines Bruches

der persischen Neutralität dar. Inzwischen blieb England nicht müßig. Seine Einfluß-Sphäre erstreckte sich den Persischen Golf entlang und schloß in der Nähe von Basserah eine sehr wichtige Petroleumquelle ein, die einer vom Staate subventionierten englischen Gesellschaft gehörte. Unter dem Vorwand, daß die auf schwedische Art organisierte Gendarmerie nicht fähig wäre, Ordnung zu halten, und daß der schwedische Offizier, der sie befehligte, deutschfreundliche Neigungen habe, bat man ihn, das Land zu verlassen. Weiter unter dem Vorwand, daß seine Dienste nicht mehr nötig seien, forderte man den amerikanischen Sachverständigen auf, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren. Und schließlich, um den „Unruhen" entgegenzutreten, organisierte England unter dem Befehl von Sir Percy Sykes, einem Engländer, der der indischen Verwaltung angehörte, eine nach Anlage und Zusammensetzung „persische Gendarmerie". Es ist unnütz hinzuzufügen, daß die „Unruhen", die die Schöpfung dieser sozusagen persischen Gendarmerie veranlaßten, nach der Aussage der Engländer, nicht durch die Türken, die die persische Neutralität schützen wollten, verursacht worden waren, sondern durch die Deutschen, d. h. durch Leute, die niemals vorher Interesse in dieser Frage gezeigt hatten.

Um die persische Frage richtig zu verstehen, ist es notwendig, die Dinge von einem höheren Standpunkt aus zu sehen, besonders mit Bezug auf die Bemühungen von Lord Islington namens der Indischen Regierung und Lord Curzon namens der Britischen Regierung, andern den Schaden an allem, was in der Folge noch eintreten könnte, zuzuschieben. Man kann die folgende Erklärung, die Lord Curzon im Oberhaus am 21. Januar 1918 abgab, kaum ohne Ironie betrachten:

„Die englisch-russische Konvention von 1907 hat niemals zum Ziel gehabt, an der Integrität oder der Unabhängigkeit Persiens zu rütteln, sondern der unaufhörlichen Nebenbuhlerschaft der beiden großen Mächte in Persien ein Ziel zu setzen. Mag sie gut oder schlecht gewesen sein, so hat diese Konvention doch ihren Hauptzweck erreicht. Dennoch ist die Zahl derer groß, die die Gelegenheit ergriffen haben, der Persischen Regierung vorzustellen, daß dieses Abkommen, das in seiner Gesamtheit altruistisch war, im Geheimen von einer feindlichen Absicht eingegeben war und darauf ausging, die territoriale Unberührtheit und die Unabhängigkeit des persischen Reiches anzutasten. Diese Angaben beruhten zu jener Zeit auf keinerlei Grundlage, und jetzt verwerfe ich sie und leugne sie kategorisch. Andererseits hat die große Veränderung, die durch die jüngsten Ereignisse in Rußland geschaffen wurden, der Britischen Regierung die gewünschte Gelegenheit geliefert, seine Aufrichtigkeit in dieser Angelegenheit zu zeigen. Mangels einer stabilen Regierung in Rußland war es nicht möglich, mit diesem Lande über die Frage zu verhandeln, aber wir haben die Persische Regierung davon unterrichtet, daß wir von jetzt ab die fragliche Konvention als aufgehoben betrachten und daß, bis die Bedingungen erfüllt sind, die ich erwähnte, wir bereit sein werden, das ganze Problem von neuem zu prüfen."

Diese Erklärung muß mit einer Versicherung Lord Islingtons in Verbindung gebracht werden, die er vorher gemacht hatte und die am 22. März 1915 besagte, die Russische Regierung hätte die Englische Regierung gebeten, einer Berichtigung der in der englisch-russischen Konvention von 1907 erwähnten Einflußzonen zuzustimmen, und Lord Islington hatte hinzugefügt, daß die Britische Regierung niemals Gelegenheit gefunden hätte, die fragliche russische Note zu beantworten, noch auch die Vorschläge zu besprechen, die sie enthielt. Man kann also vernünftigerweise daraus schließen, daß England mit der Regierung des Zaren nicht diskutieren konnte und mit dem Bolschewismus auch nicht, weil sie selbst den Hauptzweck der Konvention von 1907 übertrat. Wenn das nicht der Fall gewesen wäre, aus welchem Grunde hätte sie auf der Abreise des schwedischen Offiziers und auf der Rückberufung des amerikanischen Sachverständigen bestanden und die Errichtung einer unter britisches Kommando gestellten Gendarmerie durchgesetzt? Die Tatsachen zeigen, daß England in Hinsicht auf Persien der Aufrichtigkeit ermangelte, und darum auch widersprechen sich die Erklärungen seiner Staatsmänner. England hat nicht mit dem zarischen Rußland über eine Änderung der englisch-russischen Konvention diskutieren wollen, und da Rußland jetzt sozusagen nicht mehr existiert, betrachtet sie diese Übereinkunft als aufgehoben. Sie hat sich seitdem ihre Handlungsfreiheit wieder genommen und erwartet zweifellos von den Ereignissen die Gelegenheit, aufs neue das ganze persische Problem zu prüfen, d. h. die Integrität und Unabhängigkeit Persiens in Frage zu stellen. Die Regierung in London behauptet, daß die englischen Gendarmen für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Süden Persiens notwendig seien, daß Unordnungen eintreten würden, falls sie das Land verlassen würden. Es stände also im Interesse der persischen Regierung selbst, daß die englischen Gendarmen in Persien bleiben! So wird immer gehandelt, wenn man ein Land annektieren will; es liegt immer im Interesse des Landes, daß man seiner Unabhängigkeit ein Ende setzt, daß man es unterjocht; denn in der englischen Mentalität enthält die englische Herrschaft den mystischen Zauber, jedem Volke heilsam zu sein.

Rudolf Alpers:
Europa.

Sturm war in Europa! — Ungezügelte Gewalten rasten, Opfer suchend und Vernichtung schaffend. — Dann alles ein Trümmerfeld.

Völker gingen aufeinander los in Europa! — Donner, von Menschenhänden erzeugt, bewegten sich furchtbar, verderbenbringend über den Kontinent. Die Kugel

im Herzen, den Stahl im Leibe, giftige Luft in den Lungen, zerstümmelt, zerfetzt, so endeten viele jahrelang jeden Tag, und immer wieder standen neue da,

um Wüsten zu schaffen, um andre in Verzweiflung zu sehn,
um Wunden zu schlagen, um freudig zu morden,
um über Leichenfelder zu gehn. —

Krieg nannten sie das!

Mensch gegen Mensch stand in Europa! — Das Mordinstrument in der Hand schritt der Aufruhr daher. Kampf um Besitz, um die Güter der Erde, Kampf um Rechte. Neid, Haß, Ehrsucht, Habsucht entfachten die Leidenschaften. Zwietracht bildete feindliche Lager, von denen ein jedes auf seine Fahne schrieb: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die Masse regte sich. Nicht einmütig, nicht um eines Zieles, eines großen Ideales willen. Sie regte sich, um sich selbst zu zerfleischen. Altes stürzte, versank in den Strudel der neuen Zeit, des neuen Geistes. Ein Chaos blieb. — Das nannten sie Revolution!

Dann war ein Weiteres in Europa! — Die rauchenden Trümmer erloschen, der Blutgeruch verwehte, die erregten Menschenmassen kamen zur Ruhe. Krieg, Revolution diese Gespenster hatten sich ausgetobt. An ihre Stelle jedoch trat ein drittes. Sie glaubten, daß Wohltat, Erlösung, daß Engel mit Palmenzweigen kommen würden, indessen erschien ein Gespenst. Schleichend, listig, gierig, Rache schnaubend, Sühne verlangend erhob es sich und bestimmte das Schicksal, die Zukunft der Völker. — Sie nannten das Frieden!

So wurde Europa ein Schutthaufen der Erde.

Wo aber blieb die Totenstille, wo die Oede, die uns aus dem leeren Rest entgegengähnen sollte, wo blieb die Ruhe der vom Streit erhitzten Mächte?

In Europa wuchs aus den Trümmern neues Leben.

Im Osten wirkt die Stärke der großen Idee. Vom Osten her, vom leuchtenden Osten, tönt der Ruf an die Menschheit. Umsturz der Welt wird gewollt, die Internation gepredigt, die Glücklichkeit aller verheißen.

Dagegen hat der Westen furchtsam eine zweite Kraft erzeugt. Vaterland, Volk, nationaler Geist schallt es von dort.

Drohend erheben sich heute die neuen Gewalten. Noch rasen sie nicht aneinander, noch liegt eine Mauer zwischen ihnen, noch halten sie sich das Gleichgewicht. Wann aber wird die Zunge der Wage Europas ausschlagen und nach welcher Seite hin?

Kampf ist Leben. Daseinsformen werden und vergehen im Kampf, auch Freiheit und Knechtschaft werden im Kampf geboren.

Hans Wendt:
Ex oriente lux!

Die große Weltumwälzung, welche der Krieg einleitete, tritt mit der Revolution in ein anderes Stadium, dessen erste Anfänge wir zur Zeit in Deutschland erleben. Es geht nicht an, die große Kulturkatastrophe vom Standpunkte des beschränkten Verwaltungsbeamten oder des Geschäftstreibenden zu betrachten. Beide Kategorien des Staatsbürgers setzen immer die Verhältnisse als gegeben voraus und suchen, die Schäden rein kalkulatorisch durch Verdoppelung der Steuersätze oder Erhöhung der Selbstkosten zu meistern.

Mit der bisher bewiesenen Weisheit kommen wir nicht weiter. Jedermann sieht, daß die Not mit jedem Zeigerschritt der Weltgeschichte wächst, während die Produktion stetig fällt. Gelegentliche Unterbrechungen dieses Prozesses muten nur an wie die letzten Zuckungen eines verröchelnden Leibes, der nicht leben kann und nicht sterben möchte. Unsere Verarmung ist demnächst vollkommen. Die Regierungsstellen schreien nach Arbeit. Ein fruchtloses Beginnen, solange die Regierung selbst das Resultat der Arbeit entwertet, indem sie das Kapital, d. h. die aufgespeicherte Arbeit, vernichtet.

Um die ganzen Schäden der Gegenwart und den Irrtum unserer leitenden Kreise klar zu erkennen, ist es nötig, sich über Ursache, Geschehen und Wirkung dieser katastrophalen Weltumwälzung genau zu unterrichten. Man muß kurz die historische Entwickelung des Krieges, die durch den Krieg geschaffene politische Lage und die daraus sich ergebenden wirtschaftlichen Folgen gegeneinander abwägen, um nützliche Vorarbeit für eine gesunde Entwickelung zu leisten. Die Untersuchung hat sich also auf drei Gebiete zu erstrecken: auf das historische, auf das politische, auf das volks-weltwirtschaftliche. Historisch ist die Ursache des Weltkrieges schon heute für den Sehenden erwiesen. Man gehe getrost über die gegenseitigen Schulden wie über die Schuld am Kriege hinweg. Die wahren Ursachen dieser Katastrophe werden sich nie aus den Kabinettsakten der Nationen ergeben. Heute steht die Menschheit nicht mehr auf der Kulturstufe, daß der Despotismus Einzelner einen derartigen Weltbrand hätte entfachen können, wenn nicht zwingende innere Ursachen vorhanden gewesen wären. *Die wahre Ursache für den Krieg war die Unmöglichkeit, den Kulturluxus des dekadenten alten Europa dauernd auf der vorhandenen Plattform, wie die Weltwirtschaft sie bot, befriedigen zu können.*

Die politischen Folgen des Krieges sind im Frieden von Versailles festgelegt, wenn man der Meinung unserer Gegner sein wollte. Verträge aber haben bekanntlich nur dann bindende Kraft, wenn in denselben nichts Unmögliches verlangt wird.

Wo die Verträge Unerfüllbares bestimmen, ist es nicht nötig, daß eine Partei sie zerreißt. Derartige Papierfetzen tragen schon bei der Unterschrift das Kennzeichen der Wertlosigkeit in sich, sie vernichten sich selbst automatisch aus sich heraus. Es wäre verlorene Liebesmüh, dem Frieden von Versailles im Rahmen dieser Abhandlung noch ein Wort zu widmen. Alle einsichtigen, nicht vom Nationalitätenhaß völlig verblendeten Kreise unserer Gegner sind nachgerade zur Erkenntnis seiner Unhaltbarkeit gekommen. Das Geschehene, welches der Weltkrieg ausgelöst hat, stellt sich demnach ganz wesentlich anders dar, als man dieses nach einem oberflächlichen Studium unserer politischen Tageszeitungen annehmen könnte. Die Verteilung der realen Machtmittel ist eine ganz andere, als man im Hinblick auf die Äußerung der gegnerischen Generale und die militärische Machtentfaltung der einzelnen Nationen zu glauben berechtigt wäre. An einem ganz krassen Beispiele sei das hier beleuchtet. Die militärisch ziemlich ohnmächtigen kleinen neutralen Staaten sind heute ein viel stärkerer politischer Machtfaktor als das siegreiche Italien und Frankreich, wenn man die wahre Lage der Dinge nicht durch die getrübte Brille des nationalen Ehrgeizes, der gloire-Verblendung betrachtet. Frankreich ist ein armes, vom Kriege zertretenes Land, elender als Deutschland. Alles Säbelrasseln kann diesen Zustand auf die Dauer nicht verdunkeln. Die Welt mag nicht dauernd Krieg führen. Ein Kriegsjahr reißt mehr ein, als zehn Friedensjahre aufbauen. Die Welt, wenigstens die alte Kulturwelt, ist heute schlechterdings garnicht in der Lage, neue Kriege zu führen, selbst wenn sie es wollte. Deswegen bedeuten heute Panzerschiffe und schwere Geschütze praktisch nicht viel mehr als wertloses Kinderspielzeug zum Bluffen. Wollte z. B. Frankreich-Italien mit den Vereinigten Staaten anbändeln, so wäre, trotz der Panzerschiffe, durch Materialmangel und fehlenden Kredit das Schicksal der beiden „Großmächte“ in wenigen Wochen besiegelt. Es hat also gar keinen Zweck, sich mit veralteten Begriffen eine andere Weltlage vorzulügen, als wie sie praktisch vorliegt. Die beiden tatsächlichen Großmächte der Welt sind heute die Vereinigten Staaten und Rußland. Vielleicht tritt in aller Kürze Japan-China hinzu. England aber muß über kurz oder lang das Schicksal der anderen europäischen Nationen teilen, wenn es auch heute verzweifelte Anstrengungen macht, seine Weltstellung zu bewahren. Entweder Old-England gibt seinem weiten Kolonialbesitz heute tatsächlich die Freiheit und hält nur ein Scheinregiment aufrecht oder es geht um so schneller der Zersetzung entgegen.

Da die Welt bald kriegsmüde aus innerer Erschöpfung sein muß, braucht man den politisch-militärischen Machtmitteln der Nationen nicht so große Beachtung zu schenken wie den politisch-wirtschaftlichen Hilfsquellen der einzelnen Länder. Nach dieser Richtung aber haben Amerika und Rußland einen ganz gewaltigen Vorsprung vor allen übrigen Staaten der Erde. Die Welt muß sich notgedrungen allmählich auf eine längere Friedensperiode einstellen, wenn sie nicht zu den bereits verlorenen Millionen Menschen die doppelte Anzahl weiterer Opfer fügen will.

Auch die Umstellung auf den Frieden wird, bevor der internationale Ausgleich hergestellt ist, noch manchen Menschen Hungers sterben sehen, wie wir das gegenwärtig in Österreich, das am meisten gelitten hat, sehen.

Politisch stellt sich heute die Kräfteverteilung und die Interessenstellung der Kulturwelt etwa wie folgt vor: Ein wirtschaftlich starkes Amerika und ein gleichfalls mächtiges Japan, welches zu den Vereinigten Staaten im Gegensatz steht. Beide Parteien verhalten sich merkwürdig zurückhaltend, weil sie wissen, daß ihre Interessen einander zuwiderlaufen und daß es eines Tages zum Austrag zwischen ihnen kommen muß. Japan ist heute vielleicht der militärisch schwächere Teil. Diese Lage ändert sich jedoch in dem Augenblick, wo es sich auf ein modernes China stützen kann. In ferner Zeit ist deswegen auch nach dem Interessenausgleich zwischen Japan und Amerika mit Konfliktsstoffen zwischen Japan und China zu rechnen, da der stärkere Staat nicht dauernd ein Anhängsel oder Vasall des schwächeren sein kann. Rußland hat durch den Krieg wohl einen Aderlaß an Menschen erlitten, der jedoch für seinen gewaltigen Staatskörper nichts weiter als eine Kinderkrankheit bedeutet. Politisch-militärisch wird unser östlicher Nachbar durch seine unerschöpflichen Massen gesunder, unverbrauchter Menschen bald wieder in alter Größe, ja vielleicht größer denn je dastehen. Wirtschaftlich ist Rußland nicht ausgebeutet, sondern ausgeruht und es birgt unter einer stetigen Entwickelung ganz andere Zukunftsmöglichkeiten als die Vereinigten Staaten, welche während des Krieges im Eiltempo Werte gegen fiktive Werte d. h. Gold und Kreditforderungen umgesetzt haben. Das Geschehen der Weltkatastrophe, die Revolution nach dem Kriege stellt sich also so dar, daß die eigentliche Macht der alten Kulturnationen England, Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich-Ungarn praktisch auf Amerika und Rußland übergegangen ist, während Japan-China sich anschickt, ebenfalls als Bewerber in Erscheinung zu treten. *Frankreich, Italien, Deutschland und Österreich-Ungarn nehmen in der neuen Kulturwelt keine wichtigere Stellung mehr ein, als etwa die südamerikanischen Republiken in der Kräfteverteilung der neuen Welt. Das ist das politische Geschehen der Umwälzung, soweit sie Deutschland interessiert.*

Ohne ein Prophet zu sein, kann man demnach die wirtschaftlichen Folgen für Deutschland voraussehen, wenn man eine natürliche Logik, nach der alles sich zwingend abspielt, mit dem nötigen Weitblick paart. Wir müssen uns beeilen, in richtiger Erkenntnis der Weltlage, nach einer Seite Partei zu nehmen, wenn wir nicht das Schlachtfeld bilden wollen, auf dem der große Interessengegensatz zwischen dem Orient und Occident zum Austrag kommt. Die nächstliegenden Gegensätze sind nämlich die großen wirtschaftlichen Probleme, welche zwischen West- und Osteuropa aufsteigen, obgleich diese viel weiter reichen und gleichzeitig

zwischen Japan und Amerika vielleicht noch tiefer wurzeln, als zwischen Rußland und dem übrigen Europa.

Die einzig wahren Staatsmänner von überragender Größe, welche die neueste Geschichte gesehen hat, sind nämlich Lenin und Trotzki, welche im kleinen Finger mehr Verstand und mindestens die gleiche Energie besitzen wie die Leute vom Schlage der Lloyd George und Clemenceau. Diese sind offenbar vom Schicksal berufen, die bisherige Kulturwelt dem völligen Bankerott entgegenzuführen. Im Vergleich damit sind die Ebert-Scheidemann-Erzberger nur stümperhafte Mithelfer am gleichen Prinzip. Während die eine Partei sich müht, das heraufbeschworene Chaos mit den Mitteln eines abgelebten Systems zu meistern, setzen die weit klügeren Russen die Idee an Stelle des bankerotten Materialismus. Es geht heute nicht mehr an, den Bolschewismus als Kinderschreckmittel in den Zeitungen an die Wand zu malen. Er hat seine Daseinsberechtigung und Lebensfähigkeit nunmehr in zwei erfolgreichen Jahren hinlänglich bewiesen. Viel wertvoller dürfte es für uns sein, ihn gründlich an der Quelle zu studieren, da wir uns eines Tages mit ihm abzufinden haben werden. Sei es nun, daß wir ihn für Deutschland in etwas veränderter, unsern Verhältnissen angepaßter Form annehmen, sei es, daß wir ausgleichend zwischen ihm und der alten Kulturwelt vermitteln, um der Welt die lange ersehnte Ruhe und den nötigen Frieden zu bringen.

Es handelt sich um nichts anderes, als daß Rußland bisher mit Erfolg versucht, an die Stelle des Kapitalismus (Materialismus) ein höheres Christentum, das Hohelied der Arbeit der Einzelnen für die Gesamtheit (Idealismus) zu setzen. Rußland hat Werte, deren Ausnutzung einige Jahre geruht hat. Es ist der alten Welt in hohem Grade verschuldet. Es bedeutet also nicht einen Akt doktrinärer Verbohrtheit, sondern staatsmännischer Klugheit, wenn die Lenin-Trotzki an die Stelle des Kredites die tatsächliche Leistung, an die Stelle des Geldes die Arbeit und Arbeitswerte setzen. Da wir in einer ganz trostlosen Lage hinsichtlich unserer Valuta sind, würde für uns die Annahme der neurussischen Währung, nämlich Arbeit und Werte nur eine Selbstbefreiung bedeuten, d. h. wenn wir es könnten und tatsächlich die Macht hätten, eigene Entschlüsse zu fassen. Unsern Gegnern würde diese Lösung vielleicht garnicht unangenehm, da sie uns ja schon dauernd anstelle der minderwertigen Zahlmittel die Naturalleistung auferlegen. Die Entscheidung der Frage: Kapitalismus oder Kommunismus stellt uns vor die Wahl, die Ausnutzung des Einzelnen für den Einzelnen oder nur für die Gesamtheit zu dulden. Praktisch tritt die Sache an uns in der Form heran, „sollen wir das Unternehmertum durch die Arbeitsgemeinschaft aller ersetzen?"

Für uns ist diese Frage insofern scheinbar leicht zu entscheiden, weil wir in aller Kürze bei der heutigen Entwicklung nur ein ausländisches Unternehmertum und deutsche Lohnsklaven haben werden. Wie oft hat man schon zu Kriegszeiten von Arbeitern das Wort gehört: „Es ist mir ganz gleich, ob ich für einen Engländer oder Deutschen arbeite, wenn ich nur ausreichend bezahlt werde". Heute ist die

deutsche Revolution tatsächlich weiter nichts als eine Lohnbewegung im bankerotten Staat. Mit dem System des Unternehmertums können wir tatsächlich unsere nationale Existenz auf 3 Generationen begraben. Unser ganzer Arbeitsüberschuß wird nur dazu dienen, nicht uns, sondern den Siegern von heute das Dasein zu erleichtern. Uns selbst kann man nur die allerprimitivsten drei Grundforderungen für eine Produktionsleistung, nämlich Nahrung, Kleidung und Obdach belassen. Alles übrige schöpfen unsere Gegner ab und von einer deutschen Kultur könnte selbst bei einer milden Auslegung des Friedens von Versailles keine Rede sein.

Es fragt sich nun, ob der Bolschewismus es uns ermöglicht, unsere nationale Kultur zu bewahren, und uns ein anspruchsloses Dasein von gleicher Güte zu gewähren, wie wenn wir das System des Kapitalismus unter der Vormundschaft unserer Gegner beibehalten. Das muß unbedingt bejaht werden, wenn wir den Bolschewismus in einer veränderten Form akzeptieren. Wir sollen uns darüber klar sein, ob wir den Neuaufbau als Freie oder Sklaven beginnen wollen. Der Bolschewismus bedeutet Freiheit, der Kapitalismus Sklaventum unter unsern Gegnern. Über die Form, welche für Deutschland nützlich ist, läßt sich streiten. Es hat keinen Zweck, über den Ausdruck „Diktatur des Proletariats" zu debattieren. Proletarier sind wir in Kürze, dank des verlorenen Krieges und der Revolutionswirtschaft, alle. Es handelt sich nur darum, ob wir eine Diktatur des körperlich arbeitenden Proletariats über das geistig arbeitende proklamieren wollen. Das hieße allerdings das Ende der deutschen Kultur heraufbeschwören.

Anders liegt die Frage, ob wir eine Diktatur des geistigen Proletariats gegenüber dem körperlichen anerkennen wollen. Auch das muß unbedingt verneint werden. Die richtige Lösung ist vielmehr die, beide Parteien als völlig gleichberechtigt nebeneinander zu stellen. Es ist durchaus nicht einzusehen, warum die geistige Arbeit höher entlohnt werden soll als die körperliche. Ein schlechter Advokat ist nicht halb so nützlich wie ein geschickter Arbeiter. Entscheidend muß die Arbeitsleistung für die Entlohnung sein. Wir kommen, wenn alle Menschen im Reiche ihre höchste Leistung hergeben, recht gut mit 8 Stunden aus, vorausgesetzt, daß wir unsern Verwaltungsapparat auf das bescheidenste Maß herabdrücken und ganz neue vereinfachte Formen dafür finden. Es könnte auch jeder, der körperlich nicht mehr arbeitsfähig, aber geistig noch rüstig ist, in irgend einer Form der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden. Wie und wodurch das alles am praktischsten und nützlichsten für die deutsche Gesamtheit zu machen wäre, geht weit über den Rahmen dieser Abhandlung hinaus. Das „Wann" ergibt sich von selbst.

Es bleibt nur die Wirkung des Weltkrieges und der Revolution auf die Welt und Deutschland zu untersuchen. Die unmittelbare Wirkung des Krieges ist die, daß die Völker selbst miteinander in nähere Berührung gekommen sind und daß dem internationalen Verstehen mehr die Wege geebnet wären, als in der ganzen langen Friedenszeit, wenn nicht völkische Verhetzung hier bremsend wirkte. Es ist jedoch anzunehmen, daß dem Chauvinismus in der Folge viel Boden entzogen

wird, nachdem uns der Krieg die Augen darüber geöffnet hat, daß er diejenigen am meisten schädigt, welche ihm die größten Opfer bringen.

Wenn man also nicht dauernd diese Erkenntnis der Völker untergräbt und es nicht gelingt, wieder die Völker gegeneinander zu hetzen, kann nur die bittere Not dieselben aneinander geraten lassen. Der Kampf ums Dasein im nationalen Verbande ist um nichts widerlicher als der Einzelkampf im bürgerlichen Leben. Nur die Not macht Menschen schlecht und entkleidet sie der Menschenwürde. Es bleibt sich auch gleich, ob der Kampf ums Dasein rein körperlich mit Maschinengewehren oder geistig durch gedungene Mörder ausgetragen wird, ob man sich auf deutsche Manier schimpfend Aug in Auge mit der Waffe oder auf englische Manier mit der Bibel und dem Hungertyphusbazillus umbringt. Da die erstere Kampfesart vorübergehend etwas unbeliebt geworden ist, werden wir nunmehr die zweite Methode gründlich angewandt sehen, bis der natürliche Endzweck, das übervölkerte Europa auf den zweckmäßigen Menschenstand zu bringen, erreicht ist. Über die Nützlichkeit aber gehen die Anschauungen sehr weit auseinander. Jedenfalls ist es ein Verbrechen, Leben und Gesundheit eines Menschen zu opfern, damit irgend ein ungesunder Kulturluxus Befriedigung finde. Die seinerzeit von England in allen Tönen der Nächstenliebe gesungenen belgischen Kongogreuel sind z. B. eine barbarische Handlung. Die Arbeit in den Schwefelminen und im Gelbpulver in Italien und Deutschland sind derartige Kulturgreuel und sollten ausnahmslos von gemeinen Verbrechern bewirkt werden. Dennoch reichen diese unwürdigen Verhältnisse nicht annähernd an die segensreiche Einrichtung der Fremdenlegion Frankreichs, geschweige denn an das Massensterben Hunderttausender, deren äußerst humaner Hungertod eine rein englische Erfindung ist und den Nobelpreis verdiente.

Vorläufig wird also der Kampf nicht mehr mit der Waffe ausgetragen. Die gegensätzlichen Weltanschauungen zwischen dem Osten und Westen werden ebenfalls voraussichtlich nicht mit der blanken Wehr ausgetragen werden. Der Massenhungertod im Frieden ist eine gleich wirksame Methode. Hier handelt es sich also darum, wie weit die russische Idee das alte Europa anzustecken vermag. Den günstigsten Nährboden findet sie jedenfalls in Oesterreich und Deutschland, welche doch nichts mehr zu verlieren haben und von der Not dem in die Arme getrieben werden, der sie am besten füttert. Der Wettkampf zwischen Kapitalismus und Bolschewismus wird also demnächst auf deutschem Boden entbrennen und derjenige wird Sieger sein, der freiwillig für sein Prinzip die größten Opfer an Lebensmitteln bringt. Das klingt komisch, aber es bleibt eine einfache Binsenwahrheit. Deutschland muß sich jedoch darüber im Klaren sein, daß es von der einen Seite aus reinem Egoismus der Praxis gefüttert wird, damit die Auslagen mit Wucherzinsen wieder hereinkommen. Auf der anderen Seite wird es gefüttert, weil ein heiliger Fanatismus dieses Opfer als Spesen für die Ausbreitung der Idee trägt. Auf die Dauer muß die sittliche Idee das einfache Geschäftsgenie über-

winden, daran ist nicht der geringste Zweifel. Daß der russische Nationalcharakter besser ist als der unserer Ueberwinder, darüber besteht in Deutschland wohl auch keine Meinungsverschiedenheit. Mit unserer rapide wachsenden Verarmung werden wir also wohl für den Bolschewismus reif werden. Wenn wir erst nichts mehr zu verlieren haben, ist der fatalistische Kommunismus zweifellos die natürlichste Staatsform. Diese Saat geht ohne unser Zutun in Deutschland auf. Unsere Gegner säugen sich hier die Schlange am eigenen Busen unter teilweise unbewußter Beihilfe unserer Staatsregierung.

Wieweit die Idee Europa anzünden wird, läßt sich heute nicht sagen. Jedenfalls bieten Spanien, Frankreich und namentlich Italien für sie einen günstigeren Nährboden, als es heute scheinen möchte. Der Islam aber neigt an sich für die Aufnahme dieser Grundsätze, noch mehr der Buddhismus. Die Flamme, welche im Osten heute halb Asien ergriffen hat, versucht mit allen Mitteln die alte Kulturwelt zu stürzen und auf ihren Trümmern eine neue aufzubauen. Was der große Franzose E. Thierry vor Jahrzehnten mit seiner périt jaune prophetisch andeutete, fängt heute an, Wahrheit zu werden. Vorläufig stehen die Hauptbeteiligten allerdings noch nicht als Akteure im Spiel. Rußland trägt das Prinzip und muß zunächst hierbei auf Leben und Tod mit dem einzig leidlich intakten Staat der alten Welt, nämlich England zusammengeraten. Großbritannien bietet durch seine orientalischen Interessen die erste Kollisionsgefahr. Das hat es auch erkannt, indem es die Sowjetrepublik niederzuringen suchte. In Rußland selbst hat das englische Unternehmen Fiasko gemacht und dadurch hat der Bolschewismus an Werbekraft im Orient derartig gewonnen, daß England jetzt die Hand zum Frieden bietet. Der Brand, welcher heute Rußland erfaßt hat, greift längst nach China, Indien, Zentralasien, Persien und Ägypten über. Scheinbar ist die Sowjetrepublik zum Frieden geneigt, während sie ihre Minen dauernd näher an den wertvollsten englischen Besitz treibt. So unehrlich wie das Friedensangebot Englands ist die scheinbare Geneigtheit Rußlands, darauf einzugehen. Die Überschwemmung der Welt mit falschen Pfundnoten aus dem Osten beweist, daß es den Machthabern in Moskau mit einem Frieden nicht ernst ist, soweit es sich um England, den Träger der kapitalistischen Weltanschauung, handelt. Die sehr gewiegten Fanatiker der Sowjetrepublik suchen eben England mit seinen eigenen Praktiken und Waffen zu bekämpfen. Das Opfer eines weiter greifenden Bolschewismus wäre zunächst das englische Weltreich.

Und doch sind die ganzen heutigen Erscheinungen des Kampfes zwischen Kapitalismus und Bolschewismus nur Vorpostengefechte. Der eigentliche Träger der kapitalistischen Idee ist heute nicht mehr England, sondern Amerika. Das Kinderland der bolschewistischen Idee aber ist nicht das griechisch-katholische Rußland, sondern das buddhistische Asien. Das erwachte Asien kämpft also seine ersten Plänklergefechte gegen die neue Welt, gegen das kapitalistische Amerika. Die reine Lehre der Entsagung und des Schaffens für die Allgemeinheit rüttelt an der antiken christlichen Welt. Das griechisch-katholische Rußland ist heute der Träger

der in Asien geborenen Idee. Es hat den Anschein, als ob der Islam sich über kurz oder lang dieser Bewegung anschließen wolle. Den Endkampf werden die beiden Hauptbeteiligten, die eigentlichen Träger der verschiedenen Ideen, nämlich nicht Rußland-England, sondern Japan-Amerika auszutragen haben.

Was der Welt hieraus erblüht, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls kann die Idee des Orients nur vom Occident durch eine gleichartige Idee, nämlich das reine unverfälschte Christentum und nicht durch den brutalen Materialismus parallelisiert oder gar überwunden werden. Wie der Buddhismus die alte Religion ist, auf der sich Christentum und Islam chronologisch aufbauten, so versucht die Mutterlehre jetzt wieder durch ihre reine Nutzanwendung die Tochterlehren zu reformieren, die sich einst von ihr abzweigten, um morgenländische Ideen mit abendländischer Kultur harmonisch zu verbinden.

Der entartete Materialismus hat abgewirtschaftet und die sittliche Idee will langsam wieder an ihre Stelle treten. Der Bolschewismus ist nur eine Kinderkrankheit dieser Umwälzung, welche der Weltkrieg als Abschluß einer Kulturepoche vorbereitete. Eine der großen weltgeschichtlichen Wellen, welche in Ebbe und Flut den Leidensweg der Menschheit trägt, ist über die Erde hinweggegangen. Eine neue Welle baut sich über der von Not und Irrung zerrissenen Welt auf, damit alles Geschaffene einen Schritt weiterkomme. Eine alte Kultur versinkt, um einer neuen Platz zu machen. All die kleinen Sorgen und Streitfälle des Menschen sind nur Sandkörner in der ewigen Entwicklung, welche allein von der sittlichen Idee befruchtet, getrieben und geschaffen wird. Der alte Spruch ex oriente lux will scheinbar wieder Wahrheit werden, um der zwischen Dornenhecken festgerannten Menschheit eine neue Straße zu neuen Zielen zu zeigen.

Carl Redtmann: Valutakrankheit und Weltwirtschaft.

Man hat das Gefühl, daß man einer Katastrophe entgegentreibt, wenn man feststellt, daß nichts mehr das im vergangenen Jahre so geschwächte Vertrauen in die Mark, zu dessen Stützung unter dem Erzberger'schen Regime, aller Anregungen und Vorschläge zum Trotz, nicht der leiseste Versuch gemacht wurde, wiederherstellen zu können scheint. Hoffnungslos sieht man, im Inland und Ausland, diesem Kursrückgang zu. Vergeblich richtet man die Augen auf Amerika, das übrige Europa. Die Anregung zu einer Valtutakonferenz, zu einer gemeinsamen Hilfsaktion ist jetzt gemacht. Wird dieser Versuch gelingen und wann werden etwaigenfalls kommende Entschlüsse in die Praxis umgesetzt werden? Wann wird sich die Wirkung etwaiger Maßnahmen zeigen?

Im Gegensatz zu Herrn Erzberger, der nicht fällt, tut die Mark es mit um so größerer Gründlichkeit. Eigentlich ist dieser Kursrückgang nicht sehr erstaunlich, denn es wurde schon vor einiger Zeit aus Bankkreisen berichtet (als noch die Mark in Holland 5,30 notierte), daß, wenn nicht bald Durchgreifendes zur Stützung der deutschen Wechselkurse unternommen würde, die Mark angesichts der flauen Stimmung des neutralen Auslandes in absehbarer Zeit auf $2^1/_2$ Cents heruntergehen werde. Leider hatte Herr Erzberger für die flaue Stimmung des Auslandes wenig übrig und seitdem hat die Mark tatsächlich den erwarteten Kursrückgang erfahren.

Verschiedene gute Vorschläge zu einer Unterstützungsaktion für Hebung der deutschen Valuta sind leider nicht gehört worden und kann es als wenig zweckmäßig angesehen werden, daß die maßgebenden Kreise bisher nur ihre eigenen Wege gegangen sind. Es muß sich endlich durchringen, daß heute nur energische Mittel helfen können, oder besser gesagt, gefährliche Operationen, um den valutakranken Körper Deutschlands zu genesen. Spät, sehr spät kam die kleine Einspritzung des holländischen 200 Millionen Guldenkredits. Auch damit hätte Herr Erzberger früher beginnen müssen, wollte er eine nennenswerte Reaktion im Krankheitsprozeß erreichen, oder aber er hätte sich besser von maßgebenden Bankkreisen beraten lassen sollen.

Wenn die Inflation, also das Vorhandensein eines ungeheuren Bestandes äußerst gering mit Gold gedeckter Banknoten als Hauptursache der deutschen Valuta-Entwertung gelten kann, so muß, nachdem diese schon so weit vorgeschritten ist, jetzt unbedingt zu durchgreifenden Zwangsmaßregeln übergegangen werden, soll eine Katastrophe vermieden werden.

Nach Ansicht einflußreicher Bankkreise kann das Heilmittel nur in einer Münz-Rehabilitierung gesucht werden, also in der Durchführung von Bestimmungen, wodurch das überflüssige Notenmaterial gegen Kompensation aus dem Verkehr gezogen und vernichtet wird.

An Hand der Buchhaltung der Reichsbank läßt sich wohl mit verhältnismäßiger Leichtigkeit feststellen, welcher Teil des Notenumlaufs den regelmäßigen Bedürfnissen des Handels dient und welcher Teil vorwiegend zu der immer fiktiver werdenden Deckung des Budgetdefizits ausgegeben wird.

Wir entnehmen den Ausführungen eines holländischen Berichtes: Wir glauben, daß ein Notenbestand von zirka 10 Milliarden Mark dem Privatverkehr und dem Handel wohl genügen würde. In der Annahme, daß die restlichen zirka 25 Milliarden einfach aus dem Verkehr genommen werden könnten, müßte sich nach unsern Berechnungen der Kurswert der deutschen Reichsmark theoretisch auf zirka 40 Cents stellen. Die einfache Vernichtung dieser 25 Milliarden erscheint natürlich nicht angemessen, weil sie auf ein „Verlust nehmen“ wie an der Börse heraus-

laufen und die Aussichten, die jetzigen Valuta-Einbußen jemals wieder einzuholen, für immer begraben würde. Deswegen denken wir als Kompensation für die Beseitigung dieser deckungslosen Papier-Milliarden an die Herausgabe einer „Konvertierungs-Zwangsanleihe" mit sehr niedrigem Zinsfuß und sehr kleinem Ablösungsprozent. Der Staat müßte bestimmen, daß alle Banknoten umgewechselt werden und zwar etwa auf Grundlage des obigen Verhältnisses von $^2/_7$ gegen neues Bankpapier und die restlichen $^5/_7$ in Schuldverschreibungen einer neuen staatlichen Konvertierungs-Zwangsanleihe mit beispielsweise 1 % Verzinsung und ½% Ablösung per Jahr.

Diese Zwangskonvertierung müßte (und kann durch geeignete Mittel) im In- wie im Ausland durchgeführt werden. Die Folge dieser Maßnahmen wäre die unmittelbare Erzielung eines Wechselstandes von zirka 40 Cents für die Mark. Das in Reichsmarken angelegte Eigentum würde zweifellos einen erheblich höheren Wert als jetzt bekommen, die Schuldverschreibungen würden auch wohl mit 20 % bewertet werden können und im Laufe der Jahre, bei fortschreitender Auslosung, dürfte der Kurswert sich noch heben.

Sollte nicht auch das Ausland für diese Reorganisation des deutschen Währungswesens zu gewinnen sein? Die ihm verbleibenden Marken würden doch unmittelbar das Zehnfache an Kaufkraft gewinnen. Der Rest wäre in Schuldverschreibungen der bekannten Anleihe umzusetzen, die in Deutschland selbst, wegen des großen, in Frage kommenden Betrages, einen angemessenen Markt haben und deshalb einen flüssigen Besitz bilden würde.

Aber der Vorteil wäre in erster Linie der, daß Deutschland unmittelbar wieder seinen Handelsverkehr aufnehmen und mit dem in Vorschlag gebrachten verbesserten Markkurs die unbedingt notwendigen Lebensmittel und Rohstoffe kaufen könnte, womit es endlich wieder zum produzierenden, stark und lohnend exportierenden Land werden würde.

In dem Augenblick aber, wo das Staatshaushalt-Defizit wieder mit der Notendruckpresse befriedigt wird, muß das Elend von neuem beginnen, eine zweite Depressionsperiode, schlimmer als die erste, wäre die Folge und ein zweites Mal eine derartige Operation an dem valutakranken Körper Deutschlands auszuführen, erscheint nicht möglich.

Die finanzielle Reform muß aber auch durch eine soziale begleitet werden. Es muß den Arbeitern zum Verstand gebracht werden, daß sie selbst immer tiefer ins Elend kommen, wenn nicht endlich Mittel gefunden werden, um das Budget ohne Defizit zu schließen. Letzten Endes befindet sich das Valuta-Thermometer in der Hand des deutschen Arbeiters, die allein ihn den alten Stand bis zur Parität bringen kann. Für eine Dauer von zunächst drei Jahren müßte aus Gründen der nationalen Wohlfahrt ein absolutes Streikverbot und die Aufhebung des Achtstunden-Arbeitstages erfolgen.

Das Valutaproblem ist zweifellos als das ernsteste und gefährlichste wirtschaftliche, politische und soziale Problem unserer Gegenwart und Zukunft erkannt und hat man folgende Thesen zur Lösung in der Frage der internationalen Kreditgewährung in der Hauptsache aufgestellt:

1. Der Krieg hat im gleichen Maße sowohl den Sieger wie den Besiegten vor die Aufgabe gestellt, Mittel zu finden, um der fortgesetzten Zunahme des Notenumlaufs, der Staatsschulden und der damit verbundenen ständigen Preissteigerung ein Ende zu machen. Eine Verminderung des übertriebenen Verbrauchs und eine Zunahme der allgemeinen Produktion, wie Steigerung der Besteuerung wird als das aussichtsreiche, wenn nicht das einzige Heilmittel angesehen.

2. Kein Land verdient Kredit, oder kann als hinreichend solventer Schuldner angesehen werden, wenn es nicht bereit oder imstande ist, seine laufenden Ausgaben innerhalb der Grenzen seiner Einnahmen aus Steuerquellen und andern Einkünften zu halten. Von diesem Prinzip müssen die Völker aller Staaten gut durchdrungen sein, weil es sich sonst als unmöglich herausstellen wird, sie aus dem Traum haltloser Erwartungen und Illusionen zu der Erkenntnis harter Tatsachen zu bringen.

Zweifellos bedeutet die fortgesetzte Zunahme der Umlaufmittel infolge Vermehrung der Staatsschulden eine ernste Gefahr und ist die Preissteigerung zum großen Teil eine unmittelbare Folge des verschobenen Verhältnisses zwischen Waren und Geld, doch will es uns erscheinen, daß das einzige natürliche Mittel zur allmählichen Besserung die Zunahme der Produktion ist, welche in allen Ländern mit ganz andern Mitteln als bislang angeregt, gefördert und erleichtert werden müßte. Dr. Walter Rathenau hat sich kürzlich in gleichem Sinne geäußert. Rathenau ging von der ungeheuren Gütervernichtung, der größten, die die Weltgeschichte kennt, aus, und bezeichnete diesen Prozeß als noch nicht beendet. Die Vernichtung erstreckt sich nicht nur auf Güter des Verbrauches, sondern auch auf alle Güter der Produktion, also auf alle sichtbaren Werte, die die Weltwirtschaft im Laufe vieler Jahre in mühsamer Arbeit angesammelt hat. Daneben ist eine gewaltige Verminderung der Arbeitskraft festzustellen und dies gerade in einem Augenblick, in dem die Weltwirtschaft vor der Erfüllung von Aufgaben in noch nicht dagewesenem Umfange steht.

Es ist kaum anders denkbar, als daß die Güterknappheit anhalten wird und die Nachfrage wird das Angebot auch weiterhin ungeheuer übersteigen. Dieser Zustand ist nur nicht etwa identisch mit einer Hochkonjunktur, da ja vor allem die notwendigen Produktionsfähigkeiten fehlen. Die Industrieen der verschiedenen Länder verfügen zwar über einen großen Auftragsbestand, aber es fehlt ihnen in den meisten Fällen an der Möglichkeit ausreichender Leistungen. Dadurch verliert zunächst die bisherige Konkurrenz ihren Sinn. Es wird also keinen Zweck mehr haben, wie bisher Millionen für die Zwecke der Propaganda und ähnliche

Dinge auszugeben. Im Gegenteil werden die Industrieen mehr und mehr dazu übergehen müssen, ihren Organisationsapparat zu vereinfachen und auf der andern Seite ihre Produktion zu typisieren. Die weitere Folge des Gütermangels und der Produktion wird eine starke Fortsetzung der Geldentwertung sein, wie sie schon vorher zum Ausdruck gekommen ist. Es muß uns immer wieder wundern, mit welcher Systemlosigkeit in Deutschland der Wiederaufbau der Wirtschaft betrieben wird. Man hat dem Ruf nach dem freien Handel stattgegeben, aber noch heute stehen die Industrieen zu einem erheblichen Teil unter der Diktatur des freien Handels. Die Folge davon ist eine anhaltende Verschleuderung von deutschen Waren an das Ausland, mit der wiederum ein weiteres Herabsinken des Geldwertes verbunden ist. Anstatt daß der notwendige Ausgleich zwischen Produktion und Verbrauch geschaffen wird, wird noch heute weit mehr verbraucht, als es möglich ist, auch nur annähernd herzustellen, und was das Schlimmste ist, die dringend notwendige Regulierung der Grenzen ist bis zum heutigen Tage immer noch nicht erfolgt. Die schwerste Gefahr für unsere Industrie besteht wohl darin, daß wir von unserer technischen Leistungshöhe herabzusinken drohen. Es ist deshalb nötig, daß die deutsche Wirtschaft alle Kräfte anspannt, um ihre Forschungsarbeiten fortzusetzen und wissenschaftlich auf der Höhe zu bleiben. Da nun mal die Hilfe von keiner Seite kommt, ist man auf Selbsthilfe angewiesen.

Neben der Freiheit des Weltmarktes in seinem vollen Umfange muß derselbe aber auch von ausbeuterischen Monopolen befreit werden, damit Weltnachfrage und Weltangebot durch ehrliche Konkurrenz in ein reines Gleichgewicht gebracht werden können.

Um nun nochmals auf die beiden andern Mittel, die in den Thesen genannt werden, zurückzukommen, muß gesagt werden, daß eine Verminderung des übertriebenen Verbrauchs und der Mehrbesteuerung nicht minder gut gewählt ist, das Letzte kommt uns selbst als ein Scheinmittel vor. Angesichts fehlender Darlegungen gibt die notwendige Kürze auch keine Auskunft über den übertriebenen Verbrauch und was man darunter zu verstehen hat. Unseres Erachtens kann der Reichtum des Kriegsgewinnlers nicht allein als schuldig in die Wagschale gelegt werden. Es kann vielleicht gemeint sein, daß die Weltproduktion nicht in die richtigen Bahnen geleitet wird, daß zuviel Luxuswaren produziert werden. Doch auch dies ist, im allgemeinen Verband, als eine unbedeutende Abweichung anzusehen, ganz abgesehen von der Tatsache, daß auch die Erzeugung und der Verbrauch von Luxuswaren nicht ausschließlich schädliche Seiten hat. Macht denn die Masse sich eines außergewöhnlichen Verbrauches schuldig? Ohne zu berücksichtigen, daß in ausgedehnten Gebieten Europas der Lebensstandard von vielen Millionen noch auf ein klägliches Minimum beschränkt ist, glauben wir kaum, daß die Bevölkerung Europas in ihrer Gesamtheit mehr verbraucht als vor dem Kriege. Man kann sicherlich stark daran zweifeln, ob die Lohnerhöhungen der Arbeiter diesen positive Vorteile gebracht haben und daß sie deswegen eine wirklich erheblich

umfangreichere Nachfrage in Waren, bezw. einen übertriebenen Verbrauch hervorrufen. Mehrbesteuerung dünkt uns, wie gesagt, ein Scheinmittel.

Die Probe auf das Exempel ist leicht zu machen. Ist nicht selbst in England mit seinen fabelhaften Steuern, die dort schneller als sonst irgendwo eingeführt wurden, eine ungewöhnliche Steigerung der Umlaufmittel festzüstellen, die noch fortgesetzt anhält? Die Mehrbesteuerung ist an letzter Stelle schließlich auch als ein Verteuerungsfaktor anzusehen, da die Gesamtheit der Steuern seit langem auf allerlei Wegen und Umwegen vollständig auf die Verbraucherschaft abgewälzt wird. Die Mehrbesteuerung hat natürliche Seiten, doch darf man ihre Folgen nicht unterschätzen.

Angesichts der Notwendigkeit, die Staatsschulden nicht weiter zu erhöhen, muß ein Unterschied zwischen der Erhöhung der Staatsschulden für produktive Zwecke, für die unvermeidliche Liquidation der Kriegsverhältnisse gemacht werden und zwischen neuen unproduktiven Ausgaben. Wenn Anleihen für produktive Zwecke geschehen, sind die vermehrten Erfordernisse für Verzinsung und Abschreibung, die den befriedigenden Abschluß des Staatshaushaltes erschweren, nur Beschwerden vorübergehender Art. Nur gegen unproduktive Ausgaben ist Widerstand notwendig und leider zwingt der Friedensvertrag noch beide Parteien, sehr große Ausgaben dieser Art zu machen. Hier muß, nach Verständigung der Völker, der Hebel angesetzt werden.

Der englische Fachmann J. M. Keynes C. B. weist in einem kürzlich herausgegebenen Werk mit Recht darauf hin, daß als Hauptbedingung zur Lösung der internationalen Valutakrise die Ermäßigung der deutschen Kriegsentschädigung ins Auge gefaßt werden muß. Dieser Grundsatz findet sich in etwas verschleierter Form bereits in den Unterlagen zum Valutaproblem. Der Inhalt des Buches ist auch insoweit interessant, als er darauf hinweist, daß abgesehen von durchgreifenden Aenderungen in der finanziellen Geschäftsführung der einzelnen Länder, auch Aenderungen ihrer allgemeinen Politik und schließlich in der Gemütsverfassung der Völker notwendig sind. Diese Bemerkungen gelten wohl im Hinblick auf die Haltung der Vereinigten Staaten, aber auch die Neutralen, unter denen die Schweiz, Holland und die nordischen Staaten gleichfalls, wenn auch zumteil in bescheidenem Maße, zu den Kreditgebern gehören müssen, werden diese Seite des Problems ernstlich in Erwägung nehmen müssen. Jeder einsichtige Geschäftsmann steht heute auf dem Standpunkt, daß die bisherigen Preissteigerungen nur dahin führen können, daß das Publikum über kurz oder lang zu kaufen aufhören wird und muß, denn unmöglich können die Einkommen mit der sprunghaften Aufwärtsbewegung auch nur annähernd Schritt halten.

Die hohen Zölle verbieten die Einfuhr von Auslandsware, insbesondere der nötigen Rohstoffe und Lebensmittel. Treten hierzu die schon erwähnten verschiedenen Schwierigkeiten, so kann es nicht ausbleiben, daß wir dem Bankerott

entgegensteuern, wenn sich unserer Finanzpolitik nicht der Mann bemächtigt der die Herkulesarbeit übernehmen will und kann.

Sind wir nicht zu engherzig, an kleine Dinge große Probleme zu knüpfen, sondern machen wir uns noch, so lange es noch Zeit ist, in dieser großen Not mit großen Entschlüssen bekannt, die uns bislang immer gefehlt haben; nur auf diese Weise entgehen wir dem Abgrund.

Geh. Rat, Univ.-Prof. D. Dr. jur. Emil Sehling, Erlangen: Fürst Bismarcks Entlassung.*)

„Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheim gestellt,"

so sang der Deutschesten Einer, Ernst v. Wildenbruch, bei der Entlassung des Fürsten Bismarck ahnungsschwer.

Mit dem Sturze Bismarcks beginnt der Niedergang Deutschlands, der bis zur Katastrophe in unseren Tagen geführt hat. Kein Ereignis der neueren Geschichte vor dem Weltkriege hat den denkenden Deutschen mehr erregt wie dieser Vorgang. Die Frage nach den inneren Gründen der Entlassung, die Frage nach den Schuldigen, die den Kaiser beeinflußt haben, wollen nicht verstummen, ebensowenig wie die Frage, ob sich denn die Trennung nicht hätte vermeiden lassen, ob es wenigstens nicht möglich gewesen wäre, sie weniger jäh, weniger schmerzvoll für den Patrioten zu gestalten. Alle diese Fragen sind ungeklärt. Der dritte Band der Gedanken und Erinnerungen Bismarcks sollte weitere Aufklärung bringen, wenngleich wohl auch er uns nicht über alle Punkte, namentlich nicht über die im Hintergrunde spielenden Intriguen, Aufschluß hätte bringen können. Das Erscheinen dieses Bandes ist verboten. Unsere Sehnsucht nach Erkenntnis und Wahrheit muß wieder ungestillt bleiben. Da erscheint das vorliegende Buch und bringt uns von unmittelbar beteiligten Seiten hocherwünschte Aufschlüsse. Es handelt sich um die Herausgabe der hinterlassenen Aufzeichnungen

*) Eine Anzeige des Werkes „Fürst Bismarcks Entlassung". Nach den hinterlassenen, bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatsministers Dr. Karl Heinrich v. Bötticher und des Chefs der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck Dr. Franz Johannes von Rottenburg. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Freiherrn von Eppstein, Wirklichem Geheimen Rat. Berlin. Verlag von August Scherl, G. m. b. H. in Berlin, 1920.

des Staatsministers Dr. Karl Heinrich von Bötticher und des Chefs der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck Dr. von Rottenburg. Von ihnen konnte Minister v. Berlepsch am 5. Dezember 1904 an v. Bötticher schreiben (S. 22 des Buches): „Er und Sie (d. h. v. Bötticher und v. Rottenburg) sind die einzigen noch lebenden Menschen, die genau über die Vorgänge bei des Kanzlers Entlassung unterrichtet sind und sie objektiv beurteilen."

Wir verdanken diese Veröffentlichung dem durch seine staatsrechtlichen Schriften, insbesondere auch über das Staatsrecht Bismarcks, in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannten Wirklichen Geheimen Rat Professor Dr. jur. Georg Freiherrn v. Eppstein, dem Kurator der Fürst-Leopold-Akademie, Hochschule für Verwaltungswissenschaften, zu Detmold. Er hat diese Aufzeichnungen mit einer geistsprühenden Einleitung und mit zahlreichen höchst instruktiven Anmerkungen versehen und eine Anzahl wichtigster Dokumente, Aktenstücke, Briefe, die zum größten Teil bisher unbekannt waren, hinzugefügt. Da der Schwerpunkt des Werkes in den Aufzeichnungen v. Böttichers liegt, und diese in einer ganz bestimmten Tendenz verfaßt sind, nämlich seine Schuldlosigkeit an dem Sturze Bismarcks darzutun, so gibt der gelehrte Herr Herausgeber in der Einleitung mit Recht eine Schilderung des Lebens v. Böttichers und seiner Beziehungen zum Fürsten Bismarck, die bis zu der Zeit vor dem Sturze die allerintimsten gewesen sind. v. Eppstein illustriert die Haltung v. Böttichers nach dem Sturze Bismarcks. Er erklärt namentlich auch sein Stillschweigen gegen die zahlreichen Vorwürfe, trotz vieler Aufforderungen sein Schweigen zu brechen und sich gegen die unberechtigten Vorwürfe zu verteidigen. Die Einleitung schildert weiter die Veranlassung zu diesen Aufzeichnungen und die Umstände, die zu der heutigen Veröffentlichung geführt haben. Damit unterstützt der Herausgeber in glänzender, direkt poetisch wirkender Diktion die Verteidigung Böttichers. Bevor wir zu einer Gesamtwürdigung des Werkes schreiten, geben wir zunächst ein kurzes Referat über den Inhalt der Aufzeichnungen.

I.

In seinem Vorwort bezeichnet v. Bötticher seine Schrift ausdrücklich als eine Rechtfertigung gegen die Vorwürfe, daß er treulos gegen Bismarck gehandelt, ihn verraten habe und die Schuld trage an dem Sturze seines eigenen Wohltäters. Als Grund dafür, daß er geschwiegen habe und auch diese Aufzeichnung erst nach seinem Tode publiziert sehen wolle und durch sie sich zunächst nur seinen eigenen Angehörigen gegenüber rechtfertigen wolle, gibt er an, daß er nicht die Hand dazu reichen könne, den Fürsten Bismarck, seinen Wohltäter, der Kritik auszusetzen und das leuchtende Bild des deutschen Heros zu verkleinern.

Die Memoiren schildern zunächst die Gegensätze, die zwischen dem Kaiser und Bismarck sich alsbald herausstellten. Nach den Aufzeichnungen handelte es sich zunächst um die Frage der Zulassung der russischen Obligationen zur Börse

(S. 35), dann vor allen Dingen um die Arbeiterschutzgesetzgebung, wobei Bismarck sich sehr zurückhaltend verhielt, der Kaiser dagegen energisch vorwärts drängte. Der Kaiser erscheint hier als besonders arbeiterfreundlich. Die Aufzeichnungen werfen auf manche Regierungsakte des Kaisers interessante Schlaglichter. So auf die Nebenregierung von Hintzpeter und anderen. Die sachlichen Gegensätze in der Arbeiterfrage traten namentlich in der Kronratssitzung vom 21. Januar 1890 in die Erscheinung. Bötticher trat damit selbst in einen gewissen sachlichen Gegensatz zu Bismarck, da er in dieser Arbeiterfrage ganz auf der Seite des Kaisers stand. In dieser Kronratssitzung, in welcher der Kaiser an der Hand von drei Aufzeichnungen, darunter zwei eigenhändig geschriebenen, sein Programm entwickelte, kam es schon zu solchen Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Bismarck, daß der Bruch eigentlich unvermeidlich war. Man kann es verstehen, welche Gefühle in der Brust des jungen Kaisers bestehen mußten, wenn er, wie v. Bötticher S. 47 mitteilt, zum Großherzog v. Baden von seinen Ministern gesagt haben soll: Es sind nicht meine Minister, sondern die des Fürsten Bismarck. Bötticher schildert weiter die Versuche, die Gegensätze zwischen dem Kaiser und Bismarck in der Arbeiterfrage zu beseitigen. Nicht ganz klar ist die Darstellung der Vorgänge auf S. 50 ff. Bötticher berichtete über das Hin und Her der Verhandlungen, sowie über das Hereinspielen dritter Personen, die den Weg zum Kaiser wissen. Daß der Kaiser auf eigene Faust handeln will, ohne Gegenzeichnung eines Ministers (S. 53), wird von Bötticher doch wohl etwas zu leicht genommen. Man erkennt hier schon den suggerierenden Einfluß des Kaisers auf seine Umgebung und die geringe Kraft des Widerstandes, den der Kaiser dabei findet — außer bei Bismarck. — Merkwürdige Mißverständnisse zwischen Bismarck und Bötticher, das Mißtrauen Bismarcks gegen Bötticher S. 54—56, Empfindlichkeiten gegen Bötticher, den Bismarck einen disziplinlosen Menschen nennt, S. 57 werden berichtet.

Die merkwürdigen Widersprüche, die sich darin zeigen, daß Bismarck in der Arbeiterschutzgesetzgebung, die der Kaiser in „begeisterter Form" wünscht, bald mitmachen, bald nicht mitmachen will, S. 57—58, werden nicht ganz geklärt. Man ersieht nicht, ob Bismarck wirklich so hin und herschwankte und nicht wußte, was er wollte, oder ob der Kaiser nur (und dann von wem?) falsch informiert wurde. Über die letzte Aussprache zwischen Kaiser und Bismarck erfahren wir naturgemäß nichts. Zwischen dem, was Bötticher S. 64 und 65 berichtet, scheint noch mancherlei passiert zu sein. Warum z. B. die Mitwirkung des Großherzogs v. Baden? Warum verleiht der Kaiser Bötticher gerade in diesem Momente den schwarzen Adlerorden? Warum sind die Bismarcks so kühl? S. 67 klafft die Darstellung. Hier stoßen wir auf einmal auf die Klage Bismarcks, daß er „auch (!) in der auswärtigen Politik nicht mehr das Vertrauen des Kaisers genieße." Woher kommt auf einmal diese doch ganz besonders wichtige Tatsache, während es bisher bei Bötticher immer nur geheißen hat, daß die Arbeiterfrage der Grund des Gegensatzes gewesen sei. Sollte bloß der Bericht von Kiew (S. 68) die Schuld tragen?

Die Entwicklung schreitet weiter. Der Kaiser fordert die Entlassung (S. 70). Am 18. März fragte der Kaiser Bötticher nach der Tafel, warum das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck noch nicht eingegangen sei. Bötticher erwidert, daß der Kanzler in der Sitzung des Staatsministeriums seine Absicht, dies unverzüglich zu tun, kundgegeben habe. Der Kaiser erklärt Bötticher, daß er ihn, wenn das Gesuch eingegangen, sofort rufen lassen wolle. Das geschah am Morgen des 19. März telefonisch. Der Kaiser teilte ihm das Entlassungsgesuch mit. Jetzt erlaubte sich Bötticher dem Kaiser die Frage vorzulegen (und das ist nach seinen eigenen Aufzeichnungen der einzige Versuch, den Willen des Kaisers in dieser Richtung zu beeinflussen), ob es der wirkliche Wille des Kaisers sei, Bismarck gehen zu lassen. Der Kaiser erklärt „mit erhobener Stimme": Ja ich will es (S. 71). Jetzt macht Bötticher nicht mehr den geringsten Versuch, den Kaiser umzustimmen. Als gehorsamster Beamter fügt er sich dem Willen seines Herrn und es folgen in den Aufzeichnungen sofort die Verhandlungen zwischen Kaiser und Bötticher über die etwaigen Auszeichnungen für Bismarck, die Verleihung des Titels „Herzog von Lauenburg", sowie über eine etwaige Dotation (S. 72).

Von besonderem Interesse ist die Schilderung des ersten Zusammentreffens zwischen Bismarck und Bötticher nach der Entlassung. Wir finden hier den Schlüssel zur Beurteilung der ganzen Aufzeichnungen und ihrer Tendenz, worauf ich noch später eingehen werde. Zum Schlusse wird noch über einen Hofklatsch berichtet, wonach Bismarck zuviel Morphium nehme (S. 77). Soweit der Inhalt der Aufzeichnungen Böttichers.

Eine außerordentlich wichtige Ergänzung erfahren sie durch die Bemerkungen v. Rottenburgs vom Juli 1905. Rottenburg will eine Erläuterung zu den Aufzeichnungen Böttichers geben. Er hält daher auch genau die Reihenfolge ein, die Bötticher vorgezeichnet hat, er schließt z. B. auch mit dem Herzog von Lauenburg und dem Morphiumklatsch. Seine Erläuterungen selbst sind aber von größter Wichtigkeit. Sie stellen fest: 1. Daß die Durchführung der Sozialpolitik nicht der eigentliche Grund der Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Bismarck war. Rottenburg erklärt die scheinbaren Widersprüche Bismarcks in seiner Haltung zu den Arbeiterschutzplänen des Kaisers, wobei offenbar zwischen Kaiser und Bismarck unheilvolle Mißverständnisse bestanden haben. Bismarck wollte selbstverständlich in der von ihm selbst eingeleiteten Arbeiterpolitik fortfahren, wenn auch nicht vielleicht in der stürmischen Weise des Kaisers, aber daneben die Auswüchse der Sozialdemokratie bekämpfen.

2. Daß Bötticher keine Schuld an dem Sturze trägt, bestätigt auch Rottenburg.

Die wahren Gründe der Gegensätze liegen tiefer und werden S. 89 nur angedeutet.

Bemerkenswert ist auch die Mitteilung, daß namentlich Graf Herbert Bismarck den Gegensatz geschürt hat und auf den nervösen alten Fürsten nicht immer mildernd und beschwichtigend eingewirkt hat.

Für die Rettung Böttichers ist dies alles natürlich von größtem Werte, für das Verständnis und die Würdigung des welthistorischen Ereignisses, des Sturzes Bismarcks sind diese Feststellungen natürlich von geringerer Bedeutung.

Unter den beigefügten Dokumenten ist das wertvollste dasjenige S. 152, das den Kaiser als Arbeiterfreund zeigt. Auf S. 154 nennt der Kaiser seine unverantwortlichen Berater. Die Anlagen, insbesondere das Protokoll der Kronratssitzung, zeigen den Kaiser von seiner besten Seite und sie liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte der sozialen Frage und auch zur Vorgeschichte der heutigen Revolution.

II.

Wenn wir ein zusammenfassendes Urteil über die Publikation abgeben wollen, so fragen wir, was bietet sie dem deutschen Volke Neues? Das eine steht fest, Sensation wird die Veröffentlichung nicht hervorrufen können. Wer etwa geglaubt hat, aus ihr pikante, intime Details zu erfahren, wird im Allgemeinen nicht auf seine Rechnung kommen. In beiden Aufzeichnungen hören wir nur die Sprache ernster, lediglich dem Sachlichen zugewandter Männer.

Mit ganzer Seele hing Bötticher, dieser echte preußische Beamte, an seinem Kaiser und Herrn. Ganz im Sinne der guten alten preußischen Tradition. Aber auch seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Meister der Diplomatie, dem Schöpfer des deutschen Reiches, seinem Wohltäter war er in tiefster Dankbarkeit und Verehrung ergeben. Zwischen diesen beiden Gefühlen schwankte er in dem Konflikt, dessen Katastrophe er kommen sah, hin und her. Er war eine Kompromißnatur und gerade ihn stellte das Schicksal vor ein so schweres Dilemma. Als die Katastrophe eingetreten war, ertrug er schweren Herzens, aber schweigend die ungerechten Vorwürfe der Mitwelt, er sei einer der Hauptursachen des Sturzes Bismarcks gewesen.

Denn Eines ergibt sich mit Sicherheit aus den Memoiren Böttichers und den Bemerkungen Rottenburgs: Diese Vorwürfe sind ungerecht gewesen. Die Memoiren sprechen in dieser Beziehung eine völlig überzeugende Sprache. Von Bötticher war kein Intrigant und kein Heuchler. Gegen seinen Willen sah er sich in den Zwiespalt der Pflichten des Gehorsams gegen den Kaiser und der Dankbarkeit gegen Bismarck hineingedrängt. Männerstolz vor Fürstenthronen hat ihm gefehlt. Dem ausgesprochenen Willen seines Monarchen gegenüber leistete der Beamte und Hofmann keinen Widerstand. Er wagte nicht einmal Bedenken zu äußern, sondern als der Kaiser sagt: „Ich will es", ist für ihn die Sache erledigt. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen wagt er nicht mehr einmal eine schüchterne Vorstellung. Hier wird die Nachwelt die Haltung Böttichers nicht billigen können. Denn der erste Berater der Krone ist nicht ein Höfling, der einfach zu gehorchen hat. Dem jugendlichen, von unverantwortlichen Ratgebern umgebenen, zur Ertragung eines Widerspruches wenig veranlagten Kaiser gegenüber mußte

v. Bötticher in dieser ganzen Angelegenheit und namentlich in dem letzten kritischen Augenblick eine weit energischere Haltung beobachten, als wie er sie in seinem eigenen Rettungsversuche schildert, selbst auf die Gefahr hin, das Mißfallen seines höchsten Herrn zu erregen. Ja, ob der nächste Berater und Vertraute Bismarcks nicht die moralische Pflicht gehabt hätte, ebenfalls seine Entlassung anzubieten und diese sogar unter allen Umständen durchzusetzen, ist eine andere Frage. Bismarck hat ihm in dieser Beziehung nicht einmal einen Vorwurf gemacht; aber was Bismarck von ihm hätte erwarten können, eine energischere Vertretung seiner Interessen, das hat Bötticher nicht geleistet. Niemand hat dies besser charakterisiert als Bismarck selbst, als er zu Bötticher sagte: S. 75: „Nein, Treubruch werfe ich Ihnen nicht vor, aber Sie haben mich im Kampfe mit dem Kaiser nicht so unterstützt, wie ich das von Ihnen erwarten durfte". Und was berichten die Memoiren von der Antwort Böttichers auf diesen Vorwurf: „Ich hatte das Wort auf der Zunge, daß es einen Kampf mit dem Kaiser für mich, seinen Minister, nicht gebe, unterdrückte indessen eine solche Äußerung". Das ist die beste Selbstkritik v. Böttichers, zugleich die beste Charakterisierung seiner Persönlichkeit und seiner Haltung in dem Konflikt. Er war nicht der Schuldige, aber er hat die Katastrophe auch nicht aufzuhalten versucht.

Damit erhebt sich aber nach wie vor die weitere Frage: wer sind denn nun die eigentlichen Persönlichkeiten gewesen, die den Kaiser so unheilvoll beeinflußt haben? Denn daß der Kaiser trotz seines scheinbar eisernen Willens ein schwankender, beeinflußbarer Charakter gewesen ist, dürfte wohl außer Frage stehen. Auf diese Frage, die das deutsche Volk in erster Linie interessiert, gibt auch die vorliegende Publikation keine Auskunft. Beachtenswert ist die überzeugende Feststellung, die weniger aus Böttichers als aus Rottenburgs Aufzeichnungen hervorgeht, daß die Arbeiterfrage nicht der eigentliche Grund des Risses gewesen ist. Und das ist auch ohne weiteres einleuchtend, denn Bismarck war der eigentliche Vater der deutschen Sozialpolitik, er hat die Sozialgesetzgebung überhaupt erst ins Leben gerufen. Warum sollte er nicht einigen weiteren Fortschritten geneigt gewesen sein. Nur politische Auswüchse wollte er nach wie vor durch das Sozialistengesetz bekämpft sehen. Dadurch erhebt sich aber der zweite Grund der Trennung, den besonders Rottenburg hervorhebt, zu ungeahnter Größe: Der Kaiser wollte auch in der auswärtigen Politik eine andere Richtung einschlagen als Bismarck. Welche, erfahren wir nicht. Daß die Bismarck'sche Politik die einzige richtige war, davon haben uns wohl die Zeitereignisse überzeugt. —

Wir leben im Zeitalter der „Lebenserinnerungen".

Memoiren sind häufig genug Rettungsversuche. Wahrheit und Dichtung treten oft genug gemischt nebeneinander auf. Soweit die Bötticher'schen Memoiren in Frage kommen, haben wir den Eindruck, daß sie wahr und aufrichtig sind und deshalb ihren unmittelbaren Zweck auch erreichen. Die Apologie Böttichers ist

als gelungen zu betrachten. Bismarck war in jeder Beziehung groß, auch in seiner Menschenkenntnis, in seiner Liebe und in seinem Haß. Sein Urteil über Bötticher, das wir oben mitgeteilt haben, ist daher auch für Bötticher selbst eine Rechtfertigung.

Neben Bötticher erfährt auch der jugendlich vorstürmende Kaiser mit seiner Arbeiterpolitik eine freundliche Beleuchtung. Diese Memoiren wirken in mancher Beziehung versöhnend. Über der Tragik der Entlassung Bismarcks leuchtet uns der milde Stern der Erkenntnis, daß wenigstens der nächste Diener des Fürsten Bismarcks, sein intimster Vertrauter, ihm die Treue nicht gebrochen hat, daß er zwar im Konflikte der Pflichten als gehorsamer Beamter seinem Kaiser die Dankbarkeit und Verehrung gegen seinen Meister und Wohltäter zum Opfer gebracht hat, daß er zwar schwach, aber nicht illoyal gegen Bismarck gehandelt hat.

So bricht denn Prof. Dr. Georg Freiherr v. Eppstein mit Recht in seiner Einleitung in erster Linie eine Lanze für v. Bötticher, aber er tritt auch in ritterlicher Weise vor den Kaiser und letzten Endes auch vor Bismarck.

Carl Pleißenau:
Das Recht der idealistischen Weltanschauung.

Eine Erwiderung.

Der gleichnamige Aufsatz des Herrn Geheimrat König hat bei vielen Kopfschütteln erregt. Derselbe enthält so viel Unrichtiges und verrät eine solche Unkenntnis von Dingen, die längst Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, daß er sich eigentlich von selbst richtet und es überflüssig erscheinen könnte, darauf zu erwidern, da er aber, besonders weil er aus der Feder eines Geheimrats stammt, geeignet ist, die deutsche Wissenschaft bei dem Laienpublikum herabzusetzen, so kann ich es mir nicht versagen, einiges darauf zu entgegnen.

Schon in der Überschrift erklingt der Unterton, als ob jemand das Recht der idealistischen Weltanschauung bestritte, und aus dem Weiteren soll dann hervorgehen, daß der Monismus keine idealistische Weltanschauung sei. Beides trifft nicht zu. Herr Geheimrat K. brauchte nur einmal die Zusammenkunft einer Ortsgruppe des deutschen Monistenbundes zu besuchen, um sich zu überzeugen, daß dort die höchsten Ideale, die die Menschheit besitzt, gepredigt werden. Das Wort „Materialismus" hat schon viel Unheil angerichtet, indem es bei vielen die falsche Vorstellung erweckt, als ob die „bloße Materie" und nicht vielmehr die in ihr waltenden, mit ihr untrennbar verbundenen, z. T. noch gar nicht erforschten Kräfte eine schaffende Wirkung besitzen sollten, es wäre daher besser, das Wort zu begraben. Es liegt auf der Hand, daß es Dinge gibt, die z. Zt. niemand wissen

und über die man daher auch noch nichts aussagen kann, es ist daher ein ungerechter Vorwurf gegen Haeckel, daß er sich über solche Probleme wie das Entstehen des ersten organischen Lebens auf der Erde ausschweigt. Der einst viel geglaubte Satz: omnis cellulla e cellula ist heute im Abgrund der Vergessenheit versunken (eigentlich war es ja selbverständlich, daß die erste Zelle nicht aus einer schon vorhandenen entstehen konnte), es hat sich an ihm wie an so vielen Dingen das πάντα ῥεῖ des Heraklit bewahrheitet, und die Menschheit wird es noch oft bestätigt finden. Darum hat auch der Monismus den Gedanken der Entwicklung in sich aufgenommen, er ist kein „starres System", sondern unstarr, entwicklungsbereit.

Herr Geheimrat K. hätte in Bonn, dem Sitz ausgezeichneter Gelehrter, Gelegenheit genug gehabt, sich über die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung zu orientieren, aber daß ein Korallenstock kein Mineral, sondern eine Tierkolonie ist, lernt man doch schon in Untertertia. Wenn er dann schreibt: „Aber wenn diese Gleichstellung von Kraft und Geist richtig sein sollte, dann wäre der Kolben in einer Dampfmaschine ein höchst geistvolles Wesen", so möchte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß schon in der Volksschule gelehrt wird, daß James Watt durch einen Topfdeckel, welcher von der Kraft des D a m p f e s gehoben wurde, zu der Erfindung der Dampfmaschine geführt wurde. Vielfach hat der Autor auch Haeckel mißverstanden. „Geist" im engeren Sinne ist höchstentwickelte resp. höchstdifferenzierte Kraft, welche auch nur in ebensolcher Materie sich betätigen kann, immerhin ist sie von der in der primitiven Materie waltenden sachlich nicht verschieden, beide sind „Bewegung". Von einer willkürlichen „Nivellierung", die er Haeckel vorwirft, kann gar keine Rede sein, die von Letzterem häufig gebrauchten Worte „Entwicklung" und „Differenzierung" stehen dazu in schroffstem Gegensatz. Auf die Behauptung des zitierten F. A. Lange: „Die Erscheinungen des Geisteslebens b l e i b e n ... ein Fremdes und Anderes" muß man erwidern: Wer kann das wissen? Daß die noch im Anfangsstadium stehende naturwissenschaftliche Forschung im Laufe der kommenden Jahrhunderte oder Jahrtausende noch vieles aufdecken wird, worüber wir uns jetzt vergeblich die Köpfe zerbrechen, wer möchte das bezweifeln? Auf die Worte M. Apel's: „Wie sollten die Gehirnzellen z. B. eine Schlußfolgerung ziehen?": Es muß doch wohl so sein, denn wir können die Denktätigkeit durch Alkohol, Äther, Chloroform usw. ausschalten, auch kann das verkrüppelte Hirn eines Blödsinnigen v o n v o r n h e r e i n, das altersschwache eines früher normalen, sogar bedeutenden Menschen n i c h t m e h r Schlußfolgerungen ziehen. Wenigstens keine richtigen. Der alternde, in seinen späteren Lebensjahren kindisch gewordene Kant ist dafür ein Beispiel. Es würde zu weit führen, wollte man den Aufsatz des Herrn Geheimrat K. Satz für Satz kritisieren, ich glaube aber, daß das Gesagte genügt, ihn in die Kategorie derjenigen Veröffentlichungen einzureihen, welche, in der Absicht geschrieben, Haeckel niederzukämpfen, diesem im Gegenteil genützt und dem Urheber geschadet haben, das alte Lied von

dem Pfeil, der bisweilen auf den Angreifer zurückprallt. Daß Haeckel nicht unfehlbar war, namentlich in der Wahl seiner Ausdrücke, geben wir, die wir ihn hochschätzen, ohne weiteres zu, andererseits ist nicht zu leugnen, daß auch seine „Welträtsel", die in alle Kultursprachen übersetzt worden sind, viel dazu beigetragen haben, den Ruhm der deutschen Wissenschaft in der Welt zu verkünden.

Prof. Mustafa Nermi: Türkismus und Kant.

Bis zur Revolution 1908 lag der Begriff „Nationalität" dem türkischen Volke fern. Der islamische Internationalismus und die darauf beruhende Kalifats-politik mit ihrer Schultendenz hatten seine sozialen Normen tief beeinflußt. Die Nationalitätskämpfe zwischen den Bulgaren, Serben und Griechen kamen ihm als „unnatürlich" vor. Seiner Auffassung nach setzte die islamische Einheit eine gegnerische Christeneinheit voraus.

Vieles ist über die türkische Revolution gesagt worden, und viele soziologischen Schriftsteller haben ihr gegenüber scharfe Kritik geübt, aber trotz alledem war sie ein kulturgeschichtliches Ereignis, wodurch das Volksbewußtsein einen inhaltlichen Entwicklungsdrang erfahren sollte. Durch die Revolution hat das Volk vieles gelernt, es hat gelernt, daß es einen Willen besitzt, dem sich ein stolzer, unbarmherziger Hof ergeben mußte. Dieses Kraftbewußtsein ist die Quelle der späteren staatlich-sozialen Entwicklungen. Der türkische Nationalismus ist eine spätere, durch die innerpolitischen Faktoren als abgesonderte soziale Form erscheinende Entwicklungsphase dieses „Willensbewußtseins". Von den Völkern des osmanischen Reiches ist es das türkische, das zuletzt in den Nationalismus eingeweiht wurde. Wir wollen hier untersuchen, wie dieser Prozeß sich vollzog: Die Wiederherstellung der im Jahre 1879 unterdrückten Verfassung gab den Völkern der Türkei, die schon durch die russisch-englische Orient-Politik nationalistisch genug aufgeklärt waren, die Gelegenheit, sich im nationalen Sinne öffentlich zu orientieren. Das Türkentum als Besitzer der Staatsgewalt versuchte durch den Ottomanismus ein staatlich-internationales Bewußtsein zu schaffen und dadurch die zentrifugale Tendenz der ethnologischen Zusammensetzung des Reiches zu überwinden.

Die Ottomanismus-Politik brach wegen der widersprechenden und der schon reifen, kristallisierten Volksinteressen zusammen. Das türkische Volk blieb allein und versuchte durch das alte islamische Ideal eine starke politische Reichseinheit zu bilden. Viele europäischen Gelehrten, besonders mein verstorbener Freund, der unermüdliche Orientforscher Martin Hartmann, hielten diese Orientierung für

eine natürliche. Diese Bestrebung war aber aus den folgenden soziologischen Gründen für die Türkei unerreichbar:

1. die soziale Lebensform der islamischen Völker,
2. die sich darauf beziehende Politik der Großkolonialmächte.

Im Nomadentum tritt der Stammes- oder Sippengeist als entscheidendes Moment hervor und daher entsteht die Aussichtslosigkeit, mit solchen im Gegensatz stehenden Elementen eine höchst komplizierte politische Einheit zu schaffen, in der neue ethische Normen zur Herrschaft gelangen sollten. Der Türkei blieb nur ein machtpolitisches Mittel übrig, das, infolge der entwickelten Kolonialtätigkeit der Großmächte und militärischen Schwäche des Landes, für die neue Orientierung gar keine Verwirklichung versprach. Das durch den erquickenden Geist der Revolution tief beseelte Türkentum sollte den warmen Traum seiner Begeisterung untergeben sehen und ein neues Tätigkeitsfeld suchen. Das war es selbst, das war die schwere und wichtige Aufgabe, seine durch den Entwicklungsprozeß des Staatslebens herabgesunkene Lebendigkeit zu regenerieren. Und so trat das türkische Nationalideal „mefkjüre" auf.

In der ersten Entwicklungsperiode ihrer Geschichte war die Türkei ein Nationalstaat, der infolge der Eroberungen sich in eine neue theokratische Form auflösen mußte. Die Schwierigkeit lag darin, wie die Türkei aus seinen Jahrhunderte langen, durch den islamischen Kosmopolitismus stark beeinflußten Einrichtungen heraus ein neues Leben und ein Leben mit einem neuen Wertinhalt werde schaffen können. Und dadurch entstand die Lösungsformel des schwersten türkischen Kulturproblems: Türkisierung, Islamisierung und Modernisierung. Die Türkei soll seine Jugend auf diesem Wege erziehen, und so nur kann die durch die Revolution wachgewordene Volkslebendigkeit schöpferisch werden. Die Türkisierung, Islamisierung und Modernisierung sind überhaupt nicht widersprechende Erziehungsformen. Sie bilden eine zusammenhängende Einheit, so äußern sich die Vertreter dieser Richtung. Der Türke hat seine ural-altaische Sprache, seine Volkseigentümlichkeit, seine Religion und seine zeitgenössische wissenschaftliche Bildung. Dies kann nur die Grundlage der neuen Erziehung sein. Die infolge der Revolution nach Tätigkeit sich sehnende Willenskraft des Volkes kann nur in dieser Richtung dem in Verfall befindlichen Lande die Rettung bringen. Das Türkentum lebt in einem Erziehungskosmopolitismus. Der Türke soll die Eigenschaft haben, sich für sein Volk zu opfern. Mit diesem Gedanken trat der große türkische Denker Zia Gök Alp *) auf. Wie kann man diese heilige Begeisterung des reifen, nach Nietzsche's Wort „närrischen" Ideals, das „närrisch" nach einer „Erlösung" strebt, in das Bewußtsein der Jugend bringen? Es ist nötig, zuerst den verderblichen Fatalismus zu überwinden. Zia Gök Alp versucht der türkischen

*) Nach der Besetzung von Konstantinopel wurde er durch die Engländer nach Malta gebracht.

Erziehung eine neue weltliche Orientierung zu geben, der Bestrebung ähnlich, wie sie sich nach dem westfälischen Frieden in Deutschland im Erziehungswesen bemerkbar machte.

Das Staatssystem beruht auf einem Wertsystem. — Unter Abdul Hamid entwickelten sich ganz negative Tendenzen im Volke: Heuchelei, Unterwürfigkeit und Willkür, alles soziale Erscheinungen des absolutistischen Regimes. Die Revolution aber, Vertreterin eines neuen, mit dem alten Regime im Gegensatz befindlichen Geistes, bedingt eine Neugestaltung des gesamten Lebens. Das Pflichtgefühl soll emporwachsen. „Ça m'est égalismus" muß verschwinden, damit die neue Gesellschaft ihre Grundlage habe. Für das neue Wertsystem ist aber eine neue erkenntnistheoretische Schwierigkeit zu überwinden. Hier steht Gök Alp mit der Philosophie Kants in enger Berührung. Kant war der Türkei durch französische Vermittlung bekannt. Diese Beziehung aber äußerte sich mehr in dilettantischem Sinne. Bei Gök Alp hatte Kant seine wissenschaftliche Würdigung. Sein Türkismus war mehr ein Kulturdrang, als ein Rassenegoismus und ein Selbstverherrlichungswahn. Darum betrachtete er die Grenzen der geistigen Türkei als nicht-existierend und wollte dem kulturellen Pantürkismus einen Entwicklungsboden vorbereiten. Die Grundbedingung dieser geistig-sittlichen Expansion war das Emporblühen des Kerntürkentums, das jetzt von Dogmatismus oder Skeptizismus beherrscht ist. Das hat seine Begründung in der nichteinheitlichen Erziehung. Die Medresse (religiöse Unterrichtsanstalten) stehen den europäisch statuierten Tanzimat-Schulen feindlich gegenüber. Dieses Erziehungssystem zersplittert die soziale Bewußtseinseinheit und verhindert die selbständige geistige Entwicklungsmöglichkeit, weil die Wissenschaft nur auf einem neuen Feld blühen kann, das zwischen dem Dogmatismus und Skeptizismus liegt. In der Erziehung muß dies berücksichtigt werden. Hier stehen wir vollständig auf dem Boden des Kantschen Kritizismus. Das soziologische System von Gök Alp läßt sich noch konsequenter von Kant beeinflussen, nämlich in der Pflichttheorie.

Die Individuen sind die Abbilder des sozialen Bewußtseins (itschtimai schu'ur), etwas dem berühmten platonischen Höhlenbeispiel ähnlich. Sie sind ohne Gesellschaft nichts. Die Sprache und unsere Werturteile sind ohne Gesellschaft nicht begreiflich. Gök Alp verbindet diese philosophisch-soziologische Gesellschaftsauffassung von Durkheim mit der Kantschen Pflichttheorie. Da die Individuen so vieles der Gesellschaft verdanken, so sollen sie in den mannigfaltigen Funktionen derselben nicht das Persönliche, sondern das „Allgemeine" in den Vordergrund stellen. „Das Individuum existiert nicht, es gibt nur die Gesellschaft", ist ein beliebter Lehrspruch von Gök Alp. Nietzsches Anarchismus findet er sehr gefährlich für die türkische Gesellschaft. Den „Willen zur Macht" hat nur die Gesellschaft. Hobbes, Larochfoucauld und Helvetius vermochten nicht den wahren dynamischen Inhalt des Gesellschaftsbewußtseins wahrzunehmen. Die hypothetische Kundgebung des Willens kann nicht eine feste Grundlage der mensch-

lichen Tätigkeit sein. Das Türkentum, meint Gök Alp wie Fichte, hat eine Mission zu erfüllen. Die Grundlage seines Bestrebens kann nur ein „Selbstzweck" sein. Das ist das Grundmoment seines „sozialen Bewußtseininhalts". Der Türke soll „seine Augen schließen und seine Pflicht erfüllen", so sagt er in einem philosophischen Gedicht. Er will die theologisch-hypothetische Moral durch eine Ethik des „kategorischen Imperativs" ersetzen. Er empfindet wie Kant den Drang des absoluten Wollens. Diese „Ethik des reinen Sollens", die dem Türkentum einen „élan vital" im Bergsonschen Sinne geben soll, gleicht sich mit der Entwicklung der Gesellschaft aus, weil die Gesellschaft selbst die Quelle unseres geistigen und innerlichen Lebens ist. Der „Oerf", die dynamische und im individuellen Bewußtsein als Sanktion wirkende Sitte aber ist der Maßstab unseres nach der Verwirklichung strebenden „Sollensdrangs". Das Türkentum ist darum nicht ein unproduktives Erwachen der Traditionsliebe, wie die Anhänger von Türk-odschachgi (sich selbst verherrlichende Nationalisten-Gruppe) behaupten, sondern eine auf der festen ethischen Grundlage beruhende Kulturtätigkeit des Volkes in Verbindung mit dem Zeitgenössischen, weil, wie schon erwähnt wurde, das Türkentum eine kulturgeschichtliche Synthese von „Türkismus, Islamismus und Modernismus" ist; aber ein lebendiges, soziales Erscheinen. So faßte Gök Alp das Türkentum in seinen Schriften auf, als Stifter des Türkismus, dessen konsequente Tätigkeit als Pantürkismus in die Politik eintritt. Dieses auf Kant und Durkheim sich beziehende System fand bei der türkischen Jugend große Begeisterung. Anatole France sagt sehr geistreich in einer Erzählung: „Qui fait une religion ne sait pas ce qu'il fait." Gök Alp aber wußte, was er machen wollte. Sein System aber hat das Schicksal einer Religion gehabt und der Jugend eine patriotische Anregung geliefert. Der türkische Nationalismus entwickelte sich auf einem selbständigen Boden. Was der Philosoph brachte, vernichtete der Politiker.

Dies waren die charakteristischen Züge des türkischen Kulturproblems. Der Türkismus als politische Erscheinung, der später im gesamten Leben lebhafte Aufnahme fand, trägt andere Charakterzüge, die den Gegenstand einer selbständigen Untersuchung bilden können.

Wilh. Meridies: Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich.

I.

Seit einem Jahrzehnt etwa besitzen wir kein einheitliches Bild des geistigen Frankreich mehr. Schon vor dem Kriege hatte man es sich in Deutschland angewöhnt, literarisch auf die Franzosen kaum mehr zu rechnen, ja sie kaum mehr

mitzuzählen. Woran lag dies? Einmal daran, daß es wirklich seit 1900 schien, als stehe ihre Literatur still; als hätte sie dem neuen Jahrhundert nichts mehr zu sagen. Wenn man bei uns auch damals Namen wie: Rolland, Jammes oder den des unter uns wohnenden Claudel schon mit Achtung nannte, so sah man in Frankreich selbst zu jener Zeit über diese kleine Gruppe noch völlig hinweg: un petit cenacle! — nichts weiter. Und im übrigen konnte man es sich ersparen, französische Romane oder Dramen zu lesen; deren Art war uns ja hinlänglich bekannt; was von den Franzosen zu lernen war, konnte man in Deutschland jetzt längst schon selbst. Horchte man schärfer hin, so vernahm man allerdings bei Frankreichs Jüngsten so erregten Ernst, solch leidenschaftliche Bewegung und solch sittliches Pathos, daß man für die Zukunft wohl einen neuen Lacordaire, Carlyle oder Ruskin, Propheten, Apostel und Erzieher erhoffen konnte, — aber weder Dichter noch Künstler.

Zum andern fußte jene Nichtbeachtung der französischen Literatur auf einem teils künstlich herangezüchteten, teils durch Bierbankurteile geschaffenen Zerrbild, in dem die Pariser Mode, der Boulevardklatsch und das Jahrmarktstreiben auf dem Montmartre den größten Raum einnahm. Was man an Frankreich schätzte, war das Schauspiel des „farbenvollen Untergangs". Heute scheint zwar diese Mode ein wenig zurückzugehen, aber bis man sich in Deutschland von diesem Glauben an den Esprit, die „liebenswürdige Unmoralität", die „elegante Geschicklichkeit" und oberflächliche Geschmeidigkeit, als an die Haupttugenden der französischen Literaten, wird gänzlich freigemacht haben, dürfte wohl noch geraume Zeit vergehen, denn noch immer ist die Nachfrage nach dieser Literatur bei uns bedeutend größer als das Angebot aus dem Inlande, das trotz löblichen Bemühens diese Art Ware nicht gut genug herzustellen imstande ist und man also auf die französische Einfuhr angewiesen bleibt.

Die Vorstellungen, die man sich bis zum Kriege in den deutschen Literatenkreisen und mithin durch sie auch im deutschen Volke von Frankreich machte, waren, wie schon angedeutet, im wesentlichen bestimmt durch die beiden Begriffe: Dekadenz und Esprit. Die Kreise, deren Vorstellung von Frankreich sich schon mit dem Dekadenzbegriff erschöpfte, waren jene sog. Kaffeehausliteraten, die Bibliophilie nicht mehr von Erotik unterscheiden konnten, denen Erotik und Aesthetentum zu ein und demselben Begriff verschmolzen waren.

Eine zweite, und wohl an Zahl wesentlich größere Klasse von Deutschen sah in dem Esprit der französischen Literatur eins der wichtigsten Bestandstücke geistiger Kultur und reifer menschlicher Bildung überhaupt. Wenn diese französische Werke lasen, so wollten sie nicht etwa dort deutsches Wesen wiederfinden, sondern sich allein von dem Zauber des Lateinertums mit seiner Formenschönheit, seiner Klarheit, seiner Eleganz umsponnen fühlen.

Doch: das Frankreich des Esprit wie das Frankreich der Dekadenz gaben nur Teilansichten und verhielten sich zur Wirklichkeit etwa so wie eine halbfertige Kopie zum Original. Wohl waren für beide Sympathie und Bewunderung die

Ausgangspunkte, aber sie erschlossen nur, und dazu noch höchst einseitig, gewisse Bezirke der französischen Literatur, so daß, wollte man auf Grund der so gewonnenen Ansichten etwa das Wesen des französischen Geistes überhaupt bestimmen, was man endlich vor Augen hatte, weder Original noch gelungene Kopie, sondern nur eine gänzlich verzeichnete Karrikatur geworden war.

II.

Dies ist in kurzen Zügen das Bild Frankreichs, wie es sich gemeinhin uns Deutschen bis 1914 darbot. Mit Kriegsausbruch jedoch wurde aus der Karrikatur eine Fratze; von diesem 2. August an wirkte jenes zur rechten Zeit wieder vergeholte Wörtchen „welsch" auf jeden Patrioten wie das bekannte rote Tuch auf den Stier — solange der „Geist von 1914" lebendig blieb. Mit der Fortdauer des Krieges und Hand in Hand mit dem immer deutlicher werdenden Umschwung in der Volksstimmung, die nach einer gewaltsamen Lösung drängte und schließlich in der Revolution zur Entladung kam, verlor jenes Wörtchen mehr und mehr an Wirkung; und als dann Henri Barbusses „Le Feu" in deutscher Sprache erschien — und geradezu gierig gelesen wurde, wurde man in Deutschland mit geheimem Neid und unverhohlenem Erstaunen gewahr, daß wir selbst ja bis dahin aus der Kriegszeit nichts hatten, was sich auch nur entfernt an Kraft und Kunst, ja auch nur an Aufrichtigkeit, Ernst und innerer Reinheit damit messen konnte. Und wirklich: unversehens, in Deutschland war es infolge des Krieges unbeachtet geblieben, hatte sich das geistige Frankreich gründlich gewandelt. Wer an den trostlosen, traurigen Ausklang des neunzehnten Jahrhunderts dachte, in dem hüben wie drüben Naturalismus, Pessimismus, Szientismus und Dilettantismus das Schaffen fast aller Künstler übermächtig und schädlich beeinflußt hatte, mußte froh aufhorchen, da er nicht nur bei uns, sondern auch in Feindesland eine neue Zeit anbrechen fühlte, eine Zeit der Jüngeren, die im Glauben an das Gute und Edle im Menschen ruhige Sicherheit und wahres Glück und in ernster Arbeit langersehnte Lebensfreude zu finden hofft.

Daß das Weben dieses neuen Geistes in Frankreich nach dem scheinbaren Stillstand, der Erschöpfung seiner dichterischen wie künstlerischen Kräfte nicht unvermittelt einsetzte, vielmehr tiefer begründet sein muß, liegt eigentlich auf der Hand. Wir wissen heute, oder sollten es wenigstens wissen, daß e i n e — allerdings nicht die einzige — der Hauptursachen für die Umwandlung der französischen Geistigkeit aus einer Krise resultiert, die man kurz als die sog. Dreyfusaffäre zu bezeichnen pflegt; diese Krise zwang alle geistigen Menschen zu entscheidender Tat, denn nicht nur um Schuld oder Unschuld des Angeklagten handelte es sich da, sondern um den Konflikt zwischen Staatsinteresse und der reinen Idee der Wahrheit und des Rechts, um oberste Wertsetzungen des Geistes. Von Daniel Halévy (Nietzschebiograph und Übersetzer Nietzsches ins Französische) erfuhren wir schon

1910, wie gerade durch die Dreifusaffäre der fast gänzlich erstorbene Idealismus des Willens und der Tat in den geistig kultivierten Kreisen zu neuem Leben erweckt wurde.

Die innersten Lebensvorgänge des Volksgeistes empfangen jedoch ihr Gesetz nur von sich selbst und es wäre daher falsch, die Entstehungsursache der französischen Geisteserneuerung allein in der Dreyfuskrise suchen zu wollen. Es ist hier nicht der Ort und auch der Raum zu beschränkt, um zu zeigen, an welche Inhalte sich das neue Werterleben zunächst band. Nur ganz kurz sei darum die ganze Entwicklung skizziert. Von Melchior de Vogüé, der den Franzosen den russischen Evangelismus mit seinen Ideen der Güte und des Mitleids, der Sühne und der Demut offenbarte; von Brunetière und Faguet, die dem rohen Naturalismus der Schule Zolas den Kampf ansagten, und von Bourget, der erklärte, jeder Denker müsse für seine Ideen die Verantwortung tragen, führt die Linie der Entwicklung folgerichtig zu Barrès und den Symbolisten der neunziger Jahre Verlaine und Rimbaud, die ihrer Seelenqualen Befreiung in der Religion zu finden hofften; zu Boutroux und Bergson, den Philosophen, die dem Materialismus scharfe Fehde ansagten. Die Worte ‚sacrifice' und ‚servir' die dem inneren Leben des Menschen Rechnung tragen, kamen wieder zu Ehren; man begann wieder von Pflichten zu reden, während die Lehrer der großen Revolution meist nur von Rechten gesprochen.

Die Tatsache dieser geistigen Erneuerung wird Gegenstand der historischen Selbstbesinnung und findet ihren Niederschlag erst in den Jahren 1910—1914, und zwar in einer Reihe fast gleichzeitig erscheinender Aufsätze und Bücher. Zwei Generationen haben Teil an dieser Bewegung; von der zweiten, der jüngeren, soll hier nicht gesprochen werden, sondern nur von der älteren, denn sie ist die Generation der Bahnbrecher und Wegbereiter. Ihr gehören jene fünf Männer an, deren Namen wohl immer als die der entscheidenden Wegbereiter des neuen Frankreich werden genannt werden: André Gide, Romain Rolland, Paul Claudel, André Suarès und Charles Péguy. Über sie und ihre Werke soll später in diesen Heften noch die Rede sein. Es kann uns keineswegs gleichgültig sein, ob die Weltrevolution dieses Krieges den vielfältigen Samen verweht, der durch oder trotz seiner Schrecknisse bei uns wie bei den Feinden keimte, denn der kulturelle Wiederaufbau Europas ist eine Frage der inneren Gesinnung, die jedes Volk in sich selbst birgt und die sich die Völker gegenseitig entgegenzubringen gewillt sind.

Friedrich Markus Huebner: Der Expressionismus in Deutschland.

1. Allgemeines.

Es ist üblich geworden, die neue Kunst des Expressionismus durch seinen Vorgänger und sein Gegenteil, den Impressionismus, gedanklich zu bestimmen und geschichtlich abzuleiten. Das Verfahren ist ein Spiel mit zwei Schlagworten; es erlaubt Parallelen und Vergleiche zu ziehen und gescheite Einfälle aus dem Zusammenstoß der vorgeblichen Gegensätze aufsprühen zu lassen, aber die Erkenntnis, die endlich übrig bleibt, ist wie für den Impressionismus nicht nur lückenhaft, sondern von Grund aus schief und fehlgreifend, denn die beiden Größen, die man gegeneinander abspiegelt, lassen sich letzten Endes in eine eigentliche Vergleichsbeziehung nicht setzen: der Impressionismus ist eine Stillehre, der Expressionismus eine Norm des Erlebens, des Handelns, umfassend also der Weltanschauung.

Sonach darf man den Impressionismus als eine der mit den Generationen vorüberziehenden Kunstrichtungen betrachten, die nacheinander im 19. Jahrhundert (Klassizismus, Romantismus, Realismus, Impressionismus, Symbolismus) sich abgelöst haben; der Expressionismus ist mehr; er bedeutet eine Zeitwende; seine eigentliche wertgleiche Antithese ist der Naturalismus.

Der Naturalismus bildet das Lebensgefühl der Menschen des 19. Jahrhunderts; er bestimmte das Denken und Wollen auch dort, wo die Kunstbetätigung sich auf lebens- und naturfremden Wegen zu ergehen schien. Die Natur als Wirklichkeit, die Natur als Uebermacht, die Natur als regulierendes Gesetz, dies gilt um 1820 ebenso unverrückbar wie um 1850 oder um 1880, und nur darin mögen sich die drei Zeitstufen unterscheiden, wie und mit welcher Vollendung sie an die positive Welt, die den allgemeinen Namen „Natur" trug, sich anzupassen suchen. Diese Anpassung geschah allerwege passiv. Da die Natur, hinter deren ganze schreckliche Gewalt man vermöge der mannigfachen Entdeckungen auf dem Gebiete der Technik, der Chemie, der Heilkunde, der Physik sehen gelernt hatte, es schlechthin verbot, sich aufzulehnen, mußte der Mensch, um von ihr nicht überhaupt erdrückt zu werden, von ihr, der Natur selbst die Gesetze ablesen, die sein Dasein sichern konnten. So verlor er Schritt um Schritt das Gefühl der persönlichen Freiheit, welches die Aufklärung des 18. Jahrhunderts dem Menschen für immer erkämpft zu haben vermeinte. Die Darwinsche Entdeckung von der Entwicklung der Arten, die Marxistische Zergliederung des Produktionsvorganges, die von einem Dichter wie Henrik Ibsen auf die Bühne gestellte Erkenntnis des biologischen und sittlichen Vererbungsgesetzes, all diese, der Natur abgelesenen „Wahrheiten" legten sich als ebensoviele Schlingen um das Individualgefühl des Menschen, zogen sich enger

und erstickten es. Hypolite Taine wies in glänzender Schilderung nach, wie Charakter, Genie und Sonderart zustande kommt, nämlich nicht aus sich selber, sondern als vorausberechenbares Ergebnis der sinnfälligen Realmächte: Rasse, Umwelt, Zeitpunkt.

Daß der Mensch sich seiner Freiheit begeben und als Wollender abgedankt hatte, hierüber war er an und für sich nicht unglücklich. Ein unendlich umfangreiches seelisches Konfliktsgebiet war jetzt gewissermaßen ausgeschaltet und zur Ruhe gebracht, das Gebiet nämlich der unmittelbaren Entscheidung zwischen dem Menschen und dem Leben: hier regierte hart und unumstößlich die Natur, die Wirklichkeit, und man ließ sie regieren. Die Unterwerfung geschah willig. Wie die Natur es machte, so war es gut, und wenn nicht gut, so immerhin logisch. Es ward hierdurch das Dasein derart übersichtlich und aus den Einzelheiten derart leicht zusammensetzbar wie eine Maschine; die mechanistische Deutung des Daseins überhob den Menschen aufs bequemste von ehemaligen, metaphysischen Sorgen. Konflikte, die dennoch entstanden, verlegten sich von allein in das Sonderbereich des Verstandes: hier rang das Bewußtsein mit den Gegebenheiten der Religion, des sozialen Zusammenlebens, des Liebesvorganges, aber nicht eigentlich um sich aufzulehnen und um der erdrückenden Macht der Tatsachen einen eigenen, die Macht der Tatsachen überwindenden Glauben entgegenzusetzen, sondern um von Fall zu Fall mit der Natur Frieden zu machen und um die Einzelpunkte der Kapitulation in Formeln zu bringen. Die Nivellierung des Menschen, die Friedrich Nietzsche als den Schrecken der Schrecken empfand und die er, sie möglichst fern von sich fortrückend, erst für spätere Jahrhunderte warnend vorausgesagt hatte, war gerade um die Zeit, da er den Zarathustra schrieb, in einem Maße wie niemals früher zur Wirklichkeit geworden: Hatten doch sogar die Künstler aufgehört, als Schöpfer von Mythologien und lebensbestärkenden Illusionen zu wirken, und hatten diese doch statt dessen ihre Kraft des Nachlebens vollkommen in den Dienst der haargenauen Beobachtung und der getreuen Nachahmung der Natur gestellt.

Im Maße, wie der Mensch das Feld preisgegeben hatte und die Natur machen ließ, wie sie wollte, wuchs diese Natur zu immer stolzerer Selbstherrlichkeit. Was der Mensch schuf, das schuf er ja nur in Nachahmung der Natur und so hörten die Dinge auf, sein eigen und ihm gehorsam zu sein: sie rissen sich aus der Fessel und unterwarfen ihrerseits den Menschen. Das Gleichgewicht, welches im Jahrhundert der Aufklärung zwischen dem menschlichen Ich und der Außenwelt geherrscht hatte, ein klares, fruchtbares, aus gegenseitigem Nehmen und Geben bestehendes Gleichgewicht, hatte sich zu des Menschen Ungunsten vollständig verschoben. Der Mensch war zum bloßen Anhängsel der Natur geworden, und die Natur, gestachelt von ihrem trunkenen Freiheitsgefühle, stürmte hohnlachend davon und schleifte den geschundenen Menschen am Boden hinter sich her. Die Katastrophe trat in volle Sichtbarkeit mit dem Jahre 1914; vier kleine Jahre genügten,

um den Zusammenbruch endgültig zu machen und den Nachweis zu erbringen, daß das Europa des 19. Jahrhunderts für immer verurteilt war.

Die aufbauenden Kräfte waren 1914 noch nicht stark genug, um den Übergang in eine neue Zeit durch friedliche Mittel herbeiführen zu können; vielmehr waren sie noch derart schwach, daß es eine Weile schien, als sollten auch sie in den Untergang mit hineingerissen werden. Wer ein feineres Gehör hatte, der merkte freilich schon 1914 heraus, daß der Krieg diesen Kräften den Entfaltungsweg unendlich verkürzen würde, daß der Krieg, wie immer er ausfallen mochte, ihren Sieg erzwingen mußte.

Der Expressionismus ist das Lebensgefühl, welches nunmehr, wo die Erde zu einer schauerlichen Trümmerstätte wurde, dem Menschen sich darreicht, damit diese eine neue Aera, eine neue Kultur und eine neue Glückseligkeit aufbauen können. Stand hinter dem Naturalismus als regulierende Norm die Natur in ihrer ganzen Tatsächlichkeit, so steht hinter dem Expressionismus als regelnde Norm die Idee in ihrer ganzen Tatsächlichkeit.

Der Expressionismus verhält sich gegenüber der Natur feindselig. Er aberkennt ihre Übermacht; er zweifelt an ihrer „Wahrheit". Er stellt fest, daß auch die Wissenschaft nur ein Versuch der Ausdeutung ist, daß sie nicht unumstößliche Erkenntnisse, sondern äußerst einwandzugängliche Hypothesen liefert. Die Instrumente, die sich der Mensch erfindet, und mit denen er das Leben zu greifen, die Wahrheit zu sieben hofft, sind ebensoviele Werkzeuge, mit denen er sich hinter das Licht führt. Die Natur ist nicht ein Objektiv-Unveränderliches und nichts Größeres als der Mensch. Sie bietet sich dar für jede Art von Vorstellung; sie ist das Nichts und wird erst zu Form und Gestalt durch den Menschen, der sie mit Sinn beseelt. Sie ist der unendlich biegsame und knetbare Urstoff, in welchem alle Möglichkeiten schlummern.

Der Expressionismus glaubt an das Allmögliche. Er ist die Weltanschauung der Utopie. Er setzt den Menschen wieder in die Mitte der Schöpfung, damit er nach seinem Wunsch und Willen die Leere mit Linie, Farbe, Geräusch, mit Pflanze, Tier, Gott, mit dem Raume, mit der Zeit und mit dem eigenen Ich bevölkere. Der Mensch beginnt wieder, wo er vor Jahrmillionen begann. Er darf so frei und so unbefangen sein, wie das Kind, welches eben geboren wird und das sich sein Glück, zu leben, nicht trüben läßt durch Fragen nach den Bedingungen seiner Vererbung und seines irdischen Hierseins. Das Problem der individuellen Freiheit, dieses Kernproblem des Denkens und des Wollens, sucht er nicht zu durchgrübeln, nicht zu beantworten, nicht zu systematisieren, sondern er sucht es kurzweg aufzuheben durch ein schöpferisches Handeln.

Diese Lebensgesinnung ist, wie gesagt, nicht ein Ergebnis des Krieges, sondern sie war bereits 1914 mit aller Umrißdeutlichkeit vorhanden. Sie wuchs aus dem Pessimismus eines Schopenhauer, dessen transzendente Einsicht: „Die Welt ist unsere Vorstellung" sie übernahm, ohne sich freilich an die asiatisch-buddhistische

Schlußfolgerung: „Der Wille zum Leben ist bös und muß überwunden werden" zu halten; vielmehr vermählte sie sich an diesem Punkte mit dem tragischen Optimismus Nietzsches, der dem Leben, gerade weil es unablässig die Buntheit der Illusionen schafft, ein hymnisches Lied singt. War unter dem Einflusse Nietzsches diese Lebensgesinnung eine Weile in Gefahr, sich völlig diesseitig einzukleiden und die Sendung des schöpferischen, des starken Individuums brutal-imperialistisch auszulegen, so ward ihr durch Rußland, durch Erscheinungen wie Dostojewski und Tolstoi jene dritte Kraft zugetragen, die ihr noch fehlte: die mystische des intellektbefreiten Glaubens.

2. Die Entwicklung bis zum Kriege.

Wenn man sich gewöhnt hat, das Wort „Expressionismus" fast ausschließlich als einen Stilbegriff der Kunst und nicht als einen allgemeinen Lebensbegriff anzuwenden, so kommt das daher, daß in der Kunst das neue Wollen seine ersten sichtbaren Zeichen gab und daß es gegenüber diesen so neuartigen Werken vornehmlich der Malerei nötig wurde, ein Kennwort zu prägen. Seitdem die Malerei den Anfang machte, sind die Schriftsteller mit expressionistischen Gedichten, Romanen, Dramen, sind die Musiker mit expressionistischen Opern, die Denker mit expressionistischen Philosophien, die Politiker mit expressionistischen Staatsreformvorschlägen hervorgetreten. In allen diesen Werken handelt es sich nicht um Willkür und Modespielerei, sondern so gezwungen und gesetzhaft wie selten vereinigen sich hier die Anstrengungen aller Geister in einer einzigen Richtung und diese Richtung ist die einer neuen Sittlichkeit.

Stilversuche und nichts als solche liegen vor in den Erscheinungen des Kubismus und des Futurismus. In ihnen sucht die Malerei das analytisch arbeitende Verfahren des Impressionismus zu verdrängen durch ein synthetisches. Der Raum beim Kubismus, die Bewegung beim Futurismus wird nicht mehr nach der Erscheinung, sondern nach dem Wesen begriffen; an die Stelle des mit Farbenvaleurs arbeitenden Sensualismus tritt die Abstraktion. Das sittliche Element, das sich immerhin auch im Kubismus und im Futurismus vorfindet, verbirgt sich hinter einem rein formalen Problem. Es betrifft die Stellung des Beschauers zum Bilde, eine Stellung, die bei der impressionistischen Malerei sich im gegenüberliegenden Abstand zum Bilde befunden hatte; Bild und Beschauer formten eine Zweiheit; das eine hatte den anderen nötig; der entscheidende Eindruck kam zwischen den beiden zustande. Im Kubismus und im Futurismus wird der Beschauer optisch — noch nicht seelisch und sittlich — in die Tiefe des Bildes vom Maler mit hineingezogen; das Bild und der Aufnehmende formen eine Einheit; der Aufnehmende ist unmittelbar am Entstehungsprozesse des Werkes beteiligt. Damit kündigt sich, wie gesagt, erst formal die Linie an, in der sich die Entwicklung fortbewegt, jene Entwicklung, die allmählich den Menschen wieder in die Mitte setzt von allem: von Werk, von Welt, von Denken, von Handeln.

Die ersten deutschen Zeugnisse der neuen Kunst entstanden in Dresden, wo zu Beginn des 20. Jahrhunderts sich junge Maler in der Vereinigung „Die Brücke" zusammengefunden hatten. Kurz darauf flackerte das Feuer in München auf und schon hier wird das nahe Verhältnis des Expressionismus zu Rußland anschaulich. In München wirkten die Russen Kandinski, Bechtejeff und Frau Wereffkin, die Polen Jawlenski und Stückgold; zu ihrem unmittelbaren Freundschaftskreise gehörte Franz Mark. Kandinski fand in Kurt Piper den verständnisvollen Verleger für seine theoretischen Schriften: „Das Geistige in der Kunst" und den „Blauen Reiter". In diesen Schriften formulierte er hellseherisch die ganze grundsätzliche Umwälzung, erklärte er den Feldzug gegen die „wirkliche Natur". Was seiner Schreibart an verstandesmäßiger Umrißschärfe abging, das war ersetzt durch das Glühende und Reine der Überzeugung. Viel verspottet wirkten Kandinskis Anschauungen doch mit ungeahnter Schnelligkeit in die Breite. Die einzige ernsthafte Künstlergruppe in München, die „Sezession", ein Gebilde aus der Zeit des anstürmenden Impressionismus, teilte sich in zwei gegnerische Lager; es entstand die „Neue Sezession", die ihre gesonderten Ausstellungen veranstaltete und wo die expressionistische Malweise sich immer ausschließlicher zur Führerin machte.

Inzwischen war es auch in der Dichtkunst lebendig geworden. Auch hier sind die slavischen Einflüsse sofort spürbar. Hatte sich zwar zuerst eine Gruppe in Berlin, geführt von dem Lyriker Georg Heym und vertreten von den Wochenblättern „Der Sturm" und „Die Aktion" in den Dienst des neuen Ausdrucks gestellt, so empfing dieser, durch Berlin allzu verstandesmäßig begriffen, seine höhere Weihe erst durch das Auftreten gewisser Dichter aus Böhmen, die, wie Franz Werfel und Max Brod, aus der sprachlichen Schule des großen deutschen Prager Lyrikers Rainer Maria Rilke hervorgegangen, den poetischen Expressionismus unmittelbar auch mit sittlichen Gefühlselementen anfüllten. Werfel verkündete von Anfang an die für den Expressionismus kennzeichnende Haltung der christlich gefärbten Nächstenliebe zu allem, was lebt und webt, und die Freiheit des Menschen gegenüber den Objekten durch die Gnade des schöpferischen Aktes.

Im Roman hatte den Expressionismus technisch aufs vollkommenste Heinrich Mann vorweg genommen, der nach impressionistischen Anfängen mit dem Buche „Die Göttinnen" das Musterbeispiel einer nicht naturalistischen, sondern geistig geborenen epischen Form schuf; seine Ethik hält freilich noch im vorhergehenden Zeitalter; auch wo er Gesellschaftskritiker ist, wie in seinen letzten Büchern, zeigt er nicht jene Lösungen der Liebe und des Erbarmens, die z. B. aus dem Ethiker Dostojewski schon einen echten Expressionisten machen.

Das Drama hatte sich der naturalistischen Wissenschaftlichkeit des 19. Jahrhunderts am innigsten ergeben; Ibsen war der anerkannte Meister und den Gerhard Hauptmann, Arno Holz, Hermann Sudermann schien vieles geglückt, wenn sie mit möglichster Genauigkeit auf der Bühne einen psychologischen Fall

zergliedert, irgendein soziales Milieu naturgetreu dargestellt hatten. Von 1910 ab erschien auf dem Spielplane der deutschen Bühnen mehr und mehr Ibsens Gegenfüßler August Strindberg, für den nicht nur eine andere Gebärden- und Sprechkunst als bei Ibsen und Björnson, sondern auch eine veränderte, aus der Phantasie sich nährende malerische Szenendekoration nötig wurde. Zugleich mit Strindberg kam der Deutsche Frank Wedekind zu Worte, dessen Dramen „Lulu", „Erdgeist", „Büchse der Pandora", noch in der Zeitspanne des Naturalismus geschrieben, jetzt bei dem veränderten Publikumsgeschmacke außerordentliche Erfolge erzielten und zum Vorbilde für eine ganze Schar schreibender Dramatiker wurden. Just vor Kriegsanfang wurde in München die Aufrichtung der ersten, rein expressionistischen Bühne ins Auge gefaßt.

In der Philosophie bereitete für die neue Denkweise Georg Simmel den Boden vor, der zwar kein selbständiges System schuf, vielmehr zu jeder Art Sitten- und Erkenntnislehre der Vergangenheit sich gleichmäßig skeptisch verhielt, der aber mit seiner Herausarbeitung der Begriffe „Form", „Ich", „Leben" sich unendlich instinktreich erwies und der, sei es als Vortragender auf dem Katheder, sei es als Schreibender in seinen Büchern, die Materie des Denkens wieder aufs heftigste verlebendigte; er ließ die philosophische Materie sich gewissermaßen selber verkünden; er verschwand mit seiner Person hinter dem Prozesse der schaffenden Intuition; auch er setzte, zwar nicht ethisch, aber doch dynamisch den Menschen wieder in die Mitte seiner Gehirnfunktionen.

Realpolitisch suchte die neue Gesinnung sich in gewissen Protesten gegen den landesüblichen Schulunterricht durchzusetzen; freie Schulgemeinden und Landerziehungsheime gewannen, von den Kultusministerien mißgünstig genug betrachtet, mehr und mehr Zulauf. Wenn in den staatlichen Mittel- und Hochschulen der junge Mensch zum Untertan des Wissens gedrillt wurde, so predigten diese Neupädagogen gerade die Bedingtheit des Lehrstoffs und die Unbedingtheit der jungen Menschenseele. Statt des Lernens forderten sie das Erleben; der Mensch sollte nicht Kenntnisse, nicht Fähigkeiten, sondern sollte sich, seine verborgene und unsterbliche Seele entwickeln.

Im allgemeinen Gedankenleben der Nation ging diese Entwickelung gepaart mit einem Neuerwachen des Interesses für die religiösen Probleme und für das religiöse Erlebnis in seiner Ursprungsgestalt, für die Mystik. Die östlichen Mystiker Chinas und Indiens wurden namentlich durch die Fürsorge des Verlags Eugen Diederichs, Jena, um billiges Geld zugänglich gemacht; die europäischen Mystiker des Mittelalters: Ekkehard, Angelus Silesius, Suso erschienen in Auswahl- und Gesamtausgaben; die Naturmystik des finnischen Kulewala-Lieds, die namentlich von Martin Buber in Obhut genommene jüdische Mystik, die großartige Weltversunkenheit des noch lebenden Alfred Mombert, dies alles zog bildend und bereichernd in die geistige Beschäftigung des Volkes ein.

3. Die Jahre 1914—1918.

Die Jahre 1914—1918 bedeuteten für den Expressionismus ein verborgenes Sammeln der Kräfte. Zeitschriften wie die „Aktion" verneinten den Krieg und die Politik dieser Jahre vollständig; wo die neue Kunst sich der vom Kriege aufgeworfenen Menschheitsprobleme bemächtigen wollte, griff die Zensur ein und erzwang auf diese Weise Schweigen; nur dem und jenem Schriftsteller z. B. Leonard Frank gelang es, sein Manuskript ins neutrale Ausland, in diesem Falle nach der Schweiz zu bringen, wo die „Weißen Blätter" (Zürich) unter René Schickeles Leitung eine Gaststätte aller Verfolgten waren und wo der Verlag Rascher & Co. die Reihe seiner „Europäischen Bücher" herausbrachte.

Es gibt kein expressionistisches Werk, das während dieser vier Jahre an die Öffentlichkeit gebracht wäre und sich zum Kriege bekannt hätte: so gegensätzlich ist in ihrem tiefsten Wesen die national-individualistische Ideologie des 19. Jahrhunderts und die humanitär-sozialistische der neuen Zeit. Formal bestanden keine Unstimmigkeiten — die Werke, welche allenthalben nach 1918 herauskamen und Kriegsvorgänge sei es als Schilderung sei es als Reflexion behandelten, sie zeigen, daß gerade der Krieg ein außerordentlich ergiebiges Thema für den Expressionismus ist, denn welches Massenerlebnis führt so nahe an den Tod und an das Leben heran wie er? Der Expressionismus wächst und nährt sich aus der Chaotisierung der menschlichen Beziehungen; die ungeheure Auflockerung, welche der Krieg auch in den alltäglichsten Seelen erzeugte, schuf alle organischen Vorbedingungen für das Entstehen der neuen Kunst; diese Kunst aber stellte sich ja gerade schützend vor den Menschen, der im 19. Jahrhundert von der Natur erdrückt, aufgehört hatte, dem Dämon in sich zu lauschen: sie will die Erhaltung des Lebens und der Freiheit und des Rechts; sie ist notwendig international, dieses jedoch nicht im Sinne einer künstlerischen durch die Länder ziehenden Mode, derart, daß in einem bestimmten Augenblicke die Malerateliers von Paris, Rom, Berlin und Stockholm alle den gleichen Stilüberzeugungen huldigen und daß allenthalben der Markt für die gleichen Werke die höchsten Verkaufspreise erzielt; vielmehr packt der Expressionismus den europäischen Menschen tiefer und entscheidender; er führt die Geister unendlich brüderlich zusammen und macht aus Europa zum ersten Male eine einzige, fast religiös wie im Mittelalter geschlossene Gefühlszone.

Die Verbindungen des deutschen Expressionismus mit dem Auslande begannen eben vor dem Kriegsausbruche sich fest und handgreiflich auszubauen. Hierbei half freilich keines jener bestallten Institute, die aus der Pflege internationaler Geistesbeziehungen bisher ihre Aufgabe gemacht hatten, keine Universität, kein Museumsvorstand, keine Theaterdirektion, sondern diese nahen und freundschaftlichen Beziehungen verzweigten sich fast so geheim wie in vergangenen Zeiten die Anhängerausbreitung einer Glaubenssekte. Die Fäden

zu Rußland wurden bereits erwähnt; zu Italien liefen sie durch die Hände von deutschen Schriftstellern, die wie Jacques Hegner und Theodor Däubler zu Florenz ansässig waren; mit Frankreich war man durch René Schickele den Elsässer verbunden und durch die große Anzahl deutscher Maler, die nach Paris gingen, um dort mit Matisse, Picasso, Leger, Dérain Freundschaften zu schließen. So traf man denn in den deutschen expressionistischen Zeitschriften ebenso viele Ausländer wie Deutsche, in den deutschen Kunsthandlungen sogar beinahe mehr Fremde (van Gogh, Gauguin, Cézanne, Boccioni, Schelfhout) denn Einheimische.

Während des Krieges sind diese Fäden fast überall zerrissen. Notdürftig unterhielten ein paar Deutsche in der Schweiz, in Belgien, in Holland die Berührung mit den Schaffenden des Auslandes, da aber diese, aus den gleichen Gründen wie die Deutschen, ihrer Arbeit entweder durch den Krieg entzogen waren oder dieselbe infolge der Zensuraufsicht dem Publikum nicht zeigen konnten, so war die beibehaltene Verbindung wie ein leerer, ausgetrockneter Wasserlauf; kein Element strömte mehr befruchtend herüber und hinüber.

Der Abschluß des Krieges brachte in Deutschland einen fast tumultuarischen Ausbruch der zulange zwanghaft zurückgehaltenen Kräfte. Es tauchten nicht eigentlich neue Persönlichkeiten auf, denn alle, die seit 1910 in der gleichen Richtung arbeiteten, kannten einander und wußten von ihrem Tun. Aber dem Publikum schien es plötzlich wie Schuppen von den Augen zu fallen; auch das Publikum prägte seinem Gedächtnisse nun die seit langem bedeutsamen Namen ein; das Publikum schien von einem plötzlichen Heißhunger befallen nach gerade dieser neuen Kunst. Praktisch drückte sich das aus in den hohen Preisen, die für Gemälde von Kokoschka, Kirchner, Heckel trotz der militärischen Niederlage bezahlt wurden, in den mehrfachen Buchauflagen, welche sogar Lyriker wie Johannes R. Becher und Theodor Däubler erzielten, ganz zu schweigen der Bücher von Romanschriftstellern wie Heinrich Mann und Kasimir Edschmid, in dem Zulauf, der an den Theatern von München, Frankfurt, Berlin herrschte, wenn Stücke von Walter Hasenklever, von Carl Sternheim, von Georg Kaiser, von Paul Kornfeld gespielt wurden, und schließlich in den Straßenplakaten, mit denen die staatlichen Machthaber sei es für die Wahlen zur Nationalversammlung sei es gegen den russischen Bolschewismus in den deutschen Städten zur Revolutionszeit arbeiteten: bis zu dieser Plakatkunst herab triumphierte das neue Formgefühl. Jetzt begriff das Publikum plötzlich ganz unmittelbar philosophische Schriften wie Vaihingers „Philosophie des Als-Ob", wie Ernst Blochs „Geist der Utopie", wie Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes", und die Ereignisse, die auf den einzelnen Menschen einstürzten und ihm zuschrien: Entscheide dich!, ließen viele zu den Schriften der philosophischen Mystiker wie zu der zeitgemäßesten Literatur greifen. Das Gefühl wurde deutlicher, daß nicht nur eine Kultur, nicht nur eine Weltanschauung in Gefahr waren — denn inmitten der Schrecken des vierjährigen Weltkrieges waren alle diese Werte in ihrer trostlosen Abhängigkeit

und Bedingtheit erkannt werden — sondern in Gefahr war vor allem, so fühlte man, das Ich selber, nämlich das enge, zaghafte, an die Natur angeklammerte Intellektualich des Menschen von gestern.

Was verlangte die Zeit? Sie verlangte den Tod des gewesenen, abgenützten, an sein Ende gelangten Menschenichs; hierüber entsetzten sich die Menschen. Sie sollten hergeben, was ihr Alles war, was ihnen als die einzige feste Gewißheit gegolten hatte. Ein Taumel der Verzweiflung setzte ein. Schreckliche Egoismen türmten sich auf, Wehrlose zerdrückend, über dem Abgrunde in grotesken Nerventänzen wackelnd. In dieser Zeit leuchtete die expressionistische Kunst vor fiebernden Augen als die einzige Bürgschaft dafür, daß der Tod nur das Pfand war, welches das Leben verlangte, um von ganz vorne anfangen zu können, nämlich eben beim Ich des Menschen, bei einer neuen Unschuld, einer neuen Bewußtlosigkeit.

Erneut wurde der Zusammenhang fühlbar, der um den ganzen europäischen Erdteil lag und den der Krieg unbemerkt so fest geschmiedet hatte, daß es für die Bewohner Europas künftighin kein getrenntes, nur ein gemeinsames menschliches Schicksal gibt. Die Figur der neuen Welt, die aus der Asche auftauchen muß, ist nicht eine russische, nicht eine deutsche, nicht eine lateinische, sondern der gesamte Erdteil fängt jetzt an, aus Blutnebeln das Ich desjenigen Menschen zu gebären, der in den nächsten Jahrtausenden wachsen, sich entfalten, Kultur erzeugen, genießen, leiden und wieder untergehen soll. Es bereitet sich nicht jenes technische Zeitalter vor, welches das von seinen Erfindungen berauschte 19. Jahrhundert prophezeit hatte und welches doch nur der Abschluß einer absteigenden Lebenskurve war, sondern das geistige Zeitalter, wo der Mensch aus der Erde und aus seinen Werken einen Garten der Frömmigkeit machen wird.

4. Urkunden des Expressionismus.

Damit die Intellektuellen in den verschiedenen Ländern denjenigen Zusammenhang wieder aufnehmen und pflegen können, der gerade vor dem Kriege sich zu verdichten begann, ist es notwendig, daß sie gegenseitig von den praktischen Verständigungsmitteln wissen, welche der Gedanke braucht, um zu den Menschen zu gelangen und auf sie Einfluß auszuüben. Und auch das nur aufnehmende Publikum hat das größte Interesse daran zu erfahren, wo es die Bücher, Zeitschriften, graphischen Drucke der neuen Kunst suchen muß, um sie erwerben zu können.

Das wichtigste Material zum Werden des neuen Weltgefühls bieten noch immer die etwa 1910 gegründeten zwei Berliner Zeitschriften „Der Sturm" (Herausgegeben von Herwarth Walden) und „Die Aktion" (Herausgegeben von Franz Pfemfert). In diesen zwei Zeitschriften ist ein jeder einmal Mitarbeiter gewesen, der heute in der neuen Kunst sich schaffend hervortut. Der „Sturm" neigt hauptsächlich dem Kubismus und Futurismus zu; er führte in Original-Holz- und Linoleumdrucken dem deutschen Publikum Werke der italienischen und französischen

fortschrittlichen Maler vors Auge. In den ständigen Ausstellungs- und Verkaufsräumen des „Sturm" (Berlin, Potsdamerstraße) findet man die meist kennzeichnenden Originalwerke von Boccioni, Severini, Archipenko, Chagall und der Deutschen Klee, Groos, Feininger. Die „Aktion" betrachtet ihre Sendung als eine weit politischere; vor dem Kriege radikal sozialistisch orientiert, entwickelte sie sich während der Revolution vollkommen zum kommunistischen Ideal und gab in dankenswerter Weise die Manifeste der russischen Sowjets, die Kampfschriften der Lenin, Trotzki, Lunatscharski heraus.

Das Gefühl, daß es sich beim Expressionismus um mehr als um eine bloße Stilveränderung der Malerei handle, kam programmatisch zum ersten Male in der Zeitschrift „Die neue Kunst" (Herausgeber Fr. Bachmair) zum Ausdrucke; doch vermochte sich dieses Organ, an dem Johannes R. Becher der Hauptmitarbeiter war, nicht zu halten; es stellte nach Jahresfrist sein Erscheinen ein. Die „Weißen Blätter", von Franz Blei begründet, haben erst unter René Schickele aus neukatholisierendem Geliebängel sich zu einer radikalen Haltung durchgeschlagen; das Organ bevorzugt politische Aufsätze über Zeitfragen. Der rein sachlichen Vermittlung der neuen Kunst dient das mit viel Umsicht von Paul Westheim geleitete „Kunstblatt" (Verlag Kiepenhauer, Potsdam); es ist ebensowenig ein Kampforgan wie ein schwerfällig wissenschaftliches Archiv; es ist durchweht von einer feinen, duldsamen Genießerempfindlichkeit und hat dem Verständnisse für die neue Malerei vorzüglich durch gute Reproduktionsblätter nachgeholfen. Es wurde vor dem Kriege gegründet. Ein ähnliches Unternehmen sind die „Neuen Blätter für Kunst und Graphik", welche Hugo Zehder in Dresden während des Krieges herauszugeben begonnen hat, derselbe, welcher auch die geistig ungestüme Monatsschrift „Die neue Schaubühne" ins Leben rief. In den Dienst vorwiegend Münchener Expressionisten stellen sich die „Münchener Blätter für Kunst und Graphik." Wichtig für Fremde ist schließlich das „Literarische Echo", eine seit zweiundzwanzig Jahren bestehende Halbmonatsschrift, die auf keine einzige Richtung besonders festgelegt, archivalisch alles bucht, was an Einzelaufsätzen, Büchern und Zeitschriften auf jedwedem Wissensgebiete erscheint; in den Jahresregistern findet der Suchende unter dem Schlagworte „Expressionismus" nahezu alle Fingerzeige, deren er bedarf.

Nach dem Waffenstillstande und in der Revolutionszeit nahm mit dem geistigen Durchbruche des Expressionismus auch das deutsche Bücherverlagswesen einen allgemeinen Ruck nach links: fast in jeder größeren deutschen Stadt fand sich beides, Begeisterung und Geld, um die Herausgabe neuer Zeitschriften und Bücher zu wagen. So kam in Breslau die von Rilla geleitete „Erde" heraus, in Hannover „Das hohe Ufer", in Darmstadt „Das Tribunal", in Zürich „Der Zeltweg", in München, als Organ des Reichsbunds geistiger Arbeiter, „Der Wagenlenker". Neben die bewährten Verlage von Kurt Wolff, „Die Insel",

Erich Reiß, Cassirer, Rowohlt stellten sich neue und schüttelten die expressionistischen Bekenntnisse in ganzen Serien auf den Markt.

Kritisch wurde der Erscheinung des Expressionismus nachgegangen in den wertvollen Jahrbüchern. „Das Ziel", dessen Herausgeber Kurt Hiller, in den Einzelheften der „Tribüne der Kunst und Zeit", deren Herausgabe Kasimir Edschmid, und in dem Jahrbuche „Die Erhebung" (S. Fischer-Verlag), deren Herausgabe Alfred Wolfenstein in Händen hat. Es darf behauptet werden, daß der heutige Stand der Bewegung in diesen drei dokumentarischen Veröffentlichungen erschöpfend verzeichnet steht.

Es war bereits erwähnt, daß auch die Theater den Anschluß an die neue Bewegung suchten; gab es anfänglich noch keine Originaldramen der neuen Richtung, so kam der Geist des Expressionismus doch an gewissen antiken Stücken zur Veranschaulichung, die von jungen Dichtern (die „Troerinnen" z. B. von Werfel, „Antigone" z. B. von Hasenklever) neu verdeutscht worden waren. Am ersten und entschlossensten betraten den neuen Weg die „Münchener Kammerspiele", im Frankfurter Stadttheater fand der neue Geist ebenfalls frühzeitig eine verständnisvolle Pflege; in Berlin experimentierten eine ganze Menge Theater mit mehr oder minder Glück. Um das Zuschauerpublikum über die so plötzlich hereinbrechende Wandlung zu unterrichten, ward es mehr und mehr zur Gewohnheit, daß die führenden Theater eigene Zeitschriften herausgaben; die inhaltreichste dieser Zeitschriften veröffentlichen die Max Reinhardt-Bühnen in Berlin unter dem Titel „Das junge Deutschland", worin sowohl dichterische wie schauspielerische, philosophische wie politische Gegenstände behandelt werden.

Die Tagespresse steht dem Expressionismus verhältnismäßig mit gutem Willen gegenüber; gegen ihn anzukämpfen und Versuche, ihn lächerlich zu machen, sind nur noch in der Provinz an der Mode. Die Tagespresse vervollständigt damit das Bild, welches man sich vom Stande der expressionistischen Bewegung im heutigen Deutschland machen muß. Sie ist allenthalben der Name für das Keimende und das Neue; sie bildet die Wasserscheide zwischen der Vergangenheit und der Zukunft; sie schiebt sich durch das öffentliche Geistesleben als jene mittlere Ebene von Wollen und Empfindung, die der Ausdehnung nach vielleicht in keinem anderen Lande sich derart breit und überzeugend hinstreckt.

Dr. Otto Philipp Neumann: Freimaurerei als Utopie?

In seinen philosophischen Strömungen der Gegenwart spricht Professor Dr. Ludwig Stein von den Freimaurern am äußersten linken Flügel unseres Kultursystems und Semi Meyer spricht im Novemberheft 1919 von „Nord und Süd" von der Utopie und Entwicklung. Der Entwicklung steht das „stabile Gleichgewicht menschlicher Beziehungsformen und Verhaltungsweisen" nach L. Stein gegenüber. Utopie und Entwicklung sollen Gegensätze sein nach Semi Meyer. Zu allerletzt, sagt er, ist Vorsehung Entwicklungswerk oder wirkt Eintracht. Die Utopisten, so heißt es weiter, verwerfen alle Lebensgesetze, es müsse gelingen, das Daseinsziel zu bestimmen, wenn die Menschen Vernunft annehmen und, statt sich zu bekämpfen, brüderlich die Hand reichen wollten. Der Utopist erklärt den Menschen „für ausreichend befähigt, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen". Die Freimaurerei hat es wiederholt ausgesprochen, daß sie „wahres und freies Menschentum" will. Die „Keimkraft der Gegensätze" ist aber der Freimaurerei wohl bekannt, und was L. Stein über den „unaufhebbaren Kampf zwischen Persönlichkeit und Gattung" sagt, das ist auch das ewige Thema der Freimaurerei, das geht durch die ganze Literatur hindurch von K. Chr. Fr. Krause, dem ersten Freimaurerphilosophen, bis auf Henke und Horneffer. Die Freimaurerfrage ist mit dem Weltkriege wieder akut geworden. Wenn ich das Thema stelle: Freimaurerei als Utopie, so möchte ich in dem Wirrwarr der Ansichten über Freimaurerei, wie sie eine reiche Literatur grade in der Gegenwart zeigt, das betonen, was sich als wahr erwiesen hat, um diese Wahrheit von jeder Utopie zu scheiden. Aber so frage ich: was ist frei von Utopie? Von jeder Utopie? Etwas Utopistisches ist überall dabei, wie etwas Mystisches. Schon daß die echte Freimaurerei nach den alten Pflichten, wie sie heute noch gelten, die Religion für verbindlich hält, in der alle Menschen übereinstimmen, also im adogmatischen Gottesbegriff als solchem als Denknotwendigkeit, beweist, daß sie die Metaphysik nicht abweist, und in jeder Metaphysik liegt etwas Utopistisches. Die religiösen Gründer haben es stets gewußt, daß es nur e i n e Religion gibt. Die Konfessionen, hat L. Stein gesagt, sind die Dialekte der Weltsprache Religion. Das ist freimaurerisch. Es frägt sich nur, ist das Utopie oder Entwicklung, Glücksverheißung oder Lebensverheißung? Wenn der Freimaurer als Utopist an die Allmacht der Vernunft glaubt, so liegt in diesem Glauben doch auch der einer Entwicklung. Das Heil liegt doch vor uns, nach L. Stein! Freimaurerei als religiöse Gesinnungsgemeinschaft sympathisierender Geister geht vom Dogma zum Symbol, von der Religion zur Ethik. Sie betrachtet die Ethisierung als letzten Grad. Sie will das Dogma auflösen, sie bedarf der Krücken und Stützen nicht mehr, sie ist eine

Geheimreligion der Gebildeten, eine unsichtbare Kirche. Ja, man kann das sogar rein theologisch fassen: von der jüdischen Religion durch das Christentum zu einer Religion des Geistes. Das ist Entwicklung mit dem unentbehrlichen utopistischen Einschlag. Nach den alten Pflichten läßt die Freimaurerei jedem sein Bekenntnis. Das ist in den alten Landmarken positiv ausgesprochen. Die „Denominationen" und „Persuasions" sind besonders garantiert. Die Parität der Bekenntnisse ist gewährleistet und die Toleranz als Schibboleth der Freimaurerei ist keine Utopie. Toleranz heißt nicht bloß schlechthin Duldung, Toleranz heißt Achtung. Die Utopie liegt sicher darin, daß die von der Freimaurerei gewollte Entwicklungsmöglichkeit der absoluten Gewissensfreiheit einen Widerspruch bildet mit der Stabilität der Bekenntnisse, die nicht angetastet werden sollen. Aber alles Geisteswerk ist Entwicklungswerk und die Entwicklung, die keine Utopie ist, besteht darin, die Konflikte der Bekenntnisse zu vermeiden, zu verringern. So setzt sie den offenbar zentrifugalen Kräften eine zentripetale Kraft entgegen. Sie liefert den Beweis vom Gesetz des Gegensatzes und Ausgleichs. Natürlich liegt auch darin zweifellos etwas Utopistisches. Der Freimaurer lebt in einer idealen Welt, einer anderen Welt, und D. Bischoffs Buch Masonia, ein Blick in eine andere Welt, ist gradezu typisch für diese Anschauung.

Eine weitere Utopie in der Freimaurerei hat man im Begriff des Menschheitsbundes gesehen. Nation und Weltbürgertum sind von jeher Gegensätze gewesen. Der Freimaurer Fichte hat versucht, die Brücke zu schlagen. Weltbürgersinn, sagt er, ist der Gedanke, Patriotismus ist die Tat. Die alten Pflichten von 1723, auf denen die moderne spekulativ-philosophische Freimaurerei ruht, haben durchaus die Berechtigung der Nation hochgehalten. Sie haben nicht aus Vorsicht oder Angst, wie die klerikalen Gegner behaupten, sondern bewußt gesagt, daß der Freimaurer den Gesetzen der Regierung gehorsam sein müsse. Aber neben diese Nationalität haben die alten Pflichten den Weltbürgergedanken gestellt und die Freimaurerei ist daher als solche auch für den Pazifismus und den Völkerfrieden eingetreten. Manche halten den Völkerbund für eine Utopie wie den Gedanken des ewigen Friedens, und die Freimaurerei ist, wie ihre Verlautbarungen dartun, für diese Ideen eingetreten. K. Chr. Fr. Krause sah in der Freimaurerei das Abbild seines Menschheitsbundes. Es kommt ganz darauf an, ob man das Utopie oder Entwicklung nennt. Ich darf hier auf einen fundamentalen Irrtum aufmerksam machen. Diese abstrakte Menschheitsidee, die man Weltfreimaurerei genannt hat, wird immer verwechselt mit der internationalen Freimaurerei als politischer Machtfaktor.

Überall liest man, daß die Freimaurerei als solche eine politische Institution sei, an deren Spitze England stehe. Das ist in Ludendorffs Kriegserinnerungen auch zu lesen, und man ist noch weiter gegangen und hat gesagt, daß von England aus die Freimaurerei als „machtvollster aller Geheimbünde" mit dem internationalen Judentum, der Alliance israélite und dem Bolschewismus verquickt sei. Das

wird heute wieder erneut behauptet und geht durch die ganze antimasonische Literatur. Es ist aber nichts davon bewiesen und auch die Behauptung H. Grubers S. J. vom freimaurerischen Untergrund des Weltkrieges ist nicht bewiesen. Hier liegt die Utopie auf seiten der Gegner und die tatsächliche Entwicklung hat gezeigt, daß selbst das Bestehen eines „latinischen masonischen Bundes" sehr zweifelhaft ist. Die sogenannte internationale Weltgeschäftsstelle der Freimaurerei in Neuenburg macht sehr schlechte Geschäfte und grade der Weltkrieg hat gezeigt, daß der Maurerturm von Babylon durch den Krieg gänzlich einstürzte, der schon vorher auf schwachen Füßen stand. Die Utopie einer internationalen Freimaurerei politischer Art ist offenbar. Die Führung Englands ist bis jetzt nicht nachweisbar und die gewünschte Entente masonique geht auf Aspirationen zurück, die im Grand Orient de France ihren Ursprung haben und seinen Einfluß auf die politisch völlig verseuchte Freimaurerei von Italien, Belgien, Serbien erstreckt. Der Sitz des geheimen Zentrums ist noch nicht entdeckt und es wird dem Spürsinn der Gegner auch nicht gelingen, es nachzuweisen, weil es nicht existiert, was einsichtsvolle Gegner, wie Brauweiler, jetzt zugeben. Es ist auch bereits nachgewiesen, daß die deutsche Freimaurerei sich offiziell durch ihre berufenen Organe nie an den internationalen Maurerkongressen beteiligt hat, daß sie gänzlich unpolitisch ist. Es darf hier darauf hingewiesen sein, daß die alten Pflichten jede Beschäftigung mit Politik verboten und daß die politisch infizierte romanische Freimaurerei nicht mehr innerhalb des freimaurerischen Rahmens sich befindet. Wenn die deutsche Freimaurerei erst während des Krieges sich der politischen Verseuchung der romanischen Freimaurerei bewußt wurde, so ist diese Kurzsichtigkeit zu beklagen. Von einer „geheimen Weltmacht" kann man aber wie gesagt nicht sprechen. Die Begriffe Weltmaurerei, Weltrevolution und Weltrepublik freimaurerischer Provenienz besagen nichts. Sie sind Schlagworte. Auch die Auffassung des Weltkrieges als Kulturkrieg des atheistisch-republikanischen Ideals gegen den Teutonismus und Imperialismus Deutschlands ist nicht zutreffend, weil die konfessionelle Frage mitspielt. Wenn der Weltkrieg entstand, um den Militarismus und Protestantismus der Hohenzollern zu vernichten, wo blieb dann das katholische Österreich und die islamitische Türkei? Das sind alles utopistische Hirngespinste, um das verhaßte Freimaurerinstitut umzubringen.

Daß das Judentum in der Freimaurerei eine Rolle spielt, ist durch nichts bewiesen. Die Namen beweisen nichts, ganz davon abgesehen, daß die führenden Männer des Weltkrieges weder Freimaurer, noch Juden, noch Bolschewisten gewesen sind. Wie verworren in der Tat die Verhältnisse sind, geht daraus hervor, daß zwei ganz heterogene Behauptungen laut werden. Einmal die, daß die Freimaurerei, wäre sie eine Weltmacht, den Weltkrieg hätte verhindern müssen. Daß sie es nicht gekonnt, macht man ihr zum Vorwurf. Zweitens wird ganz im Gegensatz hierzu gesagt, daß sie zum Krieg gehetzt hat. Letzteres ist dokumentarisch für Frankreich durch W. Ohr, für Italien durch E. Müffelmann nachgewiesen.

Für England fehlen bis jetzt dokumentarische Beweise. Wenn es in einer Verlautbarung heißt, daß „als ausgedehnte Geheimgesellschaften mit straffer Organisation und ausschlaggebendem Einfluß als politischer Machtfaktor das Freimaurertum in den Ententeländern bekannt sei", so muß diese Behauptung dahin eingeschränkt werden, daß die Internationalität nur ganz wenige Staaten umfaßt. Wir kennen in der Tat sehr wenig davon, vieles sind nur Vermutungen, und wenn gesagt wird, daß wir das nur nicht wissen, wie Dr. Wichtl behauptet, so hätten die klerikalen Gegner aller Freimaurerei ein Interesse daran, obige Behauptung zu beweisen. Das ist bis jetzt nicht gelungen. Die politische Internationalität ist also in der Tat eine Utopie. Von ihr sind doch sicher die Staaten frei, die gänzlich apolitisch sind, z. B. Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland in freimaurerischer Beziehung. Welcher Widerspruch liegt darin, daß eine internationale Gesellschaft, wie die der Freimaurer, die sich nach ihren wiederholten Versicherungen die Veredelung der Menschheit zum Ziel setzte, die „Erweckerin des Weltkrieges" sein soll, um das „theokratisch-monarchische Prinzip" durch das atheistisch-republikanische Prinzip zu vernichten? Mit diesen Kämpfen und Konflikten kann man doch keinen Weltfrieden sichern! Wenn die Ziele einer Weltmaurerei wirklich dahin gingen, die „Autonomie des menschlichen Individuums, die Demokratisierung der menschlichen Gemeinschaft, die Selbstherrlichkeit der Völker auf Grund des Nationalitätenprinzips, den Weltfrieden und die Weltrepublik durch Beseitigung der Monarchien zu erreichen, so war es doch wunderbar, daß die europäischen Zentralmächte davon ausgeschlossen waren, wie Deutschland, Ungarn, Österreich, Bulgarien und die Türkei. Wenn das „Weltrepublikideal Frankreichs und Italiens" verwirklicht werden soll, wie es auf der Pariser internationalen Freimaurerkonferenz 1917 hieß, wenn „der Sieg der Ententemächte der Sieg des Pazifismus" sein sollte, dann war es doch wunderbar, daß man die europäischen Zentralmächte mit Deutschland an der Spitze von diesen Segnungen ausschloß. Frankreich, England und Italien, so hieß es, seien die Bannerträger der europäischen Völker auf der Bahn der Freiheit und berufen, das aequum foederis im Sinne der Vereinigten Staaten von Europa herbeizuführen. Die deutsche Freimaurerei muß das für eine Utopie halten, weil sie davon überzeugt ist, daß eine auf politischem Wege bedingte Weltfreimaurerei nicht zum Ziele führt und daß die Gegensätze der Nationen nicht durch Kriege ausgeglichen werden, die immer nur der Anlaß zu neuen Kriegen sind.

Die Versuche Frankreichs und Englands, kurz vor dem Kriege die deutsche Freimaurerei zu versöhnen oder auf ihre Seite zu bringen, scheiterten mit Recht daran, daß die deutsche Freimaurerei sich nicht zu politischen Zwecken mißbrauchen ließ. Andrerseits haben die Versuche deutscher Freimaurer, Italien am Abfall zu verhindern, Erfolge nicht gehabt. So siegte die Logenpolitik über die Freimaurerei und die pazifistische Lockung war nichts anderes, als ein Beispiel der Doppelzüngigkeit und Hinterhältigkeit der Ententemaurerei, womit die Mittel-

mächte in Sicherheit gewiegt und ihre Aufmerksamkeit von der Tätigkeit der politisierenden Logen abgelenkt wurde. Utopistisch ist es, wenn die Ententemaurerei die freimaurerischen Sozialisten für die wahren Gesandten und Botschafter der Nationen erklärt, wenn die Freimaurerei als die allbeherrschende Macht genannt wird, die sich alle „Bürgschaften sichern müsse, daß Niemand mehr sich rühren könne", daß „der Orden eine Macht erringe, dem Niemand mehr zu widerstehen wagt". Diese utopistischen Tiraden ließen sich leicht vermehren. Die deutsche Freimaurerei hat sich wesentlich auf ihre inneren Werte besonnen. Die Engländer selber haben ihr 1913 das Zeugnis ausgestellt, daß sie die Philosophie der Freimaurerei am tiefsten begriffen habe.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Weltmaurerei, die an sich eine Utopie ist, durch den Weltkrieg eine Neugestaltung erfahren hat. Die politische Weltmaurerei ist zusammengebrochen. Wir haben allen Anlaß, das deutsche Problem einer Weltmaurerei, wie Schwabe sagt, in den Vordergrund zu rücken. Die Humanität ist von Utopie nicht frei, liegt aber in der Entwickelung des freimaurerischen Gedankens, der nicht tot zu machen ist und der den deutschen Idealismus vertritt, den König unter den Weltanschauungen, wie L. Stein von ihm sagt. Man kann den Idealismus ebensowenig wie den Humanismus als utopistisch ablehnen. Wir brauchen die Ideale, die Mitarbeit der Freimaurerei ist nationale Pflicht. Ich betone Mitarbeit. Ich stehe nicht auf dem utopistischen Standpunkt, daß die deutsche Freimaurerei hier ein Monopol habe, wenn sie sich auch vorherrschend mit Volkserziehung beschäftigt hat. Zwei Wege gibt es hierfür. Der eine beschränkt sich auf die Logen, der andere geht aus den Logen heraus an die Öffentlichkeit. Beide Wege sind gangbar. Der Verein deutscher Freimaurer hat namhafte Schriften über Volkserziehung herausgegeben. Das ist keine Utopie und wesentlich verschieden von der Utopie, welcher die sogenannte Weltmaurerei unter Einfluß des Grand Orient zustrebte zu einer internationalen Weltrepublik. Die führenden Geister der deutschen Freimaurerei haben stets nur von einer geistigen Gemeinschaft gesprochen.

Die Menschheit als Einheitsstaat ist eine Utopie. Und doch war die deutsche Freimaurerei stets auf die ganze Menschheit eingestellt. Das haben Lessing, Herder, Wieland bezeugt und das ist auch bis heute maßgebend gewesen, nur daß die deutsche Freimaurerei verabsäumte, ihre Auffassung kräftig zur Geltung zu bringen. Die politische Freimaurerei des Auslandes überwog. Die Zurückhaltung der deutschen Freimaurerei war ein Fehler und so wurde aus der Weltmaurerei das, was diesen Namen garnicht verdient, die gewollte internationale Weltpolitik, was eine Utopie ist. Ein Bund für die Menschheit ist nur denkbar auf der Grundlage gegenseitiger Achtung, Duldung, Einigung und Verständigung. Jede politische Nebenabsicht muß wegfallen. Mag auch dieses Ziel utopistisch erscheinen. Aber auch Nichtfreimaurer haben solche Ideen ausgesprochen, ich erinnere an die

Humanisten, an Herbert Spencer, an Comte, an Alexander v. Humboldt mit seinem bekannten Ausspruch von der Idee der Menschlichkeit, an Natorp, an R. Eucken, L. Stein und A. m. Von jeher ist dem nationalen Gedanken der übernationale beigeordnet worden und es gibt ja auch außerhalb der Freimaurerei internationale Einrichtungen, die sich nicht an die Grenzen eines Staates binden.

Jede große Bewegung besitzt grade ihre Stärke in einer allgemeinen über die Völker sich erstreckenden Gemeinschaft. Hinter der Weltbühne, so hat man gesagt, agieren zwei Personen, der Jesuit und der Freimaurer. Nach dem Weltkriege ist auch der Jude dazu gekommen und man streitet sich, welche Internationale die führende sei. Grade die deutsche Freimaurerei gibt die Gewähr, daß sie kein kostbares deutsches Gut aufgiebt, wenn sie dem Menschheitsgedanken dient. Wenn sie der echten Freimaurerei Prägung verleiht, wie es in den alten Pflichten gemeint ist, so kann sie dahin wirken, daß sie das Problem der Weltmaurerei in das Stadium leitet, welches ihrer Bestimmung entspricht. Sie hat sie nie in den umstrickenden politischen Träumen einer Weltrepublik gesucht oder in einem Weltverbrüderungsphilistertum.

Wenn es wahr ist, daß das Weltbürgertum auf dem Bewußtsein eines geistig sittlichen Gesamtlebens der Menschheit beruht, und wenn dieses Gesamtleben auf der Humanität beruht, jenem erhabenen Gedanken, nach dem alles, was Menschenantlitz trägt, sich zu allem Wahren, Guten und Schönen zusammenschließt, so wird man die echte Freimaurerei nicht als eine Utopie abtun dürfen. In der deutschen Freimaurerei geht der Weg zum Weltbürger nur über den Staatsbürger. Es ist keine Utopie, wenn die deutsche Freimaurerei sich Mühe gibt, der Weltmaurerei den Stempel deutschen Freimaurertums aufzudrücken. Sie darf auf ihren Anteil an der Weltmaurerei nicht verzichten und glaubt ihre Ziele zu erreichen, ohne in Utopien zu verfallen.

Paul Knötel:
Opfer. Aus der Geschichte einer Familie.

(Fortsetzung.)

„Ich will dir das alles noch kurz erzählen; dann wirst du deinen Vater nur um so höher schätzen und wirst manches verstehen, was dich bis heutigen Tages von ihm zurückhält. Das war damals, als er mit Auszeichnung nach Obersekunda versetzt worden war und das Einjährigenzeugnis erhalten hatte: da trat er gleich am folgenden Tage an mich heran und sprach: „Mutter, ich weiß, wie schwer es dir fällt, uns beide durchzubringen. Ich hätte wohl gern studiert, aber ich darf es nicht." Ich wollte ihm zureden, wollte ihm vorstellen, daß es doch nicht so schwer sein würde, da wir ja in einer Universitätsstadt lebten. Aber er wies alles zurück. Er müsse bald auf eigenen Füßen stehen und müsse für mich sorgen — und daneben merkte ich auch, daß noch etwas anderes ihn zu seinem Entschlusse triebe, obgleich er kein Wort davon sagte. Aber Mutteraugen sind scharf. Es war ein ungleicher Kampf, und ich unterlag.

„Dein Vater trat bei einer Privateisenbahn ein — das weißt du ja — und ist dann später mit der Eisenbahn vom Staate übernommen worden. Er hat immer zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gearbeitet, und so ist er dann später an die hiesige Eisenbahndirektion übernommen worden. Den Ratstitel und den Kronenorden hat er eher bekommen, wie mancher andere; das war wohl verdient, denn seine Vorgesetzten haben sich immer auf ihn verlassen können. Mit Freuden habe ich das alles gesehen und erlebt, aber etwas fehlte mir doch zur rechten Freude, daß er mich so garnicht an alledem innerlich teilnehmen ließ. Da habe ich oft an deinen Großvater denken müssen, wie sich doch beide so ähnlich waren, so verschieden sie auch sonst sein mochten. So habe ich es denn erst, als er mit ihrem Jawort zu mir kam, erfahren, daß er sich mit deiner lieben Mutter verlobt hatte. Mein lieber Junge, Mütter sind oft eifersüchtig auf ihre Schwiegerkinder, und ich will es dir heut nur gestehen, daß ich's auch war. Aber das hat nicht lange gedauert; denn sie war ein Geschöpf, dem man gut sein mußte. Du armes Kind hast sie nicht gekannt, eben so wenig wie dein armer Großvater seine Mutter. Du kennst ja ihre Bilder; meinst du nicht auch, daß sie sich ähnlich sahen? Jahrelang, schon als dein Vater Untersekundaner war, haben sie sich gekannt. Aber dein Vater hat mir nie etwas davon gesagt. Wenn er sich durchgerungen hatte — so hat er mir's später bekannt — wollte er sie heiraten. Und zehn Jahre lang haben sie in Treue aufeinander gewartet.

„Dein Vater wollte, daß ich bei ihnen bliebe, aber damals bin ich stark gewesen. Es taugt nichts, wenn des Mannes Mutter zwischen den Eheleuten steht,

aber lange war ich — leider Gottes — von deinem Vater nicht getrennt. Denn als sie im Jahre 1890 einem toten Kinde das Leben gegeben hatte, fing sie an zu kränkeln. Dein Vater hat getan, was er konnte, aber sie wurde immer blässer und fiel ein, obgleich sie jeden Sommer in ein Bad ging. Da habe ich den Haushalt wieder übernommen. Ich habe immer an deine Urgroßmutter denken müssen, und glaube, daß es dem alten Kriegsrat eben so zu Mute gewesen ist, als er seine liebe Karoline so dahinwelken sah.

„Schwerer hat aber wohl dein Vater daran getragen, wenn er es sich auch nicht merken ließ. Und schwer trug er auch daran, daß ihm kein Kind beschert sein sollte. Da war dann die Freude um so größer, als du geboren wurdest, und die Fröhlichste war deine gute Mutter, wenn sie sich auch nicht mehr von ihrem Schmerzenslager erheben konnte. Du warst fünf Vierteljahre alt, als wir sie draußen auf dem Friedhofe zur ewigen Ruhe bestattet haben. Ach, dein armer Vater! Viele Leute haben gesagt, daß er kein Herz haben müsse, wie er so ruhig, so gefaßt hinter ihrem Sarge ging. Und ich habe es damals wohl auch gedacht, obgleich ich ihn doch kennen mußte. Aber als wir am Abend beim Essen saßen, stand er auf einmal auf, und es war mir, als ob er eine Träne im Auge habe. Ich wußte, ich durfte ihm nicht folgen; so hörte ich nur, wie er in das Zimmer ging, wo der Sarg gestanden hatte. Lange habe ich am Tische gestanden und wußte nicht, was ich machen sollte. Endlich aber konnte ich nicht anders, leise schlich ich in die nächste Stube, deren Tür zum Totenzimmer ein wenig offen stand. Kind, ich konnte nicht anders, ich mußte lauschen. — Da hörte ich den starken Mann weinen wie ein Kind; es war herzzerreißend. Wie gern wäre ich zu ihm hineingegangen und hätte meine Arme um seinen Hals gelegt. Aber das durfte ich nicht. Da bin ich zurückgeschlichen und habe in meiner Stube still für mich hingeweint.

„Verstehst du nun deinen Vater? Er hat ein Herz, ein gütiges Herz, wie nur irgend einer, aber er hat geglaubt einen Panzer darum legen zu müssen, sich selbst zum Schutze und anderen, vor allem aber dir -- —.

„Ich habe dich bisher für ein Kind gehalten und habe geglaubt, dir nichts davon sagen zu dürfen, da ich meinte, daß du es doch nicht verständest. Seit gestern Abend aber ist's anders geworden. Ich weiß jetzt, daß ich dir dies alles sagen kann, ja sagen muß. Wenn dein Vater zurückkommt, wirst du ihn mit anderen Augen ansehen. Ob es dir gelingen wird, durch den Panzer bis an sein Herz zu dringen — ja, Kind, das weiß ich nicht. Leicht wird es nicht sein. Vielleicht wirst du kleinmütig dabei werden, wenn der Erfolg nicht sobald kommt. Aber laß den Mut nicht sinken. Ihr, meine beiden Liebsten, werdet und müßt euch finden — — —"

Die Greisin hatte dem Enkelsohne ihre Rechte hingestreckt. Der griff mit beiden Händen danach und drückte voll überquellenden Gefühls einen heißen Kuß auf die faltige Hand:

„Ja, Großmutter, ich will es. Mir ist jetzt so frei zumute, als müßte ich die

ganze Welt umarmen. Und das wird auch Vater merken, wenn er in vierzehn Tagen heimkommt. Dann muß doch alles gut werden."

„Nun aber ins Bett, Hans, morgen ist auch noch ein Tag". Mit diesen Worten erhob sich die alte Frau, und der Jüngling folgte ihrem Beispiele. Als sie ihm aber die Hand zum Abschied reichen wollte, schallte im Schweigen des späten Abends die Entreeklingel schrill durch die Stille. Ängstlich blickte Frau Philippine nach der Tür, da war aber Hans schon hinausgeeilt und kam im nächsten Augenblick mit einer Depesche zurück:

„Großmutter, der Vater kommt noch heut Nacht mit dem Zuge um einhalb Zwei zurück!"

3.

Heut wirst du wieder lange nicht einschlafen können, hatte die alte Frau bei sich gedacht, als sie ihre Erzählung beendet hatte. Denn die Vergangenheit war stark geworden, und wie Geisterraunen summte es ihr ins Ohr. Jetzt kam plötzlich und ungeahnt die Sorge des Alltags und forderte ihr Recht. Da flogen die Geister wieder in ihre stillen Ecken, um zu lauern, wann sie wieder gerufen würden. Es galt schnell alles für den Empfang des Sohnes und Vaters zu bereiten. So hatte die Greisin kein Auge für den Enkel. Der stand noch mit dem schmalen Depeschenblatt in der Hand und schien es immer wieder zu überfliegen. War das nicht ein Zeichen? Daß jetzt gerade der Vater kam, wo sein Herz ihm entgegenstrebte in ungekanntem Verlangen? — — —

Schon kurz nach ein Uhr stand Hans auf dem Bahnsteige. Es war still auf ihm, so still, wie es eben überhaupt auf dem Bahnhofe einer verkehrsreichen Stadt selbst in der Mitte der Nacht sein kann. Immer wieder richtete Hans den Blick auf die hell erleuchtete Uhr. Endlich zwei Minuten nur noch, eine Minute, dann das Fauchen des Eisenbahnzuges, die gelben Augen der Lokomotive, der Zug hielt. Fragend ließ der Jüngling einen Augenblick seine Augen über die hellen Fenster schweifen, dann erkannte er in einem Abteil den sich scharf abhebenden Schattenriß seines Vaters. Sein Herz flog ihm entgegen, die Hand griff nach der Klinke. Doch schon hatte sie der hochgewachsene Mann im Innern niedergedrückt und stand im Rahmen der Tür. Der Sohn streckte ihm die Hand entgegen — wenn er sie faßte, wie wollte er sie drücken, wie sollte der Druck dem Vater die Gefühle seines Innern verdolmetschen. Aber dieser hatte keine Hand frei; Schirm, Koffer und Reisedecke hielt er dem Sohne hin und ließ dabei das dunkle Auge durch die Brillengläser scharf beobachtend über diesen gleiten. Das war der bekannte, nur allzu bekannte Blick, der sich tief in den Menschen zu senken schien und doch nicht tief genug ging, um zu erkennen, was in der Brust des jungen Menschen da vor ihm vorging. So ergriff dieser die gereichten Sachen, und die sehnsüchtige Seele zog sich wieder in sich zurück. Es war eben wie früher, es war, wie es immer gewesen. Nur kurze Worte tauschten die beiden sich so nahen und doch so fernen

Menschen miteinander, als sie heimwärts schritten: Fragen nach der Großmutter, und Fragen nach den Arbeiten für die Schule. Und doch schien dem Sohne am Vater etwas verändert, eine Frage schien auf dessen Zügen zu liegen, nach der er vergeblich grübelte, deren Beantwortung ihm auch nicht wurde, als er fragte, warum er den Urlaub so schnell abgebrochen habe. — Dringende Amtsgeschäfte — das war alles, und so würde es werden wie früher — leider.

Aber es kam anders, anderes, an das niemand gedacht, großes, das niemand geahnt hatte. Geredet hatte man so viel darüber, laut und eifrig an den vollbesetzten Stammtischen, leise getuschelt und geflüstert bei der Begegnung auf der Straße und im stillen Heim. Nun war es auf einmal da. Der österreichisch-ungarische Staat hat wegen der Ermordung des Thronfolgers ein Ultimatum an Serbien gestellt. Wie wird die Antwort sein? Serbien hat nachgegeben, es nimmt die Forderungen an, so heißt es. Nun wird alles gut — nein, es wird nicht gut. Rußland stärkt dem Balkanstaat den Rücken, dieser verwirft die Forderungen. Rußland rüstet, trotzdem seine führenden Männer es auf Ehrenwort leugnen. Vergebens greift der deutsche Kaiser ein. Auch in Frankreich rührt es sich, die alte Racheforderungen erheben sich. Was wird England tun? Der Kriegszustand wird erklärt, das Heer mobil gemacht. Der Krieg ist da. Aller Streit und Hader scheint vergessen. Kein religiöser, kein politischer Unterschied trennt mehr. Ein gewaltiger Schrei der Entrüstung antwortet der Herausforderung von Westen und Osten her. Und alles eilt, drängt zu den Fahnen, die Schmach zu rächen, den feigen Überfall abzuweisen.

Jetzt wußte Hans, warum sein Vater so schnell zurückgekehrt war. Ohne Unterbrechung fast arbeitete dieser auf dem Amte, dorthin mußte ihm auch sein Mittagessen geschickt werden. Ungeheure Anforderungen wurden an die Eisenbahn gestellt.

Währenddes aber erfüllte regstes Leben die Straßen. Vor den Zeitungsredaktionen, vor den Buchläden drängte sich die Menge, um die Sonderblätter zu lesen, um sie zu kaufen. Und jeder, der eins gekauft, war im Augenblicke von anderen umringt, die mitlesen wollten. Hans war fast den ganzen Tag auf der Straße; denn immer wieder gab es neues zu sehen, neues zu hören. Immer mehr Schüler in den bunten Mützen der einzelnen Anstalten tauchten auf, und fast jeder wußte zu berichten, wie die Erklärung des Kriegszustandes sie überrascht hätte, den einen in einem Alpentale, den anderen im Riesengebirge oder am Nordseestrande. Und dann die Heimfahrt; wie sie stunden-, fast tagelang in den engen Gängen der überfüllten Eisenbahnwagen gestanden, wie sie die vorübersausenden Soldatenzüge gesehen. Und von aller Angesicht strahlte die erregte Freude, daß sie das alles miterleben durften. Wo aber Primaner oder Sekundaner zusammenstanden, da sagte der eine: „Ich bin bei den Zweiundzwanzigern angenommen; übermorgen werde ich eingekleidet." „Und ich bei der Artillerie in Neustadt", erwidert der andere; „bei den Ulanen in Gleiwitz", macht der dritte sich bemerklich. Bei allen nur ein Gedanke: Du wirst Soldat, es geht hinaus! Die Schule scheint vergessen, bis der

rothaarige Müller ruft: „Was wird der Aristides sagen?" Da müssen sie alle lachen. Er steht im Geiste vor ihnen, oder vielmehr er sitzt auf dem Katheder der Oberprima und läßt die kurzsichtigen Augen hinter den großen Brillengläsern über sie gleiten; im Thukydides will es wieder nicht ordentlich gehen — wie gewöhnlich, und sie hören ihn ordentlich, wie er sein oft gesagtes fliegendes Wort wiederholt: „Aus Ihnen wird nie nichts Rechtes".

Nie nichts Rechtes! Jetzt werden sie ihm beweisen, daß doch noch etwas Tüchtiges aus ihnen wird, selbst aus dem faulen Gottwald, der zu Johanni — recht empfehlenswert für einen angehenden Abiturienten — im Griechischen ein glattes Nichtgenügend erhalten hat. Er ist bei den Kürassieren angenommen; er hat ja auch die rechte Gestalt und die rechten Fäuste dazu.

Natürlich haben sie alle die Erlaubnis ihrer Väter zum freiwilligen Eintritt. Hans steht mitten unter ihnen. Auch er ist nur von dem einen Gedanken erfüllt: Auch du mußt hinaus! Vor seinem Geiste schwebt das Bild des Urgroßvaters, des schönen Jünglings, der 1813 seine Begeisterung mit dem Leben bezahlte. Und auch die Gestalt des Großvaters taucht wie aus Wolken hervor; dem war es auch vergönnt, ein aus den Gleisen geratenes Leben durch ruhmvollen Tod ehrenvoll zu beschließen. Und er? Seine Brauen ziehen sich zusammen; nun soll er vor den Vater hintreten, das fällt ihm so bitter schwer. Wie manche Bitte ist ihm abgeschlagen worden, glatt, ohne Widerrede. Und wenn es auch jetzt geschieht. Dann kann er sich vor seinen Kameraden, vor Niemandem mehr sehen lassen — — Es muß sein, muß — — —

Gegen Abend hat sich der Vater auf Minuten frei gemacht, um zu Hause etwas Wichtiges zu besorgen. So kann er auch noch rasch das Abendessen dort einnehmen. Sie sitzen alle drei um den Tisch herum, das Essen ist schnell aufgetragen worden; denn der Rat hat Eile, wieder auf das Amt zu kommen. Schon ist die Mahlzeit, fast wortlos wie gewöhnlich, beinahe beendet. Hans hat fast nichts gegessen. Ihm ist die Kehle wie zugeschnürt. Nun muß er an den Vater mit der Bitte herantreten, sonst ist es zu spät, der vielleicht günstige Augenblick verpaßt. Der Großmutter hat er all' sein Wünschen gebeichtet; sie wirft ihm ermunternde Blicke zu. Da ermannt er sich:

„Vater, ich bin jetzt achtzehn Jahre — alle meine Mitschüler haben sich freiwillig gemeldet und sind angenommen" — er stockt wieder unter dem prüfenden Blicke des Rates — „Vater, gib mir auch die Erlaubnis, bitte, bitte — — darf ich mich melden?"

Der Vater sagt kein Wort, fährt sich nur mit der Hand über die Stirn, als wollte er da etwas wegwischen.

Es ist still wie in der Kirche.

Plötzlich erhebt er sich und verläßt das Zimmer. Aengstlich, voller Erwartung blicken ihm Mutter und Sohn nach. Sie hören, wie er in der Nebenstube, seinem Zimmer, herumgeht, wie er dann stehen bleibt und wieder rastlos von

Wand zu Wand schreitet. Jetzt rückt ein Stuhl; sie glauben zu sehen, wie er den Stuhl am Schreibtische rückt, wie er sich hinsetzt und die Feder ergreift — —

Ein heftiger Kampf tobt in der Brust des Mannes, der sich voller Bewußtsein in seiner Familie zu einem Einsamen gemacht hat, um seiner Pflicht, wie er sie auffaßt, voll zu genügen. Immer hat er seinem Kinde den strengen Vater gezeigt, nie den liebenden. Und jetzt? Der Knabe, der ihm sein Sohn noch immer zu sein dünkte, ist in ernster Stunde zum Manne geworden. Darf er ihm dessen Recht weigern? Auch vor seinem inneren Blick steigen die Bilder der Vergangenheit auf, die Opfer, die sie gefordert. Wie jetzt sein Hans so hat auch sein Großvater vor seinem Vater gestanden — er kennt die Aufzeichnungen des alten Kriegs- und Domänenrats gar wohl, er hat sie mehr als einmal gelesen. Opfer, blutige Opfer! Jetzt erst merkt er, wie er an seinem Sohne hängt; in seinem Herzen schreit es laut auf: auch er wird fallen, halt ihn zurück, gib ihm die Erlaubnis nicht; er ist dein Einziges, das darfst du dir nicht rauben lassen. Alle gewaltsam zurückgedrängte Vaterliebe drängt sich mit Macht hervor — — aber er gehört einem Geschlecht an, in dem die Pflicht, die Treue gegen Herrscher und Staat etwas Selbstverständliches ist, mag auch das Herz bluten und sich zusammenkrampfen, er darf nicht nein sagen. — —

Da greift die Hand nach der Feder, und diese fliegt über den Zettel, den er der Schreibmappe entnommen hat, hin — —

Im Eßzimmer hat inzwischen das Dienstmädchen die neue Ortszeitung hereingebracht. Zur Ablenkung greift Hans nach dem politischen Teil, während die Großmutter auf der letzten Seite der Beilage nach Familiennachrichten sucht. Ihre Augen bleiben an einer Anzeige hängen: der Direktor des Gymnasiums fordert, da erst übermorgen die Schule beginne, diejenigen Oberprimaner und Repetenten der Unterprima, die freiwillig ins Heer treten wollen, auf, sich morgen Vormittags um zehn Uhr behufs Rücksprache über ihre Notreifeprüfung in seinem Amtszimmer einzufinden.

Als sie gerade die Anzeige dem Enkel weisen will, tritt ihr Sohn ins Zimmer.

Hans sieht: er hat einen Zettel in der Hand; nun ist alles gut. Lange Reden hält der Vater nicht, und wenn es ihn jetzt auch dazu drängt, seiner angeborenen und selbst anerzogenen Natur zu widerstehen, dem da, seinem eigenen Fleisch und Blut, Worte der Anerkennung, aber auch ernster Mahnung zu sagen, er kann es nicht, kann nicht aus seinem eigenen abgeschlossenen Wesen heraus, und dann, das Herz ist zu übervoll von dem Geschehen des Augenblicks — so reicht er seinem Sohne nur das Blatt hin:

„Hier hast du die Erlaubnis; halte dich gut und mach unserem Namen Ehre".

Mit Mühe nur hat er die Worte herausgebracht; schnell wendet er sich um, und die Scheidewand legt sich wieder zwischen Vater und Sohn. Wie gern wäre der ihm um den Hals gefallen, aber so kann er nur die Rechte seines Vaters erhaschen, einen Kuß darauf drücken, der alles besagen muß, was sein Herz bewegt. —

Lange, lange konnte Hans nicht einschlafen. Tausenderlei ging ihm durch den Kopf. Vergangenheit und Zukunft stritten mit einander. In lebhaften Farben stand die Zukunft vor ihm, leuchtend und strahlend, und in ihrem Glanze wollten sich nur schwer Gestalten bilden und sich von der Helle loslösen. Es war ja alles so neu, so ungewöhnt. Wohl sah er sich selbst in der feldgrauen Uniform, sah sich losstürmen gegen den Feind, aber das war doch alles nur wie in einem Schleier, und andere Gestalten traten dazwischen. Das liebe runzlige Gesicht der Großmutter tauchte auf und das strenge des Vaters. Aber auch ein strahlendes junges Mädchenantlitz wurde sichtbar und lächelte ihm zu.

Bis dann endlich der Schlaf kam, der befreiende. Aber auch in ihm verschwanden die wechselnden Gestalten nicht, gaukelten ihm eine schöne Zukunft vor voll Siegeslust und Liebesglück! Auch die beiden, schönen Menschen, deren Bilder über seinem Bett hingen, wurden lebendig und verschmolzen sich mit ihm selbst und dem Mädchen, zu dem es ihn zog. Und so lebte er in den kurzen Augenblicken des Traumes selbst noch einmal deren Leben mit, Liebesglanz und Heldenruhm umschwebten ihn.

Schon zeitig war er munter, von der jugendlichen Sonne des herrlichsten Augusttages geweckt. Ehe er sich um zehn Uhr beim Direktor einfand, mußte er sich ja erst noch untersuchen lassen, ob er diensttauglich wäre.

Der Hausarzt der Familie hatte allerdings erst um 11 Uhr Sprechstunde, aber er würde schon vorkommen. Punkt acht Uhr stand er im Entree vor dessen Wohnung. Militärmantel, Mütze und Säbel, die dort hingen, ein großer Koffer zeigten Hans, das auch Dr. Klein bereit war, sich ins Feld zu begeben. Und im Sprechzimmer standen und saßen eine ganze Anzahl junger Leute, die dieselbe Absicht hierher getrieben hatte. Aber auch andere, Leidende, harrten zu dieser ungewohnten Stunde des Arztes, um vor dessen Abreise noch seinen Rat einzuholen. Hans war voll Unruhe, ob er noch zur rechten Zeit darankommen würde. Mechanisch blätterte er in einem Bande der Jugend, der auslag, las wohl einen Witz, ein kurzes Gedicht, aber sein Herz war nicht dabei. Endlich wurde auch er eingelassen.

„Also auch Sie, Hans", begrüßte ihn Dr. Klein, „na, das ist ja wohl kein Zweifel, ziehen Sie sich aus — — Wo wollen Sie eintreten?" Mit Wohlgefallen ließ er seine Augen über den sehnigen, jugendlich schlanken Körper gleiten. „Gut, gut." Alles war in Ordnung. Hans war diensttauglich.

Er kam gerade noch wenige Minuten vor zehn Uhr im Gymnasium an. In lebhaft bewegten Gruppen standen über dreißig Primaner auf dem Korridor, die meisten aus der Oberprima. Wie strahlten ihre Gesichter! Wohl erfüllte sie alle heilige Begeisterung für das Vaterland, aber auch der Egoismus verlangte sein Recht. Ostern 1915 hätten sie ihre Reifeprüfung gemacht, und da hätte es noch unendlich viel Arbeit gegeben. Nun aber waren ihnen dreiviertel Jahre geschenkt; statt wieder in die öde Paukerei zum Examen ging es ins frische, fröhliche Kriegs-

leben hinaus. Daß dort der Tod ihnen drohe, daran dachte keiner. Die augenblickliche siegreiche Gegenwart drängte das alles zurück. Noch glücklicher aber waren die Unterprimaner, die zu Ostern in dieser Klasse zurückgeblieben waren. Alle voller guter Hoffnung trotz mancher Lücken: es wird und muß gehen! Eindreiviertel Jahre der Schule abgewonnen! Sie strahlten über das ganze Gesicht.

Punkt zehn Uhr öffnete sich die Tür des Direktorzimmers; unter ihr stand der kleine Mann, der die Anstalt leitete, bartlos, eine goldene Brille vor den Augen. Mochte er aber auch unansehnlich sein, die Augen hinter den Gläsern zeigten, daß der Direktor wußte, was er wollte, und daß er seine Schüler unbedingt beherrsche, und mochten ihn diese auch um zwei Hauptesllängen überragen. Darum wurde es auch augenblicklich still, als die Primaner sich die Tür öffnen sahen und des Direktors Stimme kurz und kräftig erscholl:

„Kommen Sie herein".

Nun standen sie, das nicht allzugroße Zimmer fast völlig füllend, vor dem Allgewaltigen. Wehe dem, der sonst, einer Schuld bewußt, vor ihn gerufen wurde. Da knickten auch die Mutigsten zusammen. Heut aber glänzten seine Augen die Versammelten an, während er den Schülern gegenüber hinter dem Schreibtische stand, und ein merkbares Aufatmen ging durch ihre Reihen. Denn sie alle, so wenig der Mensch sonst in diesem Alter in fremden Mienen zu lesen vermag, sahen, welcher Stolz, welche Freude in seinem Antlitz geschrieben stand, daß alle, alle sich gemeldet hatten, die nicht körperliches Gebrechen vom Kriegsdienste ausschloß. Das gab neuen Mut, der beim Betreten des Direktorzimmers doch etwas gesunken war, und alle hingen an seinen Lippen, als er begann:

„Meine lieben jungen Freunde, in ernster Stunde stehen Sie hier. Freiwillig haben Sie sich gemeldet, wo des Vaterlandes Ruf an alle erging, es gegen schnöden Rechtsbruch der Feinde von Ost und West zu verteidigen. Sie sind sich vielleicht noch nicht recht bewußt, welche Mühen Ihrer warten, denken heut, in diesem Augenblicke, vielleicht nicht daran, daß schwere Verwundung und langes oder immerwährendes Siechtum Ihrer harren, daß der Tod Sie in jungen Jahren hinwegraffen kann aus einem vielversprechenden Leben. Noch ist es Zeit, noch können Sie zurücktreten; Sie sind durch Nichts gebunden".

Der Direktor machte eine Pause.

Einen Augenblick blieb es still.

Einige schüttelten die Köpfe.

Von den anderen aber bekam er ein lautes Nein, Nein zu hören.

Ein stolzes Lächeln glitt über die feinen Gelehrtenzüge des Direktors:

„Ich wußte es und ich freue mich, daß auch die mir unterstellte Anstalt so viele — seine Augen glitten über die jugendliche Schar — so viele freiwillige Kämpfer unserem Kaiser und Reiche stellt — Nun aber haben Sie vorher noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, ihre Notreifeprüfung abzulegen. Was Notreifeprüfung heißt, das wissen Sie. Aber es soll nicht heißen— und sein Gesicht

wurde ernster — daß Sie noch gerade mit Mühe und Not durch die Prüfung hindurchschlüpfen sollen. Das Vaterland verlangt ganze Männer, und als solche sollen Sie sich auch in der Prüfung beweisen".

Da sackten doch einige zusammen.

Pfui Teufel, das kann gut werden!

Aber in den Herzen stand geschrieben: Wenn wir auch durchfallen, wir gehen doch mit.

Und der feine Menschenkenner las es in ihren Zügen und wurde des froh; darum setzte er hinzu: „Den Bestimmungen der Behörde gemäß brauchen die Oberprimaner keine schriftlichen Arbeiten anzufertigen".

Das schlug ein; ein befreiendes Ah stieß mancher auf. Auch Hans fiel ein Stein vom Herzen. Die griechische Arbeit hätte er sicher verhauen und die Lateinische —? Gott sei Dank!

„Den Unterprimanern werden entsprechende kürzere Aufgaben gegeben werden, je eine bis anderthalb Stunden für das Fach. Finden Sie sich Nachmittag um 2 wieder hier ein. Dann können wir heut noch mit den schriftlichen Arbeiten fertig werden. Morgen um 8 Uhr beginnt die mündliche Prüfung. Statt des Herrn Oberlehrer Dr. Pfeiffer, der nicht mehr zurückgekommen ist und schon bei seinem Regiment steht, wird Herr wissenschaftlicher Hilfslehrer Marx prüfen".

Es folgten noch einige fachliche Anweisungen, dann waren die Primaner entlassen.

Der Bann war gelöst. In lautesten Gesprächen verließen sie das Gymnasium. Der Krieg, all das Neue, Unerwartete, was er mit sich bringen mußte, versank augenblicklich. Jetzt waren sie nur Schüler, die vor der Prüfung standen. Das Für und Wider des glücklichen Ausgangs wurde lebhaft erwogen. Wohl herrschte im Allgemeinen eine optimistische Stimmung, aber wegen des Lateinischen war die Mehrzahl doch nicht ohne Furcht. Daß auch der Pfeiffer weg sein mußte, der war nachsichtig, der kannte sie und würde — das wußten sie aus den Erzählungen früherer Abiturienten — schon durchbringen, aber der Marx, der galt als sehr kribblig, bei dem mußte wörtlich übersetzt werden, wenn's auch ein Deutsch zum Steinerweichen wurde. Auch Hans war es heiß über den Rücken gelaufen, als er den Namen des Hilfslehrers vernahm. Das gab gewiß einen Hereinfall und dann — wenn er durchfiel! Dann war alles, alles vorbei; der Vater verweigerte ihm sicher den Eintritt ins Heer. Er durfte gar nicht weiter denken.

Er ging recht still in der Schar seiner Mitschüler. An der Ecke der Bismarckstraße gab es noch ein langes Ständerchen. Die meisten mußten hier zur Altstadt abschwenken. Da fand die Maus — im gewöhnlichen Leben hieß sie Meisel und saß infolge ganz gewaltiger Lücken in den klassischen Sprachen das zweite Jahr in der Oberprima — das erlösende Wort:

„Kinder, habt ihr es nicht gemerkt, der Direr tut ja nur so, er will uns alle durchlassen. Ich hab's ihm angesehen. Da kann der Marr sich auf den Kopf stellen."

„Das wäre ihm sehr gesund", lachte ein anderer.

„Na, du, der hält fest und setzt seinen Kopf durch, wie ich ihn kenne", sagte nicht ohne Beklemmung der dicke Mertens, „in Breslau hat er mit seinem Direktor Krach gekriegt beim Examen und hat's durchgesetzt. Ein Vetter von mir hat es mir geschrieben". „Ja, aber dann mußte er doch von dem Gymnasium weg; er wird's sicher nicht noch einmal wagen. Und wenn — zum Teufel — angenommen bin ich: dann kann mir das Examen zum Buckel runter rutschen und der Marr noch dazu!"

Der Ansicht waren auch die anderen. Hans hatte wohl wieder etwas Mut gefaßt, aber ganz wohl war ihm bei der Sache doch nicht.

— — Langsam schlich der Tag hin. Am Nachmittage saßen die unglücklichen Unterprimaner in der Doppelklasse — fein säuberlich so gesetzt, daß sie nicht absehen konnten — und schrieben zuerst den deutschen Aufsatz: Ans Vaterland, ans teure schließ dich an. — Gott sei Dank! Darüber ließ sich schon schreiben!

Mertens ging in seine Stammkneipe, die bisher noch keiner seiner Lehrer, aber auch keiner seiner Mitschüler ausgespäht hatte — es war besser so, er verriet sich nicht — und trank ein paar Schoppen, dann wanderte er zum Güterbahnhofe, wo eben Truppen verladen wurden, und dieser löbliche Wechsel wiederholte sich noch zweimal am Tage. Wozu sich noch den Kopf voll schlagen; es ging doch nichts mehr hinein.

Anders dachten die meisten seiner Mitschüler und auch Hans. Da und dort nahmen wohl ein einsichtiger Vater, eine besorgte Mutter ihrem Sohne die Bücher aus der Hand: „Laß das Gepauke, etwas Ordentliches bringst du doch nicht mehr vor dich; geh lieber auf die Straße und sieh dir das Leben und Treiben an. — Es wird wohl auch ein neues Extrablatt angeschlagen sein; sieh nach, was drauf steht".

Unserem Hans sagte das niemand.

Der Vater war auf dem Amt, aber dessen Wille stand doch hinter dem Jüngling und zwang ihn. Und die gute Großmutter war so gewöhnt, keinen Willen zu haben, daß sie nichts sagte, als sich Hans nach dem Mittagbrot in sein Zimmer begab und aus dem Bücherfach seinen Thukydides hervorholte. Was sollte er nun aber übersetzen? Das, was in der Klasse durchgenommen worden war, kam sicher nicht daran.

Er schlug da und dort auf, aber es wollte nirgends recht gehen.

Da legte er endlich das Buch zur Seite. War es nicht besser, er paukte sich noch einige Jahreszahlen ein? Aber welche? Von der Reformation an wußte er ja noch ganz gut Bescheid: 1517, 1519, 1521 u. s. f. Aber im Mittelalter klafften bedenkliche Lücken: die ganze Völkerwanderung, und dann die Zeit nach

dem Interregnum. Eine halbe Stunde saß er, beide Hände auf den Kopf gestützt, am Tische über dem Neubauer und wiederholte Jahreszahlen. Dann legte er auch das Geschichtsbuch weg und warf einen Blick zum Fenster hinaus auf die Menschenmenge, die sich erregt auf der Straße drängte, viele Soldaten in Feldgrau dazwischen. Er wäre gern hinuntergegangen, aber er sagte sich, du darfst nicht. So nahm er denn den Horaz vor und traf beim Aufschlagen auf ein Wort, das gerade für ihn in dieser schweren Stunde paßte:

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem.

Ja, im Horaz ließ sich wohl der Gleichmut bewahren; da kamen höchstens schon gelesene Oden darin vor — er schlug diese auf und jene — sie saßen. Aber sonst war es mit dem Gleichmut doch recht übel bestellt, und es waren recht unruhige Stunden voll äußerer Unrast und innerer seelischer Erregung, die Hans Werner an diesem Tage noch durchleben mußte. Wohl wollte sein Herz mit allen denen da draußen auflodern in der allgemeinen Begeisterung, wohl gaukelten vor seinem Geiste Bilder der Zukunft im feldgrauen Rock, aber immer wieder heftete sich die Erdenschwere an alle diese Gebilde und zog sie herab in die Alltäglichkeit mit ihrem ewigen: Du mußt, du mußt! Und von der anderen Seite scholl es aus seinem Innern: Du kannst nicht, du kannst nicht und wirst nicht bestehen! — —

So waren die Stunden dahingeschlichen, wie matte Gäule, die den schweren Wagen stundenlang durch tiefen, mehligen Sand schleppen. Auch sie kommen endlich ans Ziel — und so kam auch das Ziel des Tages, die dunkle, schlummerspendende Nacht, und ihr folgte ein klarer herrlicher Tag: Prüfungstag!

Aber keine rechte Examenstimmung.

Dazu gehörten vor allem rein äußerlich der neue schwarze Anzug mit weißer Krawatte, der strahlende Zylinder, dazu gehörte all jene Gehaltenheit, die sich im Laufe von langen Jahrzehnten unwillkürlich mit allem, was mit der Prüfung zusammen hängt, verknüpft hatte. Es lag etwas Traditionswidriges im heutigen Tage; damit fehlte den meisten Schülern jenes angenehm prickelnde Ängstlichkeitsgefühl, das die ganze Zurüstung mit sich bringt, und das auch der beste Schüler nicht ganz von sich weisen kann. Dafür herrschte bei der Mehrzahl das Gefühl, das man am besten mit Wurstigkeit bezeichnet. So oder so, es ist ja alles gleich — in den Krieg geht es auf alle Fälle! Glückliche Jungen, gegenüber Hans und wenigen anderen, auf denen häusliche Verhältnisse drückend lasteten! Ihnen würde vielleicht der gewöhnte Apparat, der heut fehlte, mehr Haltung verliehen haben; so schwammen sie mit im Strom, gewärtig, jeden Augenblick unterzutauchen. — — —

(Schluß folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

In der Rundschau des Aprilheftes führte ich aus, daß in dem Höhepunkt der wirtschaftlichen Krisis die reinen politischen Faktoren die entscheidende Wendung beeinflussen werden. Den Auftakt dazu haben wir mit dem 13. März erlebt. Es zeigte sich nun hierbei, daß es eine absolute Begriffstrennung zwischen Wirtschaft und Politik nicht gibt, sondern, daß beides letzten Endes im engsten Zusammenhange zu einander steht. Fernerhin hat sich aber auch erwiesen, daß gerade die wirtschaftlichen Verhältnisse, d. h. die realen Machtverhältnisse den Ausschlag geben, wozu in ganz besonderem Maße der Generalstreik zu rechnen ist. Das Putschunternehmen war aber auch deshalb zum Scheitern verurteilt, weil der Kulminationspunkt der Krise noch nicht erreicht war: und die reinen politischen Faktoren können nur in diesem Zeitpunkt den vollen Ausschlag geben. Auf die unheilvolle Agitation zugunsten der Monarchie habe ich an dieser Stelle des öfteren hingewiesen. Unheilvoll war und ist diese Propaganda insofern, als tatsächlich keine durchschlagenden und beweiskräftigen Argumente für ihre Berechtigung angeführt werden können. Die verantwortlichen Regierungsstellen haben jetzt die Pflicht, genau zu wachen, denn die Gefahr des 13. März ist noch nicht vorüber. — Im allgemeinen versprach sonst das Wirtschaftsleben zu Beginn des Monats März eine leidliche Besserung. Wenn man auch die Anzeichen der Besserung recht vorsichtig bewerten mußte, so durfte man doch nicht übersehen, welchen Eindruck hauptsächlich die Hebung unserer Valute auf die breiten Schichten des Volkes ausmachte, durch die es wie ein Aufatmen ging und man annahm, daß nun die Wende einsetzen würde. Durch die politischen Ereignisse fühlten sich diese Schichten in ihren Hoffnungen betrogen und dieses war Anlaß mit dazu, die Front gegen die Putschisten fest zu schließen.

Über den Saatenstand wird berichtet: Der frühzeitige und strenge Frost im Herbst des vorigen Jahres hatte glücklicherweise nicht angehalten, doch hat das Wetter der späteren Monate die Schäden nicht ausheilen können, welche insbesondere den spät bestellten Wintersaaten zugefügt worden sind. Erst die außergewöhnlich warme Witterung in der zweiten Hälfte des Februar-

und Anfang März, die fast einen sommerlichen Charakter trug, hat das Wachstum der Wintersaaten vorwärts gebracht, so daß sie sich vielfach erholten. Der Stand des Weizens wird im allgemeinen als noch befriedigend bezeichnet, während der Roggen, besonders in Nord- und Ostdeutschland, vielfach noch ein dürftiges Aussehen hat. Über Mangel an Arbeitskräften wird in diesem Jahre weniger geklagt, doch berichten die Zuckerrübengebiete, daß sie ohne ausländische Wanderarbeiter nicht auskommen können.

Der Geschäftsgang in der deutschen Wollindustrie war im verflossenen Halbjahr sowohl in der Spinnerei, Weberei als auch in der Kunstwollherstellung als befriedigend zu bezeichnen. Die Beschaffung der nötigen Rohbaumwolle ist noch immer mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und dabei unzulänglich. Obwohl seit dem 1. Oktober 1919 die uneingeschränkte Einfuhr von ungesponnenen Wollen und Wollabfällen aller Art gestattet ist, hat der niedrige Stand unserer Valuta eine verstärkte Einfuhr nicht zugelassen. Das eingeführte Rohmaterial, das fortgesetzt im Preise stieg, fand raschen Absatz. — Im allgemeinen hat sich aber die deutsche Wollversorgung etwas gebessert. Während die gesamten Wollvorräte der Erde so groß sind, daß man von einem Überfluß an Wolle sprechen kann, steigen die Preise doch immer noch weiter. Selbst in England, wo die Regierung die ganze australische Schur angekauft hat, ziehen die Preise bei jeder Versteigerung an. Die Vorräte an Rohwolle in England und den Kolonien sind so groß, daß man bemüht ist, sich derselben zu entledigen. In Deutschland hat die Verarbeitung von Kunstwollen in Ermangelung besserer Wollen einen großen Umfang angenommen, infolgedessen besonders die besseren Lumpensorten eine ungewöhnliche Steigerung erfahren haben. Es sind nur wenige Spinnereien, die ausschließlich gute Wollen verwenden, die Mehrzahl verarbeitet Kunstwolle, Wollabfälle, Stapelfaser usw. zur Herstellung von Mischgarn, worin bedeutende Nachfrage besteht, der Bedarf aber nur zum Teil gedeckt wird. Die Beschäftigung in den Tuch- und Kammgarnwebereien ist noch immer sehr zufriedenstellend, alle Betriebe sind auf Monate hinaus mit Aufträgen reichlich versehen.

Die Lederindustrie ist im allgemeinen gut beschäftigt. Infolge Eingang von Rohwaren aus dem Auslande belebte sich die Tätigkeit in der Herstellung von Schuhober- und -unterleder. Für Chevreaux- und Glacéleder ist ebenfalls belebte Beschäftigung zu verzeichnen. — Bei der letzten Berliner Häuteauktion Ende März machten sich weichende Preise bemerkbar, die bis zu einer Differenz von 25 Prozent gegenüber der Februarversteigerung sich auswuchsen. Die Verkäufer versuchten die Preise zu halten, indem sie auf Mindestpreise hinwiesen.

Der Geschäftsgang in der Zigarrenindustrie war in den ersten Monaten des Jahres gegenüber dem Vorjahr etwas besser. In den Großbetrieben machte sich diese Besserung insofern besonders bemerkbar, als verschiedentlich Arbeitereinstellungen erfolgten; trotzdem ist aber die Arbeitslosigkeit in dieser Berufsgruppe nach wie vor noch recht bedeutend. Infolge Rohtabakeinfuhr hat auch wieder die Zigaretteninduſtrie Arbeit erhalten; die Beschäftigung war zufriedenstellend. Die Lage der Schnupftabakfabrikation entspricht der gesetzlichen Einschränkung der Rohtabakverarbeitung. Die infolge Erhöhung des Rohtabakkontingents verfügbaren Mengen von Halbfabrikaten werden erst in einigen Monaten verarbeitungsfähig sein.

Nach den Berechnungen der Zeit-

schrift „Die Sparkasse" hat der Einlagenbestand der deutschen Sparkassen im Jahre 1919 eine Zunahme von 5½—6 Milliarden erfahren. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß diese Zahlen noch immer für die Grenzen Deutschlands vor dem Waffenstillstand gelten. Seit 1910 läßt sich nun folgende Entwicklung feststellen:

	in Deutschland	in Preußen
	in Milliarden Mark	
1910	16.7	11.1
1911	17.8	11.8
1912	18.7	12.4
1913	19.7	13.1
1914	20.5	13.6
1915	20.4	13.5
1916	21.4	14.3
1917	25.8	17.2
1918	33.0	22.0
1919	39.0	26.0

Der Geldmarkt zeigte zu Anfang des Monats März eine erfreuliche Besserung, die infolge der Diskussion über das Kreditabkommen aufkam. Trotz der tiefgehenden politischen Ereignisse ist die Erholung aber ziemlich flott vonstatten gegangen. Die deutsche Mark notierte:

	Amsterdam	Stockholm	Zürich
Ende Januar 1920	3.12½	7.50	6.80
„ Februar	2.72½	5.40	6.15
„ März	3.70	6.45	7.90

Die ausländischen Devisen hatten folgenden Stand:

	Holland	Dänemark
Ende Januar 1920	3296.50	1328.25
„ Februar	3696.—	1488.50
„ März	2647.—	1313.50

	Schweden	Schweiz
Ende Januar 1920	1648.25	1498.25
„ Februar	1865.50	1620.75
„ März	1541.—	1258.50

Am Warenmarkt macht sich vereinzelt nunmehr doch bereits ein Ueberangebot bemerkbar. Der Umsatz geht nicht mehr so flott wie bisher vonstatten. Bemerkbar macht sich dies in erster Linie bei den Produkten, die die größten Preissteigerungen erzielt haben.

Geschichtliche Rundschau XV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Ullstein & Co. (Berlin) sind die „Briefe Wilhelms II. an den Zaren 1894—1914" erschienen. Sie werden einem Teil unserer Leser bereits aus der „Vossischen Zeitung" bekannt sein, in der sie zuerst teilweise zum Abdruck gelangten. Die Briefe haben nicht ganz zu Unrecht großes Aufsehen in der Öffentlichkeit hervorgerufen, da man aus ihnen klar und deutlich zu ersehen glaubte, in welcher Weise Wilhelm II. hinter dem Rücken seiner verantwortlichen Minister auf eigene Faust Politik zu machen suchte, die dann in der Regel vorbeiging. Aber, wie der Herausgeber der Briefe Professor Götz in seiner Einleitung mit Recht sagt, darf man niemals vergessen, „daß die Schreiben Freundesbriefe sein sollten" . . ., „wenn man Ausdrucksweise und Inhalt ins Auge faßt". Überall tritt uns das stürmische Temperament des letzten Hohenzollernherrschers entgegen, sein fester Glauben an das Gottesgnadentum, die Überzeugung, daß er mit seinem Freunde „Nicky" dazu berufen sei, die Fahne der Monarchie hochzuhalten und zu verteidigen. Fast alle Fragen der auswärtigen Politik werden in diesen Briefen zum mindesten gestreift, ohne daß aber auch fast nur eine gründlicher behandelt worden wäre.

Der Mangel an Gründlichkeit ist es ja, den man vielfach Wilhelm II. vorwirft, der Fehler, sich nicht auf eine Sache konzentrieren zu können, sondern auf allen Gebieten Meister zu sein, ein Trachten, das über menschliche Kraft geht und den Menschen zum Dilettanten auf allen Gebieten macht. Dieses Fehlen jeglicher Gründlichkeit machte aber die „Hintertreppenpolitik" Wilhelms II. nach unserer Ansicht weniger gefährlich, als sie viele stempeln wollen. Nur eins kann man dem Kaiser vorwerfen: seine zu große Offenheit und Vertrauensseligkeit, die sich auch an vielen Stellen dieser Briefe offenbart. Die Ausbeute, die der Politiker oder Historiker aus diesen Briefen ziehen kann, ist nicht sehr bedeutend; von Interesse ist höchstens der seltsame Versuch, Frankreich in ein deutsch-russisches Bündnis hineinzuziehen, ein Versuch, der — wie sich jeder sagen konnte — von vornherein mißlingen mußte. So interessant im allgemeinen diese Briefe Wilhelms II. für seine Charakterisierung sind, größere Bedeutung und mehr Wert von politischem und historischem Standpunkte aus dürften sie wohl nicht haben, selbst vorausgesetzt, daß sie alle echt und nicht hier und da in geschickter Weise gefälscht sind. Eins aber — und das darf nicht vergessen werden — geht aus allen diesen Briefen immer wieder hervor — und das mag sich besonders die Entente merken —, daß Wilhelm II. stets aufrichtig bemüht gewesen ist, den Frieden zu erhalten.

Vor einiger Zeit nahmen wir Gelegenheit, an dieser Stelle den 1. Band der „Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten" des ehemaligen Botschaftsrats Freiherrn v. Eckardstein zu besprechen, die im Verlage von Paul List in Leipzig erschienen sind. Nunmehr liegt auch der 2. Band vor. Er ist bedeutend interessanter und lehrreicher als der erste und enthält eine Unmenge wertvollsten Materials zur politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte vor dem Weltkriege. Von ganz besonderer Bedeutung ist aber das, was der Verfasser über seine Verhandlungen mit den englischen Staatsmännern über ein deutsch-englisches Bündnis zu bringen vermag. Oft glaubt man, der Verfasser übertreibe, aber dann bringt er die Originalbriefe herbei, sehr viele sogar in Faksimiledruck, und man muß ihm glauben, wenn er immer wieder betont, wir hätten zu wiederholten Malen in den Jahren 1895 bis 1901 ein Bündnis mit England haben können, England hat es uns immer wieder angeboten und nahegelegt, aber die Wilhelmstraße machte immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Ganz besonders ist es der Sonderling Holstein, der jeglicher Annäherung an England spinnefeind war, der jeglichen Versuch, zu einer Verständigung zu gelangen, zum größten Teil aus persönlicher Abneigung gegen den englischen Premierminister Salisbury, hintertrieb. Der unheilvolle Einfluß dieses Schädlings, der jahrelang hinter den Kulissen die Fäden der auswärtigen Politik in der Hand hielt, wird von Eckardstein ins richtige Licht gerückt. Daß die von Eckardstein veröffentlichten Dokumente, Briefe und Depeschen von Bedeutung sind, geht wohl zur Genüge aus der Tatsache hervor, daß sie 1914 auf Befehl des Auswärtigen Amts beschlagnahmt und erst im September 1919 wieder freigegeben wurden. Einen besseren Beweis für ihre Richtigkeit und ihre Echtheit kann es kaum geben. Dieser 2. Band, in dem sich der Verfasser als großer Englandfreund zeigt, wird ein wichtiger Beitrag werden zur Erkenntnis der diplomatischen Geschichte des Weltkriegs und zur Erkenntnis unserer Fehler auf dem diplomatischen Schachbrett der Weltpolitik.

„Im Auftrage des Verfassers" übersendet uns die „Imprimerie Strasbourgeoise" in Straßburg ein Buch von Ambroise Got: „L' Allemagne après la débâcle", in dem der Verfasser seine Eindrücke erzählt, die er als Attaché der französischen Militärmission in der Zeit von März bis Juli 1919 gesammelt hat. Es fällt einem schwer zu sagen, ob man die Unverschämtheit des Verfassers oder seine völlige Ignoranz mehr bewundern soll, und dies ist der einzige Grund, daß wir dieses Buch an dieser Stelle überhaupt erwähnen. Wenn das Buch aufrichtig und wahrheitsgetreu geschrieben wäre, wenn der Verfasser uns in unparteiischer Weise dargelegt hätte, wie es in Deutschland, mit französischen Augen angesehen, heute wirklich aussieht, so wären wir dem Verfasser zu großem Dank verpflichtet, und wir wären die ersten, die dies voll und ganz anerkennen würden. Das ist jedoch nicht der Fall; es ist der Haßgesang eines Elsässers, der lange Zeit aus politischen Gründen außerhalb seiner Heimat zubringen mußte und jetzt sich revanchiert. —

Ein außerordentlich interessantes und lesenswertes Werk veröffentlicht Albert von Hofmann bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart: „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte". Es ist eine ganz neue, eigenartige Betrachtungsweise, wie der Verfasser die deutsche Geschichte und ihre Entwicklung sieht; denn er führt auf die naturgegebenen Zusammenhänge zwischen Land und Volk, zwischen Weltgeschehen und Heimatgeschichte hin. Wenn auch der Verfasser im großen und ganzen der historischen Schule huldigt, die in den geographischen Grundlagen und in den mit diesen unmittelbar verknüpften Bedingungen wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung einen der wichtigsten Faktoren aller Völkergeschichte erblickt, so weicht er doch insofern von dieser „geographischen" Betrachtungsweise ab, als sein System mehr auf das Topographische aufgebaut ist, indem er den Weg der Völkerzüge und Stammeswanderungen bis in seine feinsten Verästelungen verfolgt und zu ergründen sucht. Das Buch ist nicht nur für den Fachmann geschrieben; vielmehr sollte es jedem Deutschen, der seine Heimat, seine deutsche Scholle liebt, eine willkommene Gabe sein, gleichviel welchen Stammes und Standes er ist. Jeder wird in diesem vortrefflichen Buche Befriedigung finden und Belehrung, und er wird die geschichtliche Entwicklung von einem neuen Gesichtspunkte aus betrachten lernen, die Wurzeln und Grundtriebe historischen Handelns bloßgelegt sehen, an die er bisher kaum gedacht hat, und seine engere Heimat in einem neuen Sinne als organisches Glied des Volks- und Landesganzen, als einen Teil der großen Weltbühne verstehen lernen. Mit bestem Gewissen können wir daher das Hofmann'sche Werk allen unseren Lesern aufs wärmste empfehlen.

Mit „Fürst Bismarcks Entlassung" beschäftigt sich ein von Prof. Freiherrn v. Eppstein im Verlage von August Scherl (Berlin) herausgegebenes Buch, das ebenfalls von allgemeinerem Interesse sein dürfte. Der Herausgeber veröffentlicht in ihm die hinterlassenen Aufzeichnungen des Staatsministers v. Boetticher, der zehn Jahre hindurch Bismarcks erster Mitarbeiter und gleichzeitig durch seine frühere sozialpolitische Tätigkeit eng vertraut mit den Reformplänen des jungen Kaisers war. Aus dieser seiner Stellung entstand der Wunsch Boetttichers, in dem Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler zu vermitteln und eine Katastrophe zu verhindern. Sachlich und leidenschaftslos ist Boetticher in seinen Aufzeichnungen bemüht, nur der Wahrheit zu dienen, unparteiisch

und gerecht einen Vorgang zu schildern, der so oft in parteiischer Färbung dargestellt worden ist. Ergänzend und Boettichers Darlegungen bestätigend hat der Herausgeber eine Niederschrift des damaligen Chefs der Reichskanzlei Dr. von Rottenburg sowie zahlreiche amtliche Dokumente und Briefe beigefügt, die zur näheren Erläuterung dieser historischen Episode von Wert und Interesse sind. —

Von der 9. Auflage des großen kulturhistorischen Werkes von Ludwig Friedlaender „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms", das — wie wir schon vor kurzem berichteten — von Georg Wissowa neu bearbeitet und vermehrt im Verlage von S. Hirzel in Leipzig herausgegeben wird, liegt nunmehr auch der 2. Band vor. Was wir seinerzeit an dem ersten Bande zu rühmen Gelegenheit nahmen, paßt auch voll und ganz auf diesen zweiten Band, der die Kapitel VIII—XI des Gesamtwerkes umfaßt. Mit seiner Meisterhaftigkeit und Gründlichkeit führt uns der Gelehrte in die Welt des Vergnügens, in die Schauspiele, das Amphitheater und den Zirkus, und gibt uns ein Bild von dem Leben und Treiben bei diesen Volksfesten, bei denen sich die Veranstalter an Großartigkeit und Prunk zu übertrumpfen suchten. Aber nicht nur schöne Seiten zeigt uns dieses Gemälde: auch deutliche Zeichen der Entartung und des Verfalls treten immer mehr, immer krasser zu Tage, Erscheinungen, die leider auch bei uns heute nicht mehr zu verheimlichen und zu verschleiern sind. — Die nächsten Kapitel sind der Musik und der schönen Literatur gewidmet, die beide trotz einzelner rühmlicher Ausnahmen ebenfalls den Stempel des Niedergangs tragen. Und dann wendet sich der Verfasser dem Luxus zu, der in der Zeit von Errichtung des Kaiserreiches bis zum Ausgang der Antonine in der Tiberstadt seine Verbreitung findet, und der gleich der Pest alles um sich ergreift und mit hinabzieht in den Strudel der Verkommenheit. Auch hier kann man so manche Parallele zu unserer Gegenwart finden, manche Erscheinung jener vergangenen Tage mutet an, als ob sie auf die heutige Zeit gemünzt wäre. Wohin diese Verschwendungssucht führt, lehrt Roms Beispiel; vielleicht ist für uns noch eine Umkehr möglich.

Der Verfasser hat diese Vergleiche nicht gezogen, aber dem Leser treten sie beim Durcharbeiten des Werkes immer wieder entgegen, und das ist vielleicht ein Punkt, der Friedlaenders Werk gerade jetzt noch interessanter gestaltet und lehrreicher macht. Hoffentlich gelingt es dem Verlage, auch den Schlußband möglichst bald erscheinen zu lassen, damit dieses Standardwerk der römischen Kulturgeschichte vollendet in der neuen Auflage vorliegt. —

Kurz erwähnt sei an dieser Stelle wenigstens ein neues philosophisches Buch, das Beachtung verdient: „Das Weltbild der Gegenwart" von dem Tübinger Professor Traugott Konstantin Oesterreich, das bei Mittler & Sohn in Berlin erschienen ist. Der Verfasser, der sich bereits durch seine früheren staatsphilosophischen Arbeiten verdient gemacht hat, zeigt in dieser Schrift, wie sich dem veralteten monistischen Weltbild das im Entstehen begriffene und von Jahr zu Jahr deutlicher werdende Weltbild der Wissenschaft der Gegenwart in geschlossener Gestalt gegenüberstellt.

Im Verlage von Friedr. Andr. Perthes (Gotha) hat Adam Röder eine Schrift über den „deutschen Konservatismus und die Revolution" er=

scheinen lassen, in der er Grundsätze aufstellt, die verwirklicht werden müssen, will man auf dem Boden der Tatsachen der Gegenwart eine Fortführung der Politik in konservativem Sinne ermöglichen. Der Konservatismus, wie ihn der Verfasser sich denkt, ist ein fortschrittlicher und sozialer Konservatismus, der den alldeutschen Interpretationen auf Geltendmachung einer einseitigen Machtpolitik scharf entgegentritt. Er fordert für die innere wie für die äußere Politik christliche Weltanschauung und sittliche Betrachtungsweise und erblickt in der Inaugurierung einer antikapitalistischen Entwicklung der Weltwirtschaft eine unbedingte Notwendigkeit, ohne deren Verwirklichung die europäische Kultur und damit die Weltkultur unweigerlich ihrem Zusammenbruche entgegengehe.

Im gleichen Verlage erschien als 9. Heft der „Schriften zum Weltkrieg. Neue Folge" eine kleine, pazifistisch angehauchte Schrift von Dr. Reinhard Streiker über „Deutschlands Zusammenbruch und Weltberuf", die sich aus zwei Vorträgen zusammensetzt, die der Verfasser 1919 in Frankfurt a. M. und Darmstadt gehalten hat. In der ersten von diesen, die „Kant und der Völkerbund" betitelt ist, legt Streiker die Gedanken dar, die der große deutsche Philosoph in seiner Schrift „Vom ewigen Frieden" ausgesprochen hat, und weist nach, daß diese Gedanken Kants eine Vorwegnahme des großen Gedankens vom Haag sind. Der andere Vortrag über „die Lehre des Krieges für Deutschlands Zukunft" zeigt auf Grund der auch von Fichte, Schiller, Goethe und anderen vertretenen Forderung gegenseitiger Verständigung zwischen den Völkern, inwiefern auch die Deutschen eine Mitschuld am Kriegsausbruch trifft, und führt aus, wie aus diesem für uns so unglücklich verlaufenen Kriege doch noch etwas Gutes ersprießen kann, nämlich die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Kampfes gegen den Krieg und gegen den Scheinfrieden, der in Wahrheit kein Frieden ist noch sein kann. Wie allen derartigen Schriften haftet auch der Streiker'schen Schrift der Fehler an, daß sie sich lediglich auf Idealen basiert, aber die rauhe Wirklichkeit, das Reale allzu sehr unberücksichtigt läßt. —

Eine neue kleine Sammlung, die, nach den beiden ersten Heften zu urteilen, in hervorragendem Maße dazu berufen zu sein scheint, politisches Verständnis und politische Klarheit in weiteren Kreisen zu wecken und zu fördern, erscheint im Verlage von K. F. Koehler in Leipzig. Sie führt den Titel: „Grundbegriffe der Politik"; sie will nicht streng wissenschaftlich diese Probleme erörtern, sondern dem Laien einen Einblick gewähren in das Wirrsal all jener politischen Begriffe, von denen er in der Regel leider nur allzu wenig Ahnung hat, über die er jedoch gerade jetzt völlig im Klaren sein muß, will er ein förderndes Glied werden in dem Räderwerk der neuen deutschen Staatsmaschine. Im ersten Heft dieser Sammlung „Kleines politisches Wörterbuch" erläutert Dr. Max Hildebert Boehm die vielen Begriffe, die als Schlagworte durch die politische Debatte der Presse, der Versammlungen des öffentlichen Lebens schwirren, die die meisten nachzuplappern gewohnt sind, ohne über ihre wahre Bedeutung klar zu sein. Der Verfasser gibt in unparteiischer Darstellung zuverlässiges Erklärungsmaterial, das, in Spezialwerken zerstreut, nur schwer zugänglich ist. — Das 2. Heft ist einem der brennendsten Probleme der Gegenwart gewidmet: „Valuta und Staatsbankerott als soziales Problem". In knapper, klar verständlicher Form gibt Dr. Alexander Ringleb in dieser Schrift einen Überblick über diese für uns und unser

Wirtschaftsleben so außerordentlich wichtige Frage.

Schließlich sei noch auf das Buch von Dr. O. Krahl: „Die Rolle Amerikas im Weltkriege" hingewiesen, das bei der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger in Berlin kürzlich erschienen ist. Der Verfasser befand sich bei Ausbruch des Weltkrieges gerade auf einer neuen Weltreise in Amerika und hat nun den ganzen Krieg über in den Vereinigten Staaten zugebracht. Er hat daher reichlich Gelegenheit gehabt, jenseits des Ozeans die Ereignisse zu verfolgen, die Stimmung zu beobachten und zu registrieren, die die einzelnen Phasen des großen Völkerringens in Europa bei den Amerikanern auslösten, und an Hand eigener Erfahrungen, der Presse, der Verhandlungen in den gesetzgebenden Versammlungen, des internationalen Notenaustausches mit den kriegführenden Mächten und „last not least" der von Idealismus überschäumenden, bombastischen Phrasen des Präsidenten Wilson festzustellen, welche Rolle die Vereinigten Staaten während des Krieges gespielt haben. Mit Recht kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß Wilsons Politik von Anfang an in deutschfeindlichem Fahrwasser segelte, wenn man auch vielleicht zu seiner Entschuldigung in dieser schieberreichen Zeit das Goethewort anführen kann: „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben." Für den Leiter eines Weltstaates ist das aber auch nicht gerade schmeichelhaft: entweder ist dieses Sich-Schiebenlassen Dummheit oder Verbrechen. Wir überlassen Wilson die Wahl. Krahl rückt auch die hetzerische Tätigkeit der amerikanischen Presse, die, mit wenigen Ausnahmen, von der Entente gekauft war, ins rechte Licht. — Wenn der Verfasser in seinem Buche für den, der die Presse im Kriege verfolgt hat, nicht viel Neues bringt, wenn auch die Ansicht des Verfassers hier und da nicht ganz zutreffend ist, so gibt das Buch immerhin einen ganz netten Überblick über die Stellungnahme der U. S. A. im Weltkriege, die natürlich nicht vollkommen sein kann, da dem Verfasser ja die inneren Triebkräfte der Politik nicht bekannt sind.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Der Roman steht zwischen Literatur und Dichtung, die Novelle gehört mit ihren Geschwistern, der Ballade und dem Drama, ganz zur Dichtung (oder sollte zu ihr gehören). Nun aber ist die Zahl der guten Dichter geringer als die Zahl der guten Literaten. Folglich sind die guten Novellen spärlicher als die guten Romane.

Zu den aufschlußreichsten Bemerkungen über die Kunst der Novelle zählen einige Gedankengänge, die Paul Ernst gelegentlich vorgetragen und in seinem Buch „Der Weg zur Form" zusammengestellt hat. Wenn er den Begriff der Novelle mehr einschränkt, als es dem herrschenden Sprachgebrauch entspricht, so bestimmt er sie doch im engeren, im eigentlichen Sinne so sicher, daß für diese dichterische Gattung der Weg zur Form ein für allemal klar aufgezeichnet erscheint. Nicht als Charakter- oder Stimmungsbild erfüllt sie ihren Zweck, geschweige denn als Studie oder Skizze, sondern als Darstellung eines außergewöhnlichen Vorfalls, der die entscheidende Schicksalsstunde eines Menschen bedeutet, oder — in minder vornehmer Art — wenigstens als Darstellung eines Vorkommnisses, das, wenn auch nicht so entscheidend, doch eigentümlich und für das Wesen des Helden bezeichnend ist. Wie Lessing

seine begrifflichen Auseinandersetzungen durch Hinweise auf das große Beispiel Homers ergänzt, so stützt sich Paul Ernst auf die in ihrer Art mustergültige altitalienische Novelle. Man braucht nicht auf jeden seiner Sätze zu schwören, man kann neben dem Aufbau der Handlung dem Charakterbild und der Stimmungsmalerei größere Bedeutung einräumen, als er es tut, aber in der Erkenntnis des Wesentlichen vermag er Schaffenden und Genießenden gute Führerdienste zu leisten.

Kühl und klar wie in seinen Abhandlungen ist er auch als Dichter. Ein neuer Novellenband von ihm, „Der Nobelpreis" (München, Georg Müller, 1919), gibt nicht nur so lehrreiche Anwendungen seiner Kunstlehre, sondern auch, ganz abgesehen von dieser Beziehung, so viele für die Art des Dichters bezeichnende und an und für sich hervorragende Dichtungen, daß der Band warm empfohlen zu werden verdient.

Als Musterbeispiel für seine Novellenkunst kann etwa „Der hölzerne Kindersäbel" gelten. Ein Bauer, der sich auf die Dauer nicht gegen den Willen seiner Frau zu wehren vermag, läßt sich endlich von ihr dazu bereden, den Hof seinem zweiten Sohne, ihrem Liebling, zu verschreiben, obwohl er diesen als Narren und Gauner kennt, während der ältere ein stiller, fleißiger Mann ist. Der Verdrängte, der jahrelang auf dem väterlichen Gut gearbeitet hat, verläßt es mit Frau und Kindern, um eine Verwalterstelle anzunehmen. Der Erbe, der in der Stadt ein schwindelhaftes Geschäft betreibt, kommt mit seiner verwöhnten Familie zunächst auf Besuch ins Elternhaus. Der fünfjährige Enkel findet einen hölzernen Säbel, den der Bauer einst seinem ältesten Enkel vom ersten Sohn geschnitzt und den dieser verloren und zu seinem größten Schmerz nicht wiedergefunden hat. Der Großvater, der eben in den Wald fahren will, um Holz aufzuladen, sieht das Kind mit dem hölzernen Säbel, nimmt ihm das Spielzeug, obgleich der Knabe weint und schreit und obgleich sich Frau und Schwiegertochter gegen den Alten wenden, und steigt wortlos auf den Wagen. Unterwegs wird er, als er gegen den Einspruch des Knechtes die Pferde einen steilen Weg hinabzwingen will, überfahren und getötet. Der Knecht erklärt der jammernden Frau, sie solle dem Toten wenigstens seine Ruhe lassen: sie habe ihn doch dahin gebracht, denn er habe sich absichtlich totgefahren, weil ihm das Gewissen keine Ruhe gelassen über die Erbverschreibung.

In dieser bewundernswerten Erzählung sind alle Züge, die Paul Ernst von einer guten Novelle fordert, in wirkungsvoller Weise vereinigt. Ein ganzes Menschenschicksal, das durch die rätselhafte Verknüpfung von Charakter und Umständen gegeben ist, wird an einem einzigen Punkt entschieden, und dieser Punkt ist ein Vorfall besonderer Art, so daß er sich der Phantasie einprägt, und zugleich so bezeichnend für jene Verknüpfung von Schicksal und Charakter, daß aus ihm ein ganzes Leben bestrahlt wird. Deutlich erkennt man auch einen andern der Kunst des Verfassers eigentümlichen Zug, in dem sich scheinbare Gegensätze vereinigen: er liebt es einerseits, von der Vorgeschichte, aus der sich die Bedingungen für das Menschenschicksal ergeben, viel zu berichten, tut es aber zugleich in so knapper Form, daß er sich einer Art von Kurzschrift zu bedienen scheint, in der alles Nebensächliche unterdrückt oder nur eben angedeutet wird. Nicht alle Stücke des Buches stehen auf der gleichen Höhe, und die immer nach einer Gruppe von Novellen eingeschobenen Berichte und Phantasien aus persönlichem Erleben sind mehr wunderlich als unterhaltend, aber im ganzen

spricht aus dem Werk reife Meisterschaft. Andere Erzähler strömen wohl mehr Lebensglut aus, und ihre Schöpfungen sind äußerlich reicher gestaltet, aber in der formstrengen Darstellung des Wesentlichen wird Paul Ernst kaum von einem andern übertroffen.

Auf einige andere Novellenbände kann nur kurz hingewiesen werden. Wie Legenden voll geheimnisvoller Begebenheiten klingen die besten Erzählungen in dem neuen Buch des Schweizer Dichters Albert Steffen „Die Heilige mit dem Fische" (Berlin, S. Fischer, 1919). Sein besonderes Kennzeichen ist die Neigung zum Traumhaften, Jenseitigen. Die Bestimmung und Wendung des Schicksals, die auch hier den Kernpunkt zu bilden pflegt, geht von der Macht des Innern, des Gewissens aus und ist zugleich sittliche Vertiefung.

Wie ein ernster Mensch aus fremder Umwelt und quälendem Grübeln zu sich selbst heimkehrt, wird in der ersten Novelle des Buches von Hans Fresdersdorff „Der Herr aus der Rabengasse. Der Weg in den Abend" (Berlin, Flemming und Wiskott) stimmungsvoll dargestellt. Im Charakterbild des Helden wie in der Wiedergabe seiner Umgebung, der Kleinstadt mit ihren stillfriedlichen und beschränkten Menschen, finden sich fesselnde Züge, und zuweilen läßt ein märchenschöner Klang gespannt aufhorchen. Die zweite — humoristische — Erzählung verliert sich nach verheißungsvollem Anfang in flachem Lauf.

Wilhelm Schussen, der gemütvolle und bodenständige Schwabe, der sich mit seinen Prachtgestalten Vincenz Faulhaber und Johann Jakob Schäufele viele Herzen gewonnen hat, bietet unter dem Titel „Erste Liebe" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919) eine Reihe von Erzählunoen, die gelegentlich ergreifen, oft ergötzen und immer nachdenklich stimmen. Im ganzen wird das Werk wohl von früheren Leistungen des Verfassers übertroffen, aber es übertrifft doch selbst die übliche Unterhaltungsliteratur beträchtlich durch Phantasie, Innerlichkeit, Lebensfrische. Der im Ti el angegebene Leitgedanke wird mannigfach abgewandelt in ernstem und heiterem Spiel. Wirkungsvoll werden Alltags- und Sonntagskinder, Spießbürger und Dichterseelen einander gegenübergestellt.

Von zwei Novellen, die Emma Bonn unter dem Sammeltitel „Die Verirrten" (Mit einem Geleitwort von Bruno Frank. Stuttgart, Strecker & Schröder) veröffentlicht, zeigt die erste, wie eine junge Künstlerin, deren Mutter frühzeitig die Ehe mit einem berühmten Maler gelöst hat, ihren Vater — zugleich den Meister und den Menschen — sucht, wie sie in männlicher Verkleidung ihn findet und seine Freundschaft gewinnt und wie sie, mehr durch äußere Umstände als durch innere Gründe getrieben, ihn wieder verläßt. Die Verfasserin zeigt in der Darstellung der Künstlerkreise und mehr noch der feinen, kaltsinnigen Gesellschaft gute Beobachtung und Menschenkenntnis, das Ganze wirkt aber im Kern de Handlung etwas unbegründet und ziellos. Die zweite Erzählung ist mehr Lebensbild als Novelle: die Geschichte eines hochgesinnten Arztes, der, um ein groß angelegtes Werk der Fürsorge durchzuführen, zum Fälscher wird.

Die „Visionen", fünf Novellen von Alice Flechtner-Lobach (Stettin, Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst, 1919) sind im Inhalt zu gewaltsam, in der Form zu skizzenhaft, um künstlerisch wertvoll zu sein.

Die Humoresken „Ein famoser Wink!" von Käthe Altwallstädt (Jena, Pallas-Verlag, Dr. S. v.

Jezewski) wirken zum Teil behäbig spaßhaft, grenzen aber häufiger bedenklich nahe ans Alberne.

Hans Reyhing bietet in seinen Erzählungen „Brachland" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919) Heimatkunst, die von gesundem, festem Stamm, wenn auch etwas spärlich an Blüten ist. Herbe Kraft und Fröhlichkeit entströmt seinen Schöpfungen. Einfache Menschen, die mit ihrem Fühlen und ihrer Tätigkeit der Natur nahe stehen, treten als lebensvolle Gestalten auf. Ihre Charaktere und Schicksale sind nicht sehr eigenartig, ihre Gedanken nicht sonderlich tief, aber es ist ein Werk von wurzelechter Art.

Tiefer und gewaltiger sind die „Polnischen Bauernnovellen" von W. St. Reymond, übersetzt von J. P. von Ardeschah (München, Georg Müller, 1919). Hier ist Heimatkunst, die zugleich Höhenkunst ist. Hier dringt ein großer Dichter in den innersten Grund der Seele. Nur die Hand eines Meisters konnte diese Gemälde schaffen, auf denen sich Laster, Leidenschaften, Dumpfheit und Tiefsinn, Unter- und Uebermenschliches zu Wirkungen von solcher Wucht vereinigen.

*

O. Hellinghaus gibt eine dankenswerte Zusammenstellung der „kirchlichen Hymnen in den Nachbildungen deutscher Dichter mit den lateinischen Texten, einer Einleitung und Anmerkungen." (M. Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1919). Da der Herausgeber in erster Linie praktische Zwecke verfolgt, so gibt er die lateinischen Texte leider nicht in der ursprünglichen Fassung, sondern in dem Wortlaut der jetzt üblichen Liturgie. Aus demselben Grunde sind nicht immer die schönsten Übertragungen gewählt (z. B. die einzelner Romantiker), sondern solche, die möglichste Treue gegenüber dem jetzigen liturgischen Texte mit dichterischen Vorzügen am meisten vereinigen. Aber auch so hat die Sammlung über den kirchlichen und erbaulichen Zweck hinaus literarische Bedeutung. Wieviel dichterischer Reichtum ist in diesen alten Hymnen enthalten von Ambrosius und Prudentius bis zur Blütezeit der kirchlichen Dichtung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert! Unter den deutschen Übersetzungen ist manche vortrefflich gelungen. Als Übersetzer treten u. a. neben Simrock besonders häufig auf Georg Michael Pachtler (gest. 1889), Johann Schlosser (gest. 1851) und Gustav Königsfeld (gest. 1883). Die Anmerkungen des Herausgebers sind durchweg ausreichend, die Einleitung könnte wohl mehr geben.

Unter den neuen Erscheinungen des Herderschen Verlages (Freiburg i. Br.) sind zwei zeit- und lebensgeschichtliche Werke hervorzuheben. Ludwig Freiherr von Pastor gibt in zwei starken Bänden „Johannes Janssens Briefe" heraus. Die Briefe begleiten und veranschaulichen das ganze Leben und Schaffen des bedeutendsten katholischen Geschichtschreibers und liefern in ihrer Vielseitigkeit zugleich zahlreiche Beiträge zur Zeitgeschichte; zur Kenntnis der kirchlichen, politischen, wissenschaftlichen Kämpfe, mit denen Janssens Lebenswerk unmittelbar oder mittelbar zusammenhängt. Sie bestätigen im ganzen das Urteil des Herausgebers, daß Janssen im Grunde kein eifernder Hasser, sondern eine friedliche Gelehrtennatur war, wenn sich in den Schreiben gelegentlich auch scharfe Worte finden. Oft zeigen die Briefe feinsinnige, ja, künstlerische Form. Auch bei Fernerstehenden, auch bei Andersdenkenden werden sie Achtung vor dem steten wissenschaftlichen Ernst und Eifer ihres Verfassers erwecken, der sich ganz seiner Aufgabe widmete und selbst hohe Ehrenstellen ausschlug, um ihr treu bleiben zu können. Aus der großen Zahl von Briefen mögen besonders hervorge-

hoben werden die Berichte über den Aufenthalt in Rom, die grundsätzliche Aussprache über seine Geschichtschreibung (II, S. 136 ff.) und der Briefwechsel mit dem Philosophen Friedrich Paulsen. Die meisten Schreiben sind bisher unveröffentlicht. Besondere Anerkennung verdient die Arbeit des Herausgebers, der zahlreiche Anmerkungen beigesteuert und außer andern Hilfsmitteln auch ein Verzeichnis der Briefe mit kurzen Angaben über den Inhalt eines jeden hinzugefügt hat. Ein nachahmenswertes Verfahren!

Georg von Hertling, der in dieser Briefsammlung eine bedeutende Rolle spielt, wird als Reichskanzler liebevoll geschildert in dem Werk seines Sohnes Karl von Hertling „Ein Jahr in der Reichskanzlei. Erinnerungen an die Kanzlerschaft meines Vaters.“ An dieser Stelle muß ein kurzer Hinweis auf das Buch genügen. Ohne, wie mir scheint, sehr in die Tiefe der Politik zu dringen, ist das Buch doch eine wertvolle Ergänzung zu den Erinnerungsschriften unserer Staatsmänner und Heerführer. Die versöhnliche und gewinnende Art des Vaters hat sich auf den Sohn vererbt. Das Buch, das flüssig und anschaulich geschrieben ist, zeigt sich erfüllt von warmer Liebe zum Vaterland, von freudigem Stolz auf das Wirken des Helden, von einem vornehmen Geist, der auch vor dem politischen Gegner Achtung hat. Die schlichte Art, in der durchweg nur Tatsachen mitgeteilt, Bewertungen dem Leser überlassen werden, gibt dem Werk einen liebenswürdigen Zug. Briefe und persönliche Erinnerungen werfen häufig neues Licht auf wichtige Verhältnisse und Schicksalswendungen, so besonders auf die Spannung zwischen der Reichsregierung und Ludendorff und auf Kühlmanns Haltung.

Die letzten Hefte der neuen süddeutschen Monatsschrift „Der Schwäbische Bund“ Stuttgart, Strecker & Schröder) rechtfertigen durchaus das Lob, das ihnen hier früher gespendet wurde. Die Schwaben können auf diese Blätter voll klangvoller Namen und gehaltreiche Beiträge stolz sein, und wir wollen ihre Freude teilen. Von hoher allgemeiner Bedeutung ist besonders die als Hölderlin-Heft erschienene sechste Nummer. Sie ist mit ausgezeichneten Bildern geschmückt und enthält neben vortrefflichen lebensgeschichtlichen und literaturwissenschaftlichen Aufsätzen von Seebaß, Lang, Binder mehrere neue Hölderlinfunde, darunter zwei Gedichte, „An Stella“ und „Der Kampf der Leidenschaft“, aus der Zeit, in der Hölderlin Zögling des Seminars in Maulbronn war. Das erste zeigt Klopstocks, das zweite Schillers Einfluß. Auch die sonstigen Beiträge stehen durchweg auf bedeutender Höhe.

Unter den Neuerscheinungen von „Reclams Universal-Bibliothek“ (Leipzig, Philipp Reclam jun.) befinden sich vier weitere Stormbände, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Walther Herrmann: „Drüben am Markt. In St. Jürgen“; „Eine Halligfahrt. Psyche“; „John Riew'“; „Bötjer Basch“. Von Georg Büchner erscheint — man darf wohl hinzusetzen: endlich — „Dantons Tod“, von Karl Stieler der fünfte Band der Gedichte: „Hochlandslieder“. Mehrere Bände sind der Unterhaltungsliteratur gewidmet. Ernst Zahn gibt eine für seine Art besonders bezeichnende Erzählung „Stephan der Schmied“. Ein Menschen- und Familienschicksal, dessen Schauplatz Memel kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges ist, entrollt sich in der Erzählung von Ella Mensch „Der Fremde“. Katharina Zitelmann bietet Schilderungen und Geschichten von Land und Leuten ferner Gegenden in dem Bande

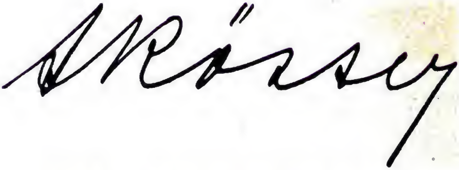
„Die schwedische Gräfin und andere Novellen". In die Kleinstadt führen die scherzhaften Erzählungen von Manuel Schnitzer „Die Korallen der Frau Dina Schöngart" und „Die beiden Michel". Noch scherzhafter geht es in der zum Teil ausgezeichnet erzählten Geschichte aus dem „jüdischen Kleinstadtleben" zu, die Jakob Scherek unter dem Titel „Die Doppelverlobung" veröffentlicht. Von ausländischer Literatur bringt die Universal-Bibliothek das Märchenspiel von August Strindberg „Glückspeters Fahrt", übersetzt und eingeleitet von Heinrich Goebel. Als neue „Bücher für staatsbürgerliche Bildung" erscheinen von Fr. Christoph Dahlmann „Ein Wort über Verfassung" mit einer Einleitung von Rudolf Oeschey und eine von Ernst Drahn ausgewählte und eingeleitete Sammlung von Aufsätzen des sozialistischen Führers Karl Marx, „Lohnarbeit und Kapital. Zur Judenfrage und andere Schriften aus der Frühzeit".

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20. (Fernruf: Zehlendorf 1017). — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.

NORD UND SÜD





Bildnis und eigenhändiger Namenszug des
Reichsministers Dr. Köster.

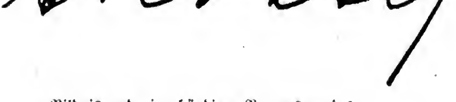
Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buttenhof 36.

44. Jahrgang. Band 173. Heft 549. Juni 1920



Bildnis und eigenhändiger Namenszug des Reichsministers Dr. Köster.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 173. Heft 549. Juni 1920

Professor Dr. Ludwig Stein:
Wesen und Aufgabe der Soziologie.

Um uns dem Ideal aller Soziologie stufenweise mit Erfolg anzunähern, muß neben die organische Methode, welche ja heuristisch große Erfolge zu verzeichnen hat, die vergleichend-geschichtliche ergänzend hinzutreten. Deduktion und Induktion können einander sehr wohl ergänzen, berichtigen, kontrollieren, und man braucht gar nicht so weit zu gehen, wie Mill, der in jeder Deduktion nur eine versteckte Induktion sah. Mögen die „Organiker" immerhin weiter deduktiv verfahren, von allgemeinen Gesetzen wie Integration des Stoffes und Dissipation der Bewegung ausgehen; wir wollen den umgekehrten Weg einschlagen. Wenn die Einsteinsche Relativitätslehre vom ganzen Planetensystem gilt, dann doppelt und dreifach von der Geschichte. In der Geschichte ist alles relativ. Und sollte es uns gelingen, einer durchgängigen sozialen Regelmäßigkeit auf die Spur zu kommen, so werden wir uns stets bewußt bleiben, daß die in dieser induktiv gewonnenen, relativen Gesetzmäßigkeit liegende Allgemeinheit keine strenge, vielmehr nur eine komperative ist, ebenso wie die mit dieser Gesetzmäßigkeit gegebene Notwendigkeit keine mechanische, sondern nur eine teleologische Notwendigkeit in sich schließt, zumal ja vermittels der „induktiven Methode" ewige Wahrheiten von logischer Allgemeingültigkeit überhaupt nicht zu gewinnen sind. Die Soziologie will sich eben nicht beschränken auf die bloße Feststellung der tieferen sozialen Ursachen alles Seins (Koexistenz), und auf die Ermittlung des sozialen Geschehens (Sukzession), sondern sie muß zuoberst dahin tendieren, das soziale Sollen zu normieren, Imperative des menschlichen Handelns zu formen, wie Durkheim richtig gesehen hat. Sie darf sich nicht in beschaulicher Genügsamkeit auf blasses Theoretisieren zurückziehen; sie muß vielmehr in die lebensvolle Wirklichkeit energisch einzugreifen suchen (Politik und soziale Ethik). Da die kirchlichen Imperative immer mehr zu verblassen die Tendenz zeigen, und auch die staatlichen ihre frühere Konsistenz bedenklich eingebüßt haben, so muß die Soziologie ihr Absehen darauf richten, eine Normwissenschaft zu werden, d. h. teleologisch motivierte Imperative zu formen. Bei dieser Aufgabe der Soziologie als Normwissenschaft aber vermag die organische Methode vergleichsweise wenig, die vergleichend-geschichtliche hingegen alles zu leisten. Denn alle Ethik mündet zuletzt in ein Sollen aus. Die Schaffung, d. h. die logische Be-

gründung von Imperativen zur Regelung unseres sozialen Verhaltens ist insbesondere die Aufgabe einer sozialen Ethik. Es verschlägt hierbei wenig, ob dieses Sollen mit Kant als ein abstrakt formales Prinzip oder als grammatische bezw. logische Kategorie begriffen wird. Danach hätte freilich nur das Sein volle Realität, während das Sollen als ein bloßes Denkmittel, als ein Sein im Futurum aufgefaßt werden müßte. Wie es sich aber auch mit der logischen Basis aller Ethik verhalten mag, so besteht doch darüber keine Meinungsverschiedenheit, daß alle Ethik ihrem Grundwesen nach Normwissenschaft ist und bleibt. Geht doch Wundt gar so weit, im Sittlichen die letzte Quelle des Normbegriffs zu erblicken und die Ethik somit als die ursprüngliche Normwissenschaft zu bezeichnen.

Aus der Biologie läßt sich nun aber nie und nimmermehr ein Sollen ableiten oder auch nur logisch stützen. Ist das soziale Leben nicht bloße Parallelerscheinung aller übrigen biologischen Phänomene, sondern mit diesen identisch, wie die Anhänger der organischen Methode wollen, dann gibt es in der Soziologie kein Sollen, sondern nur noch ein Müssen. Wären soziale Gesetze gleich den biologischen einfache Naturgesetze, und nicht etwa, wie wir behaupten, bloße Typen menschlichen Handelns, im günstigsten Falle empirische Gesetze im Sinne Wundts, dann könnte die Soziologie niemals ins wirkliche Leben, in die Formen der Gesellschaftszusammensetzung dirigierend eingreifen. Wären nämlich soziale Gesetze strenge Naturgesetze, dann vollzögen sich ja unsere Handlungen mit mechanischer Notwendigkeit (fatalistischer sozialer Determinismus), und die Soziologie könnte uns unmöglich vorschreiben, wie wir handeln sollen, zumal die Natur uns alsdann ohnehin schon diktiert hätte, wie wir handeln müssen. Naturgesetze verlaufen eben, wie Spinoza für immer gezeigt hat, mit mechanischer Notwendigkeit, und nur psychologische Gesetze, die auf dem Untergrunde des Gefühls, Willens und Intellekts ruhen, vollziehen sich mit teleologischer Notwendigkeit. Die leblose Natur kennt keine Zwecke, nur Wesen, die Bewußtseinsäußerungen — wenn auch noch so rudimentärer Art — offenbaren, passen ihre Handlungen Zwecken an, und diese Anpassung ist eine um so vollkommenere, je höher der Bewußtseinsgrad zum Vorschein kommt. Erst die nach Vernunftszwecken organisierte menschliche Gesellschaft ist einem durchsichtigen System von Zwecken unterworfen. Die anorganische Natur ist das Reich der Gesetze, die lebendig organische das der Zwecke; dort herrschen die Gesetze ausschließlich, hier neben diesen noch die vom Bewußtsein gesetzten Zwecke. In seinem Chemismus und Mechanismus gehört der Mensch als Repräsentant seiner Gattung dem Reich der Gesetze an, in seiner gesellschaftlichen Organisation aber dem der Zwecke. Die organische Methode würde daher, konsequent durchgeführt, eine soziale Ethik unmöglich machen; sie verfällt unausweichlich einem fatalistischen Determinismus, einer rein naturalistischen Deutung alles sozialen Geschehens. Dieselben Gründe aber, welche gegen einen psychologischen Materialismus sprechen, treffen auch seinen

Zwillingsbruder, den soziologischen Naturalismus. Verwandelt man den von uns behaupteten Parallelismus des sozialen und biologischen Geschehens in eine förmliche Identität, wie die strengen „Organiker" wollen, dann gibt es auch im sozialen Leben so wenig wie im Naturgeschehen überhaupt ein Wollen, also auch kein Sollen. Normwissenschaften wären alsdann logisch unzulässig, folglich könnte auch die Soziologie sich niemals zum Range einer solchen erheben.

Haben hingegen wir richtig gesehen, daß nämlich die soziale Notwendigkeit keine mechanische, sondern eine teleologische ist, daß unsere Handlungen keinem mechanischen Druck von außen, sondern einer Motivation von innen, also einem System von Zwecken unterstellt sind, dann gilt die Notwendigkeit der sozialen Handlungen nur in Rücksicht auf die Naturgesetzlichkeit schlechthin, d. h. auf unseren Mechanismus und Chemismus. Alsdann aber stellt sich die Gesellschaft nicht, wie die „Organiker" wollen, als ein „Organismus", sondern als eine Organisation dar. Unter Organismus versteht man das Zusammenwirken von räumlich zusammenhängenden Teilen zu einem gemeinsamen Zweck, unter Organisation hingegen äußerliche Regelung des Zusammenwirkens von Teilen, welche nebeneinander gelagert sein können, aber auch ohne dieses räumliche Nebeneinander zu wirken fortfahren. Ein Organismus löst sich auf, wenn seine Teile auseinanderfallen; eine Organisation, wie Kirche oder Staat zum Beispiel, ist von räumlichem Nebeneinander oder zeitlichem Nacheinander völlig unabhängig. Die Mitglieder einer Kirche leben zerstreut in der ganzen Welt, haben unter Umständen nicht einmal ein gemeinsames örtliches Symbol und stehen in festen seelischen Beziehungen zu Religionsstiftern, welche vor Jahrtausenden gelebt oder vielleicht auch gar nicht existiert haben. Kurz: Organismus setzt Gleichräumlichkeit und Gleichzeitigkeit voraus, um wirksam zu sein; Organisation hingegen ist eine von Raum und Zeit unabhängige Willensgemeinschaft. Der Organismus ist das unbewußte, die Organisation das bewußte Zusammenwirken der einzelnen Teile eines angenommenen Ganzen zu einem gemeinsamen Zweck. Im menschlichen Organismus (Lungen und Herztätigkeit zum Beispiel) sind Instinktsrhythmen, in der sozialen Organisation hingegen Vernunftäußerungen d. h. bewußte Regelungen wirksam.

Die soziale Notwendigkeit ist nach alledem nur aus der Bewußtheit der gemeinsamen Zwecke abzuleiten; sie ist eine Zwecknotwendigkeit, keine Naturnotwendigkeit. Sie folgt aus dem Kausalverhältnis von Zweck und Mittel, nicht aber aus dem von Ursache und Wirkung. Die vergleichend geschichtliche Methode vermag nach alledem nicht bloß eine beschreibende Soziologie zu bieten, sondern auch eine soziale Ethik zu begründen.

Vergleichen wir zum Beispiel die typisch wiederkehrenden Ereignisse, wie sie sich in den Kulturländern durchgängig abspielen (gradweise Aufhebung der Sklaverei, der Aufstieg zu immer größerer Gleichheit, Abschaffung der Tortur, das Recht der körperlichen Züchtigung, wie es die Eltern ihren Kindern, der Gutsherr seinen

Hörigen gegenüber noch vor wenigen Generationen besaß, während heute auf allen Linien unseres Kulturkreises die körperliche Unverletzlichkeit des Individuums rechtlicher Gemeinplatz geworden ist), so können wir daraus nicht zwar Naturgesetze, wohl aber Erfahrungsgesetze für unser soziales Zusammenwirken und Prognosen für die künftige Gestaltung der Dinge ableiten. Eine vergleichende Geschichte der menschlichen Gefühle und Institutionen wird uns lehren, wie wir zweckwidrige Handlungen in Zukunft zu vermeiden, zweckfördernde aber in bewußter Gemeinschaft energisch zu vollziehen haben. Die teleologische Notwendigkeit, das soziale Sollen, ergibt sich eben als ein ungezwungenes Fazit aus den konstatierten Rhythmen des bisherigen sozialen Geschehens. Man werfe nicht ein, daß diese Rhythmen nur relative Geltung haben. Ein französisches Oxymoron besagt: tout est rélatif, et seul le rélatif est absolu. Das ist die auf Gesellschaft und Geschichte übertragene Relativitätslehre Einsteins. In der Aufdeckung dieser sozialen Tendenzen der früheren, insbesondere aber auch in der Bloßlegung der Tendenzen unseres eigenen Zeitalters erblicken wir das Wesen und die vornehmste Aufgabe einer ihrer Grenzen sich bewußt bleibenden Soziologie.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Nikodem Caro: Bayern.

Die letzten Tage gaben mir Gelegenheit, mit einer großen Anzahl führender und einflußreicher Männer verschiedenster Parteirichtungen in Bayern zusammenzukommen und ihre Ansichten über die angeblichen Bestrebungen einer Trennung Bayerns vom Reiche zu hören. Als Ergebnis der gesammelten Erfahrungen muß ich sagen: Die Gefahr einer Absonderung Bayerns vom Reiche ist in hohem Maße vorhanden und hat ihre Ursachen in Verhältnissen, die sofort eine grundlegende Aenderung erfahren müssen, wenn diese Gefahr abgewendet werden soll.

Die Bevölkerung Bayerns hat vor etwa einem Jahre die Wirkungen einer Räteregierung am eigenen Leibe verspürt und breiteste Schichten dieser Bevölkerung betrachten es als Gebot der Selbsterhaltung, sich in dem Moment vom Reiche zu trennen, in welchem die Reichsregierung noch mehr in das bolschewistische Fahrwasser gleitet, als das nach ihrer Ansicht schon jetzt der Fall ist. Der „Saustall Berlin“, eine für die Berliner Regierung allgemein gebräuchliche Benennung, flößt auch sonst streng demokratisch denkenden Menschen in Bayern einen direkten Abscheu ein, diese Regierung wird, trotz der Teilnahme bürgerlicher Parteien, als bolschewistisch in dem Sinne angesehen, daß sie zwar auf verfassungsmäßiger demokratischer Grundlage gebildet ist, aber doch nur als Auftraggeber der terroristisch sich gebärdenden Arbeiterorganisationen wirkt. In diesem Sinne wird das un-

geheure Anschwellen der die Reichskasse belastenden Beamtenschar angesehen als zielbewußte Versorgung von Parteigängern. Die streng geschulte bayerische Beamtenschaft ist empört über die Ernennung unwissender Männer zu höheren Beamten, deren einziger Befähigungsnachweis in ihrer Zugehörigkeit zu einer Partei besteht. Nur als Verbeugung vor den Beherrschern der Straße wird das Verbleiben einzelner sozialdemokratischer Minister beurteilt, trotzdem ihre nach Ansicht der Bayern vollkommene Sterilität und Unkenntnis, die jede gesunde Wirtschaft ruinierende „Konsumentenpolitik“ ihrer Mitarbeiter und die vernichtende Wirkung des von diesen Männern geleiteten Ministeriums auf das gesamte Wirtschaftsleben angeblich auch von weit links stehenden Berliner Kreisen klar erkannt sein soll. Als eine grotesk wirkende und uns um die letzte Spur von Verhandlungsmöglichkeiten bringende Maßnahme wird die Ernennung Kösters zum Außenminister angesehen. Die persönliche Anständigkeit aller dieser Männer, ihr treues Festhalten an der Demokratie wird nicht bezweifelt (in letzter Beziehung bildet Köster eine Ausnahme, dem rein bolschewistische Neigungen zugetraut werden), aber es wird darauf hingewiesen, daß auch die Sozialdemokratie über geistig hochstehende und hochgebildete Männer in ihren Reihen verfügt und doch die Ministerstellen mit Personen besetzt, welche bestenfalls als geschickte Parteisekretäre, niemals aber als Führer der deutschen Politik und Wirtschaft angesehen werden können.

In Bayern ist die Ansicht außerordentlich weit verbreitet, daß unsere ganze politische und wirtschaftliche Misere auf die schlechte Berliner Regierung zurückzuführen ist, welche bei allen Maßnahmen, schon bei Besetzung der leitenden Regierungsstellen, lediglich ihre Wirkung auf die „Massen“ berücksichtigt, dabei aber die wichtigsten Güter des Gesamtvolkes mit einer nicht zu übertreffenden Verständnislosigkeit opfert. Diese Rücksicht der Regierung auf radikale Elemente wird als eine Räteregierung de facto angesehen, die in verhältnismäßig kurzer Zeit auch zu einer formellen führen muß.

Die ungeheuerlichen Zustände im Ruhrgebiet und im Vogtlande, das Paktieren mit Verbrechern und Mördern, haben, als Zeichen der Duldung bolschewistischer Umtriebe durch die Reichsregierung, die Bevölkerung Bayerns außerordentlich gegen diese Regierung eingenommen. Die durch Hölz angezündeten Häuser und Villen leuchteten als Warnungssignale im Bayernland und riefen eine elementare Bewegung zu Gunsten des Abschlusses gegen das Reich hervor. Die Nachrichtenmaschine arbeitete mit Hochdruck: Auch in Chemnitz und Plauen sollen mehr als hundert Häuser von Hölz niedergebrannt worden sein, in Berlin fänden täglich viele Dutzende schwerer Einbrüche statt und zwar mit Teilnahme von Kreisen, auf welche die Regierung Rücksicht nehmen muß, darum dürften auch hierüber keinerlei Zeitungsnachrichten gebracht werden. Wahrheit und Dichtung werden zusammengeworfen und die Groteske der Reichsregierung in eine Fratze verzerrt.

Die Reichswehr, welche die Bayern von den Räteleuten befreit hat, ist dem bayerischen Volke besonders wertvoll geworden. Ihre Unterdrückung durch die Reichsregierung wird als zielbewußte Schwächung der gegen den Bolschewismus wirkenden Widerstandskräfte angesehen.

Als Beispiel der tatsächlich herrschenden Zustände wird die Machtlosigkeit der Regierung gegenüber den stetig steigenden Lohnforderungen einerseits, den Preistreibereien andererseits angesehen. Auch in Arbeiterkreisen Bayerns wird klar erkannt, daß die fortdauernde Gewährung von Lohn- und Gehaltserhöhungen nichts anderes ist, als ein Betrug der Arbeitnehmerklassen, welcher gradlinig zum Bolschewismus führt. Denn diesen Erhöhungen der Bezüge der Arbeitnehmer werden sofort Preiserhöhungen lebenswichtigster Erzeugnisse entgegengestellt, und auf diese Weise nur eine weitere Minderung des Geldwertes, aber keine Erhöhung der Kauf- und Lebensmöglichkeiten bewirkt.

Anstatt nun diesem verderblichen, das Nationalvermögen entwertenden und die Lage des Arbeiters nicht verbessernden Tun Einhalt zu tun, gibt, wiederum nach Ansicht auch bayerischer Arbeiterkreise, die Reichsregierung und die diese beeinflussende preußische Staatsregierung in erster Reihe in ihren eigenen Betrieben aus Rücksicht auf die Straße allen Lohnforderungen nach. Sie beeinflußt hierdurch Verhältnisse der gesamten sonstigen Industrie, die, mit Ausnahme weniger hochwertige Exportwaren erzeugenden Werke, damit lediglich zum „Lohnzahler" wird, sie verteuert hierdurch die Rohstoffe der lebenswichtigen Industrien, erhöht ihre Produktionskosten und dadurch die Preise der wichtigsten Nahrungs- und Gebrauchsmittel und führt durch Zerrüttung der Wirtschaft zum Bolschewismus.

Mit besonderer Erbitterung wird auf das Verhalten der Reichsregierung gegenüber solchen Industrien verwiesen, welche hochwertige Exportware erzeugen und deshalb „um Ruhe zu haben und im angeblichen volkswirtschaftlichen (tatsächlich aber im eigenen) Interesse zu produzieren" den unsinnigsten Lohn- und Arbeitsbedingungsforderungen nachgeben. Diesen Industrien gegenüber nimmt die Reichsregierung, weil sie führend in der Lohnbewilligung sind, eine besonders wohlwollende Stellung ein, trotzdem hierdurch aus oben angegebenen Gründen nur der allgemeinen Teuerung und der fortschreitenden Bolschewisierung Vorschub geleistet wird. Der bayerische Arbeiter würde sofort an den Abbau der Löhne herangehen, wenn er sicher wäre, daß Hand in Hand damit ein Abbau der Preise seiner Bedarfsgegenstände geht, er glaubt, in Uebereinstimmung mit weitesten Kreisen Bayerns, daß dieser Abbau bei einer zielbewußten Wirtschaftspolitik möglich ist und nur durch die bolschewistisch verseuchten Berliner Regierungskreise unmöglich gemacht wird.

Mit außerordentlicher Schärfe wird in Bayern das Tun der bürgerlichen Parteien verurteilt, welche an der Regierung teilnehmen. Ihnen wird der ungeheure Vorwurf gemacht, daß sie die verderbliche Wirkung der in den Reichsmini-

sterien sitzenden und ihre Aemter der Zustimmung der Straße verdankenden Männer kennen, aber aus lauter Feigheit und aus falschem Ehrgeiz die Mitschuld an diesem Verderben tragen. Mit großer Spannung wird der in den Rechtsparteien sich vollziehende Reinigungsprozeß verfolgt, als dessen Anfang der Uebertritt von Kardorff's, von Dewitz's usw. zur Deutschen Volkspartei angesehen wird, noch stärkere Hoffnungen werden an eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Zentrum und Bayerischer Volkspartei als Anfang einer Gesundung der Verhältnisse geknüpft, einer Gesundung, welche darin besteht, daß die bürgerlichen Parteien sich vom Gängelbande der von bolschewistischen Parteigängern geleiteten Sozialdemokraten freimachen.

Denn es muß mit aller Deutlichkeit festgestellt werden: Bayern will beim Reiche bleiben, es gibt wohl kaum jemanden in Bayern, der die Trennung vom Reiche als Zweck seiner politischen Tätigkeit ansieht. Bayern will willig mit allen Landesteilen die Folgen des verlorenen Krieges tragen. Aber ebenso ernst ist in weitesten Kreisen Bayerns der Wille, sich nicht in den Strudel der kommunistischen-bolschewistischen Wirren hineinziehen zu lassen, die die Bayern absolut sicher kommen sehen als Folge der ihrer Ansicht nach unfähigen bankrotten Reichsregierungen, die die Geschicke Deutschlands seit November 1918 leiteten.

Bayern wird mit Zustimmung von mindestens neun Zehntel seines Volkes, falls nicht in kürzester Zeit eine volle Aenderung des Kurses im Reiche vor sich geht, diese Trennung vollziehen aus Selbsterhaltungstrieb, aber auch, wie viele glauben, im Interesse des Reiches selbst, für dessen zukünftigen Aufbau ein gesunder Teil verbleiben soll. Bayern bereitet sich auf diesen Schritt vor. Es schafft Ordnung im Lande. Die Staatsautorität gewinnt, wie tausende Vorgänge des Alltags beweisen, an Ausdehnung, den Auswüchsen der Kriegs- und Revolutionszeit, den Schiebern und Schiebungen wird mit Macht zu Leibe gegangen, die Mitarbeit am öffentlichen Wohle gewinnt täglich an Freudigkeit. Bayern verlangt aber vom Reiche, daß es umkehre vom Wege der Räterepublik, auf dem es sich schon befindet, wobei keinesfalls eine Abkehr von der Sozialdemokratie, sondern ein volles Zusammenarbeiten mit ihr, jedoch Freimachung von den Einflüssen der Straße und den nicht verfassungsmäßigen Organisationen die Grundlage bilden soll. Geschieht dies nicht, dann wird die Abtrennung Bayerns mit allen daran sich knüpfenden Folgerungen sicher stattfinden, es wird, wie mir ein prominenter, dem Reiche von Herzen ergebener Bayer gesagt hat, eine Front errichtet werden, von welcher aus das Reich der wahren Kultur zurückerkämpft wird.

Das Verhalten der Entente wird als den bayerischen Plänen günstig angesehen. Auch die Entente will nicht, daß Deutschland bolschewistisch wird, sie wird deshalb bei dem, nach bayerischer Ansicht, durch die bisherige Regierung bewirkten und von ihr unterstützten unvermeidlichen kommunistischen Zusammenbruch Deutschlands, welcher im Ruhrgebiete, Vogtlande usw. schon als bestehend

angesehen wird, die bayerischen Absonderungsbestrebungen nicht nur nicht hindern, sondern sie auch unterstützen. Diese Unterstützung wird in der Besetzung des nach Bayern führenden Korridors gesehen, welcher nach bayerischer Ansicht im Grunde mit englischer Zustimmung erfolgt sein soll, und in gewissen Presseäußerungen des Auslandes, welche auf die ausreichende Belieferung Bayerns mit böhmischer, oberschlesischer und Saarkohle hinweisen, wodurch eine Gegenwirkung des Ruhrreviers unwirksam gemacht werden soll.

Ich habe aus Bayern den Eindruck erhalten, daß wir vor der schicksalsschwersten Stunde der Nachkriegszeit stehen, daß in Bayern ein fester, unabwendbarer und durchführbarer Wille besteht, beim Reiche zu bleiben, wenn die Reichsregierung von ihrer verderblichen Politik der Straße absieht, sich aber vom Reiche zu trennen, falls irgend welche weiteren Folgen des bisherigen Tuns dieser Regierung eintreten. — Es ist eine Selbsttäuschung, wenn von verschiedenen Kreisen der Reichsregierung mit einer anderen Wendung der Dinge gerechnet wird. Der Weg liegt klar und eindeutig, ihn zu beschreiten darf keinen Moment gezögert werden.

Berlin, den 26. April 1920.

Oskar von Wertheimer: Das Wesen der Demokratie.

In dem Aprilheft dieser Monatsschrift veröffentlichte Herr Ministerialdirektor z. D. Dr. Meydenbauer einen Aufsatz, in dem er die Zusammenhänge zwischen der deutschen Demokratie und dem wirtschaftlichen Leben Deutschlands erörterte. Der Grundgedanke seiner Ausführungen war, daß die westliche Demokratie allein für Deutschland nicht geeignet sei und durch die berufsständige Gliederung des Volkes als Arbeitsgemeinschaft ausgeglichen und ergänzt werden müsse. Der allgemeine und nicht der besondere deutsche Gesichtspunkt läßt aber manches in anderem Lichte erscheinen. Wir leben in einem ausgesprochen politischen Zeitalter. Diejenigen, die Politik nur als wirtschaftliches Problem betrachten, hätten durch den Krieg zu einer anderen Auffassung belehrt werden sollen. Die Grundlagen aller Politik und ihre wirklichen Ziele mögen, wenn auch nicht gänzlich, so doch zum größten Teil wirtschaftliche sein. Aber zuletzt machen Menschen Politik und bei diesen liegen die Entscheidungen. Mit ihnen und ihren Notwendigkeiten muß sich das politische System ebenso befassen, wie mit denen des wirtschaftlichen Lebens. Reine Wirtschaftspolitiker sind immer schlechte Staatsmänner gewesen und manche große Staatsmänner haben von wirtschaftlichen Fragen nur die unbedingt notwendigen verstanden. Der reinpolitische Verstand ist durchaus kein wirtschaftlicher. Im Volksleben das Politische dem Wirtschaftlichen

unterordnen zu wollen, heißt ihm die eigentlich staatliche Kraft zu nehmen. Wenn man behauptet, daß für diesen oder jenen Staat vor allem die wirtschaftlichen Fragen das Entscheidende seien, und daß man die Politik in der Sorge um die Wirtschaft vernachlässigen dürfe, so ist das theoretisch ein Irrtum und praktisch ein Fehler. Gute Politik fördert auch das Aufblühen des wirtschaftlichen Lebens; doch eine gute Wirtschaftspolitik bedeutet noch lange keine richtige staatliche Politik. Und da das Volk nur im Staate leben kann, so ist diese schließlich entscheidend. Die Demokratie ist aber heute das stärkste staatliche System. Daß sie nicht überall, vielleicht nirgends ganz rein zur Geltung kommt, beweist nichts gegen ihre überlegene Kraft. Es scheint also, vom Standpunkt eines jeden Staates, der seine Stellung behaupten und seine Macht zur Geltung bringen will, daß er dieses System nicht bekämpfen, ablehnen oder bis zur Unkenntlichkeit verändern darf, sondern es annehmen und das Volk zu ihm erziehen muß. Die Demokratie ist nicht im Niedergange begriffen. Alle jene Länder Europas, die heute noch reaktionär sind, haben keine andere Möglichkeit, als unterzugehen oder zur Demokratie fortzuschreiten. Auch ist diese nach dem Weltkrieg unleugbar stärker geworden, als sie es vor ihm war. Ihre großen und reichen Möglichkeiten sind noch lange nicht erschöpft. In ihrem Rahmen kann sich auch das wirtschaftliche Leben am freiesten entfalten.

Wer den wahren Sinn jeder Verfassung mit Aufmerksamkeit und Unvoreingenommenheit prüft, wird erkennen, daß sie nicht nur als Mittel dient, um den Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen, sondern ebenso sehr darauf bedacht ist, dem unbeschränkten hemmungslosen Volkswillen Schranken zu setzen. Sie ist ebenso sehr für, wie gegen das Volk geschaffen. Denn jede Verfassung und die Schöpfer jeder Verfassung haben dunkel oder klar erkannt, daß man für das Leben des Staates etwas im Menschen befreien und etwas in ihm bekämpfen müsse. So hat jede Verfassung zwei Seelen; eine, mit der sie dem Volke dient, und eine, mit der sie das Volk abwehrt. Diese Abwehr kommt in Taten zum Ausdruck, die oft als Weisheiten gerühmt werden, in den gesetzgebenden Körperschaften selbst, die durch ihr bloßes Dasein, durch die Tatsache, daß man nicht dem Volke, sondern einer kleinen Versammlung die höchste Gewalt überträgt, deutlich das Mißtrauen gegen dieses zum Ausdruck bringt. Man nennt eine Verfassung dann weise, wenn sie die Leidenschaften fernhalten und die gesetzgebende Gewalt in eine Atmosphäre erheben kann, in der nur noch die Abgeklärtheit, die Ruhe und die Stärke der Überzeugung das Wort haben. Aber jeder Schritt zu dieser Höhe bedeutet ein sich Entfernen von der Allgemeinheit. Je mehr man die Notwendigkeit der Ruhe und Abgeklärtheit der politischen Körperschaften betont, um so mehr läßt man erkennen, daß diese bei dem Volke nicht vorhanden sind und daß man zahlreiche Maßregeln und Institutionen ersinnen muß, um sie zu sichern und zu bewahren. Die ganze Geisteskraft, die die Menschheit beim Ausdenken und Erbauen von Verfassungen aufgebracht hat, gilt dem Ziel, zu erforschen,

wie das Gute im Menschen zur Herrschaft gelangen und das Schlechte in ihm unterdrückt werden kann.

Selbst der Konvent der französischen Nation im Jahre 1792, zu einer Zeit also, in der man die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schon lange proklamiert hatte, zerbrach sich bewußt oder unbewußt über diese Frage den Kopf. Je nachdem die Schöpfer von Verfassungen die Natur der Menschen beurteilten, bauten sie deren Grundlagen. In allen findet sich die Sorge um das Wohl des Volkes, auch in den autokratischesten, und in allen die Sorge vor den Torheiten und Leidenschaften des Volkes, auch in den freiheitlichsten. Sie sind verschieden in ihrem Wesen, in ihren Zielen, aber in diesem Einen sind sie sich gleich.

Für jede Verfassung gilt in gewissem Sinne, was Sieyes von seinem tief erdachten und doch so törichten Verfassungsentwurf für das Konsulat sagte, daß er einer Pyramide gleiche, die auf breiter Grundlage stehe und sich immer mehr nach oben zuspitze. Es wäre töricht, zu behaupten, daß moderne Regierungsformen schon in vergangenen Jahrhunderten hätten gelten müssen. Die Jahrhunderte und die Völker, die so verschieden waren, können nicht mit dem gleichen Maßstab gemessen werden. Im Zeitalter Josef II. war die Demokratie ebenso eine Unmöglichkeit, wie es im heutigen England der Absolutismus eines Königs wäre. Doch in dem Wechsel der Zeiten und Anschauungen sind die wesentlichsten menschlichen Bestrebungen und Wünsche die gleichen geblieben. Betrachtet man die aufgeklärten Völker der Gegenwart und die menschliche Natur überhaupt, so scheint es, als ob keine Staatsform bisher, weder die autokratischen noch die demagogischen, der wahren Natur des Menschen entsprochen hätte. Die bewußte Autokratie verwarf jede politische Tätigkeit des Volkes, weil sie es für unfähig hielt zur selbständigen Leitung und Führung. Doch sie überschätzte ihre eigene Kraft und konnte die Aufgabe, die ihr für andere zu schwer schien, selbst nicht lösen. Die ungeheure geistige und moralische Kraft in einem einzigen Mann, die den Kern ihres ganzen Systems bildet, vermochte sie nicht hervorzubringen. Statt der Tugenden eines Einzelnen herrschten die Laster Vieler. Der den Namen hergab für die staatlichen Handlungen, wußte oft nichts von ihnen. Das Wohl des Volkes war die letzte, das eigene Wohl die wichtigste Sorge. Das Elend wuchs, aber mit ihm der Wunsch nach Freiheit. All das, in dem sich das Gegenteil des bisherigen Zustandes verkörperte, war ersehnt. Die Tyrannei wurde gestürzt. Im Rausch der neuen Bewegung suchte man die unbeschränkte Freiheit zu verwirklichen und vergaß, daß dennoch eine eiserne Gewalt bestehen müsse, die die Menschen zu dem Guten und Notwendigen zwingen müsse, das sie freiwillig niemals tun.

Die Demokratie ist nicht so einheitlich, nicht so überzeugend, nicht so ursprünglich wie die Autokratie und die Demagogie. Sie ist nicht so sehr aus Gefühlen und Weltanschauungen, als aus Erkenntnissen entstanden. Sie ist viel bescheidener, aber zugleich auch weit mehr in sich gefestigt als die übrigen Systeme.

Sie ist lern- und wißbegierig, und eben deshalb viel gründlicher und bedeutender als diese. Sie hat aus der Geschichte die Erkenntnis geschöpft, daß unbeschränkte Tyrannei und hemmungslose Freiheit Unmöglichkeiten sind und die Völker nach einem kurzen Rausch in das Elend und zum Untergang führen müssen. Sie durchschreitet die geschichtliche Entwicklung der Menschheit und nimmt mit beiden Händen von allen Lehren zur Rechten und Linken das, was ihr wertvoll an ihnen und wahrhaftig erscheint. Aus diesem baut sie ein neues System und haucht ihm ihre eigene Seele ein. Sie geht zurück zu den tiefsten Quellen der Erkenntnis, zur menschlichen Seele, erforscht deren Gesetze und sucht diese auf die politische Welt anzuwenden. Denn der staatliche Bau ist für Menschen bestimmt und muß für deren Leben ausgestattet sein, nicht für das eines Ideals. Die Demokratie will dem Menschen zum Sieg verhelfen, nicht einem Prinzip. Unverwandt, während sie baut, hat sie ihr Auge auf das Leben gerichtet. Was sie aber von allen andern Systemen am stärksten unterscheidet und weit über alle andern erhebt, ist ihre Wahrhaftigkeit. Autokratie und Demagogie leben von der Lüge. Ihr System würde in dem Augenblick zusammenstürzen, in dem sie den Mut hätten, die Wahrheit über sich und ihre Lehren zu sagen. Die Tyrannei bedient sich oft der Hilfsmittel der Demagogie und schmeichelt dem Volk, um es beherrschen zu können. Vor allem aber macht die Demagogie es zum Gott und redet ihm ein, es könne schrankenlos seine Gelüste befriedigen. Die Demokratie muß die Lüge verschmähen, denn sie kann nur durch die Wahrheit bestehen. Sie ist nur solange lebensfähig, solange sie wahrhaftig ist. Denn sie ist nur dort stark, wo das Volk, das sie regiert, stark ist. Und stark ist nur, wer die Wahrheit und sich selbst erkennen lernt. Die Demokratie lügt dem Volk nicht vor, daß alle seine Glieder gleich fähig und gleichberechtigt wären zur Führung. Sondern sie lehrt, daß es sich durch seine besten Männer regieren lassen müßte. Sie sucht das Schlechte in den Menschen vom Guten in ihnen zu trennen. Das Schlechte bekämpft sie, das Gute sucht sie zu befreien und zu stärken. Sie ist bemüht, das Starke in ihnen freizumachen und sie selbst zu adeln. Die Autokratie lehrt, daß die Menschen unfähig sind, sich zu regieren, und deshalb von einer äußeren und höheren Gewalt geleitet und beherrscht werden müssen. Die Demokratie beurteilt die Fähigkeiten und Bestrebungen der Menschen klarer und tiefer und sucht allen gerecht zu werden. Sie weiß, daß die meisten Menschen in kleinen traurigen Verhältnissen leben, die ihnen nicht gestatten, ihre ganze Kraft und ihren Eifer den Fragen der Politik und der Freiheit zuzuwenden. Sie weiß auch, daß nur wenige Menschen jene Höhen erreichen, die sie befähigen, die Führung eines ganzen Volkes zu übernehmen. Aber sie erkennt auch, daß in den Menschen ein starker unbezähmbarer Trieb nach Freiheit wohnt, den man befriedigen und leiten muß, soll er sich nicht gewaltsam Bahn brechen und schreckliche Folgen zeitigen, daß man diesen Trieb, dringt er auch nicht zur Klarheit und Reinheit empor, gestalten und formen und als Grundlage und Unterbau des ganzen staatlichen Lebens verwerten muß.

Sie sieht auch, daß man den Menschen erhöht und innerlich befreit, wenn man ihm Pflichten und Rechte gibt. Aber sie läßt sich nicht beirren zwischen allzu harten Regeln und allzu großer Freiheit. Was sie erstrebt, ist das Erreichbare, was sie lehrt, ist die Mäßigung und Selbstbeherrschung, was sie ersehnt, ist der notwendige Einklang. Die Demokratie ist nie vollendet, sie strebt selbst immer fort und lehrt das Volk fortstreben. So ist sie die große politische Erzieherin. Sie ist auch eine breite Brücke vom Volke zur möglichen Freiheit, auf der jeder hinüberschreiten kann, der die Kraft und den Mut hierzu besitzt.

Aber die Demokratie als System ist an sich noch etwas Unfertiges. Zum vollendeten Werk wird sie erst durch die bedeutenden Männer, die sie hervorbringt und die in ihr die führende Rolle spielen. Ohne diese ist sie wie ein Bau, dem das schützende Dach fehlt, durch das er erst zum wirklichen, bewohnbaren Gebäude wird. Denn die Demokratie birgt durch die großen Freiheiten, die sie mit sich bringt, auch große Gefahren in sich. Wohin unbeschränkte Freiheit führt und führen muß, lehrt jeden Einsichtigen die große französische Revolution. Nur dann, wenn die eiserne Hand einer Regierung fehlt, die weiß, daß man kleinen Gefahren rechtzeitig begegnen muß, will man größere vermeiden, kann es geschehen, daß ein Volk und ein Staat so aus dem Gleichgewichte kommen, daß sie erst den tiefsten Punkt des Abgrundes erreichen mußten, um wieder festen Boden unter sich zu fühlen. Nun aber will die Demokratie fast alle jene Freiheiten wieder erwecken, die eine stürmische und unbesonnene Zeit um der Prinzipien willen für alle Ewigkeiten zu begründen gedachte. So beschwört sie Mächte herauf, die sie selbst wieder bändigen muß. Das ist eben das Große an ihr, daß sie die notwendige Beschränkung aller Dinge erkennt, daß ihr die Freiheit unerläßlich scheint, ohne sie zur unbeschränkten Herrscherin zu machen, daß sie nichts tut und denkt und sinnt, das nicht dem Volke gelten würde, aber daß sie auch dem Volke die Grenzen seiner Macht zeigt, daß sie für jede Kraft eine Gegenkraft aussinnt, die sich gegenseitig emporheben und doch einander bindend das Gleichgewicht des ganzen Baues erhalten. Diese Macht, die die Demokratie beschränkt, bindet und doch vollendet, sind eben die bedeutenden Männer. Sie kommen aus dem Volk, sie lenken es, aber sie wenden sich auch gegen das Volk dort, wo es notwendig ist. Kein politisches System bedarf der großen Männer so sehr, wie eben die Demokratie. Es ist nicht wahr, daß die militärische Autokratie die größten Köpfe erfordert. Waffengewalt erhält sich leichter durch sich selbst als ein freiheitsliebendes System. Die Dummheit verbirgt sich nirgends so gern, wie hinter Bajonetten. Aber wer kann die geordnete Freiheit vor den Gefahren beschützen, die in ihr selbst liegen? Wer kann ein Volk, das sein Geschick durch ein Wort bei den Wahlen selbst bestimmt, zwingen, den richtigen Weg zu gehen? Wer kann es abhalten, sich in das Verderben zu stürzen, wer es überreden, das Vernünftige zu tun? Ein Volk, dessen Herrscher zugleich auch sein Herr ist, kann nur durch diesen, nicht durch sich selbst zugrunde gehen. Mit der Freiheit, die es genießt, wächst

aber auch die Gefahr, in der es lebt, und die Verantwortung, die es vor sich selbst trägt. Die Verfassung, die Gesetze beschränken eine Nation nicht. Sie kann die Gesetze ändern, die Verfassung vernichten. Sie kann sich, wenn sie will, in jede Torheit, in jedes Abenteuer stürzen, und niemand vermag sie daran zu hindern. Nur eine Kraft lebt im demokratischen Staate, die alles führen und hemmen kann, das ist die der großen Männer. Ein großer Mann in einem freien Staat muß sein wie ein Felsen im Meere. Die Wellen der Unvernunft, der Selbstsucht, der Mißgunst, der Niedrigkeit, die überschäumenden Wellen der Leidenschaften müssen alle an ihm zerschellen. Und die Kraft eines solchen Mannes kommt am stärksten in der Kammer der Volksvertreter zum Ausdruck. Das Parlament ist der höchste Ausdruck der frei über ihr Geschick beratschlagenden und ihr Geschick bestimmenden Menschheit. Wenn einmal die politische Menschheit diesen Gipfel ihres Denkens und Handelns verläßt, kann sie nicht mehr aufwärts, sondern nur mehr abwärts steigen. Wer wüßte nicht, daß in jedem Parlament, daß in den Parteien, die doch auch nur aus Menschen bestehen, neben Ehrlichkeit und Reinheit auch Gewissenlosigkeit und Niedrigkeit herrschen? Es gibt Leute, die den Parlamentarismus bekämpfen, weil die Parlamente nicht tugendhaft genug sind. Als ob es ein Haus gäbe, von den Palästen bis zur Bettlerhütte hinab, in dem die Verderbnis nicht auch ihren Sitz hätte? In den Parlamenten mischt sich das Hohe und Niedrige der menschlichen Natur eben am stärksten. Aber soviel der Geist auch grübelt, er findet keine Form, die mehr Raum böte, daß sich der Mensch entfalte, als diese. Die größte Aufgabe des Parlamentes ist, das Leben der Nation in sich aufzunehmen und diese mit ihrem eigenen Leben zu erfüllen. Die Ruhe des englischen Parlamentes ist ein Zeichen der Besonnenheit, aber auch der Eigenart und der Tradition. Großes wird auch aus Leidenschaften geboren und im Sturm wächst die Kraft der Beredsamkeit, die Stärke der Gedanken, die Macht der Gefühle, die Größe der Redner, des Parlamentes, des Volkes. Wenn Meinung und Gegenmeinung, Urteil und Anschauung auf Höhen hinaufgetragen werden, die andern unerreichbar sind, dann erfüllt diese Körperschaft ihren letzten und besten Zweck.

Persönlichkeit ist die einzige Erdengewalt, vor der sich die Menschen auch innerlich beugen. Sie ist die Kraft zu führen, zu herrschen, der man sich unterwerfen muß. Wer diese geheimnisvolle Kraft nicht in sich trägt, mag sein Blick noch so klar und scharf, sein Urteil noch so ruhig und abgeklärt, sein Wissen noch so groß, seine Rede noch so bedeutend sein, wird immer ein Rufer in der Wüste bleiben. Denn er hat nicht die Macht in sich, die Menschen mit sich fortzureißen und zu einem gewaltigen Beginnen zu führen. Viele behaupten, daß die Demokratie die allgemeine Verflachung bedeute. Aber wie wäre das möglich, da doch kein anderes System so sehr der innern Größe bedarf? Es ist schwer zu sagen, daß sich die große Masse des Volkes für eine bedeutende politische Maßregel mit voller Klarheit und vollem Bewußtsein auszu-

sprechen vermag. Die Menschen, die Gründen und schwierigen Argumenten zugänglich sind, beschränken sich stets auf einen kleinen Kreis. Was außerhalb dieses Kreises lebt, ist nur durch die Gewalt einer Persönlichkeit für eine Idee zu gewinnen. So ist die Persönlichkeit eine größere Notwendigkeit für die Demokratie, die auf der Freiheit der Entschließung beruht, als für jedes andere System, das seine Wünsche mit Gewalt durchzusetzen vermag. Sie nimmt die gleiche Stelle im freien Staat ein, wie die rohe Gewalt in der Autokratie.

Die Freiheit ist der Boden, aus dem die Persönlichkeiten emporwachsen. Hier verbinden sich die beiden Grundprinzipien der Demokratie miteinander. Ihre Freiheit ist eine äußerlich unbeschränkte, im Innern gebändigte. Die Kräfte, die sie bändigen, hat sie selbst erzeugt. Es sind ihre eigenen überragenden Söhne. Ohne die Freiheit der Gesetze, und mehr noch, ohne die allgemeine Freiheit des Geistes kann sich das Bedeutende nicht entfalten. Die allgemeine Freiheit im demokratischen Staatssystem hat einen doppelten Wert: Als die beste und schönste Lebensform für das Volk und als die Wiege jener Kräfte, die das Volk führen und regieren müssen. Man erkennt die Gesetzmäßigkeit, Notwendigkeit und Größe dieses Aufbaues. Alle Kräfte sind unzerreißbar mit einander verbunden, halten gegenseitig das Gleichgewicht aufrecht, ergänzen sich und vollenden auch dort, wo sie gegeneinander streiten, in gemeinsamer Arbeit das Werk.

Das Leben der Staaten erfordert immer die ganze Kraft seiner Bürger. Auch der mächtigste Staat wandelt immer am Rande des Abgrundes. Ihn in diesen zu stürzen, ist unendlich leicht, ihn davor zu erretten, unendlich schwer. Wer einmal erkannt hat, wie sich die kleinsten Fehler, die geringsten Versäumnisse unerbittlich und bitter rächen, wie selten es gelingt, alle Notwendigkeiten der Politik zu erkennen und ihnen Genüge zu tun, wie leicht es ist, durch Torheiten einen Staat und ein Volk zu verderben, und wie die politische Geschichte der Menschheit zum weitaus überwiegenden Teile aus Torheiten, Irrtümern und Verbrechen und nur zu einem verschwindend kleinen Teile aus klugen und heilsamen Taten besteht, der kann kein anderes politisches System unterstützen, als das der Demokratie, das das überhaupt Erreichbare zu sichern verspricht, indem es dem Volke die allgemeine Freiheit und den Besten durch ihre Überlegenheit die Führung im Staate gibt.

G. Buetz: Soll der Deutsche auswandern?

Die politischen wie wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands haben gerade innerhalb der intellektuellen Kreise der Bevölkerung eine wahre Sehnsucht entstehen lassen, den Staub des Landes der Heimat von den Füßen zu schütteln. Diese Auswanderungs-Bewegung ist zu verstehen. Jahre haben deutsche Männer, stündlich den Tod vor Augen, um ihr Vaterland gekämpft. Sie kehrten heim und fanden — einen Trümmerhaufen. Sie sahen, die Welt der Ideen, die zu erhalten sie keinen Blutstropfen gespart hatten, war untergegangen. Was ihnen heilig, bewirft man heute hohnvoll mit Spott. Ekel, bis zum Rand der Lippe gefüllt, ist die Empfindung, welche jene beherrscht. Neben diesem Gefühle, das zur Auswanderung treibt, stellen sich noch zwei andere Faktoren ein, die zu einer Auswanderungslust führen. Teilweise sind alle ehemals bestandenen Existenzbedingungen gelöst, andererseits haben noch keine Berufsmöglichkeiten bestanden. Junge Leute, die 1914 von den Schulbänken zu Felde zogen, die nach den ersten Semestern die Universitäten verließen, ihrem Vaterlande zu dienen, kommen als 25 und 27 jährige Männer zurück. In einem Alter, in welchem man seinen Assessor macht und seine Niederlassung als Arzt unternimmt, also in einem Alter, in dem normalerweise die verdienstziehende Berufstätigkeit beginnt. Seelisch entwurzelt, beruflich nahezu Enterbte, kehrten jene Kämpfer zurück. Man hat keinen Halt, man besitzt keine Fesseln. Leicht wiegt der Staub der heimatlichen Erde. Andererseits hat das lange Leben in unsicheren Verhältnissen, in fremder Umgebung unter der Aufgabe aller kulturellen, zuvor als dringend notwendig erkannten Ansprüche, die Gedanken unserer Manneswelt, man ist versucht zu sagen: auf eine breitere Basis gestellt. Die Fremde, die Ungewißheit, das Losgelöstsein von dem Hergebrachten, erweckt nicht mehr jene Bedenken erregenden und daher hemmenden Gefühle, die zuvor dem Wanderstabe seine Berechtigung nahmen. Abenteuerlust mag mit unterlaufen. Doch sie ist gering.

Nun findet der Mann zu seinem Wollen leicht eine Gefährtin. Noch nie ist so viel und so unbedenklich geheiratet worden wie heute. Das Wort: das junge Blut hat sich erkannt, und junges Blut erkennt sich schnell, ist jetzt von der Praxis recht lebhaft angewendet worden. Wie kommt es nun, daß unsere bodenständigen, unsere ihrem Wesen nach so recht im innersten konservativen Frauen, jetzt mit heißblütigem Temperamente zu Anhängerinnen der männlichen Auswanderungspläne wurden? Auch hier zieht der Krieg seine Rechnungen ein. — Der Krieg hat gerade unsere Frauen der gebildeten Kreise aus dem Rahmen der althergebrachten häuslichen Erziehung hinausgedrängt. Man wurde „Berufsmädel". Als Krankenschwester, als Gärtnerin, als Akademikerin, als Angestellte verließ

das junge Mädchen ihr Vaterhaus. Teils hatte die ernste Zeit die Gemüter beeinflußt, vielfach wußte man ohne die vertanzten Winter, ohne Badesaison und Tennisspiel seine Zeit nicht unterzubringen. Vielfach mahnte die schon im Kriege beginnende Teuerung die Eltern, den Töchtern eine Berufsausbildung zu geben.

Kurzum, auch hier tat sich ein Neuland auf, auch hier gewann das junge Leben den Blick für eine größere Linie. Und nun gesellt sich auch für die Frauen noch ein Zweites hinzu. Es gibt keine Wohnungen, und es gibt nur für den Reichtum noch die wirklich gute und ausreichende Aussteuer. Das, was die Fraueninstinkte letztlich dennoch an die Heimat bannen würde, die eigenen schön ausgestatteten vier Wände, sie werden zu einer Unmöglichkeit. So heiratet man denn, für die Frau bildlich gesprochen, in den leeren Raum hinein. Den beweglichen Sinn der Frau lockt nunmehr die Ferne. In der Ferne hat man „wenigstens" ein Blockhaus. Erfahrungsmäßig will weiter eine Braut und eine junge Frau in dem tollkühnen Mute ihrer Liebe um alles dem Manne nicht im Wege stehen. Sie folgt ihm in die Wüste. Diese Wüste stattet wirtschaftliche Unkenntnis und eine reichliche Basis an Egoismus (er wird schon für mich sorgen . . !) mit recht viel Behagen und Bequemlichkeit in Gedanken aus.

Ist dieser epidemisch auftretende Auswanderungsgedanke unserer Ledigen und jung Verheirateten nun eine Gefahr? Sind wir nicht deren allzuviele, in unserem eng gewordenen Vaterlande? Wollen wir jenen Jungen und jenen Mutvollen nicht zurufen: Wohl Euch, die ihr die Kräfte junger Adler habt! Fliegt hinaus. Richtet draußen ein Nest. Baut es neuer kraftvoller deutscher Brut. — Tragt auf blankem Schilde den deutschen Namen hinaus, daß man da draußen sich wieder vor dem Deutschtume neige und spreche: Ehre — wem Ehre gebühre. Können wir so sprechen? Nein. Wir dürfen es nicht! Es ist eines der Folgen dieses furchtbarsten aller Frieden, daß es den Deutschen auch von dem Auslande abschließt. Klar und nüchtern lege man sich einmal die Verhältnisse dar, unter denen eine deutsche Auswanderung vor sich gehen kann.

Eine Auswanderung muß zwei Grundvoraussetzungen erfüllt wissen, soll sie von Erfolg sein. Die Auswanderung muß sich räumlich weit verteilen können und die Auswandernden müssen Verdienstmöglichkeiten garantiert haben. Beides trifft heute **nicht** zu! Zunächst die räumliche Verteilung einer Auswanderung. Wohin kann ein Deutscher heute auswandern? Gehen wir die noch Kulturneuland tragenden Gebiete durch. Von diesen Gebieten, die noch Neuland sind, hat den überwiegenden Teil Großbritannien in den Händen, teils als Staatsbesitz, teils in der Form der politischen und wirtschaftlichen Beherrschung. Hier liegen die Dinge nun in der folgenden Weise. Während der nächsten drei Jahre, berechnet von dem Tage des Friedensschlusses an, können deutsche Staatsangehörige in die britischen Kronkolonien nicht ohne Zustimmung des britischen Kolonialamtes einwandern. Ebenso ist die Einwanderung in den England als Mandat des Völker-

bundes übertragenen deutschen Gebiete gehemmt! Deutsch-Südwest-Afrika, als Mandat der südafrikanischen Union, ist von diesen Bestimmungen bisher nicht betroffen. Bei der Abhängigkeit Südafrikas von England ist indessen nicht anzunehmen, daß der deutschen Einwanderung entgegengekommen wird. Für Indien und Ägypten wird England Sonderbestimmungen erlassen. Wie jene ausfallen werden, unterliegt wohl keinem Zweifel! In den großen Dominien Kanada, Südafrika und Australien ist eine deutsche Einwanderung an sich zugelassen. Aber was will das besagen! Ist es denn nicht bekannt, daß Australien dem britischen Landesamte, mitgeteilt von der britischen Gesandtschaft im Haag, kundtat, daß Australien beabsichtige, allen Waren, die aus Deutschland eingehen, jede Erleichterung in australischen Häfen zu versagen! Ist es nicht bekannt, daß in Kanada führende Firmen auf höfliche und korrekte Anfragen deutscher Groß-Exportfirmen in dem Tone antworteten, daß man jedes Eingehen von Handelsbeziehungen mit Hunnen ablehne. Greifbare Formen hat diese von England geleitete Bewegung in der teilweisen Sperrung des deutschen Handels nach Kanada gefunden. Glauben deutsche Auswanderer tatsächlich hier Erfolge erreichen zu können? Glaubt man hier in Ruhe ein gesichertes Leben führen zu können? — Nun zu den anderen Neulandgebieten der Erde. Da ist zunächst Ostasien und asiatisch Rußland. In China, diesem Neulande in industrieller Beziehung, sind die Vertragsbestimmungen mit Deutschland gelöst. Die Bestimmungen, welche China für die Rechtsstellung der nicht den Vertragsstaaten angehörenden Staatsbürger erließ, sind derartige, daß kaum der mit den chinesischen Verhältnissen genau vertraute Deutsche unter ihrer Wirkung mehr fähig ist, Handel zu treiben, Unternehmungen aufrecht zu erhalten. Nur als Beispiel sei gesagt, daß China die Exterritorialität jener Staatsbürger aufhob und für sie die Transitpässe für Ein- und Ausfuhr im Binnenverkehr ungültig machte. Hierzu gesellt sich nun noch die schwere Konkurrenz der Weltmärkte England, Japan, Amerika. Als Übergangsgebiet ist die Mandschurei zu nennen. Bis zum Weltkriege unter russischen Gesetzen, offiziell russisches Kolonialgebiet, war die für eine Wirtschaftsentwickelung so ungemein wichtige Mandschurei auch für Deutschland gutes Einwanderungsgebiet. Heute liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Die Mandschurei, und die Gebiete darüber hinaus über den Sungari bis zum Amur, ist ein von Japan beherrschtes Land geworden, das seinen ungeheuren Auswanderungsbedarf hierhin lenkt. Für die Deutschen sind die Verhältnisse nicht nur denkbar ungünstig, sie werden von den Auslandskreisen als hoffnungslos bezeichnet. In Japan selbst ist für den Deutschen nichts mehr zu erübrigen. Die wenigen Japan-Deutschen sind glücklich, wenn sie, vertraut mit den Verhältnissen, sich noch über Wasser halten können. Bliebe asiatisch Rußland. — Die Verhältnisse sind hier jetzt ungemein schwierig zu beurteilen. Fest steht nur folgendes. In den eigentlichen Neulandgebieten, in Transbaikalien und innerhalb des Amurgebietes herrscht jetzt und in Zukunft Japan. Das bedeutet Masseneinwanderung, gestützt auf die Kräfte und die lauten Ansprüche des japanischen Staates. West-

sibirien ist bereits übervölkert und infolge einer von Großrußland übel betriebenen Bodenpolitik für agrarische Unternehmungen wenig mehr günstig. Ostsibirien ist aber bei weitem unfruchtbarer als die Küstenländer und Westsibirien. Die Verkehrsverhältnisse sind schlecht. Der Verkehr bewegt sich heute noch meist auf den Wegen des alten Tracts. Die Siedelungen liegen vereinzelt und man muß sich klar darüber sein, daß die großrussischen Einwanderer trotz allen Mühens oft ihr Leben lang nur zu dem Bewohnen von Erdhöhlen kamen. Natürlich waren das mittellose Einwanderer. Doch wie viele mittellose Einwanderer sind in den amerikanischen Prärien zu Wohlstand gekommen.

In Vorderasien, in den ehemals türkischen Gebieten und in Arabien ist für die Einwanderung wenig zu holen. Die Gebiete von Kleinasien, Mesopotamien und dem Stromgebiete dem Persischen Golfe zu waren das koloniale Zukunftsland Deutschlands. Vorüber der Traum .... Glaubt man, daß England an der Bagdadbahn Deutsche arbeiten lassen wird?! Glaubt man, daß in Kleinasien, um das sich Türken, Griechen, Franzosen, Rumänen und Engländer reißen und um das sie feilschen, für Deutschland etwas abfällt? Hat man doch noch hier, wie überdies überall, selbst die deutschen Missionsanstalten verwiesen. Von Syrien, dem Land unserer Levantelinie, das dem Deutschen reichen Verdienst bringen, einer Arbeitshand Arbeit geben sollte, schreibt die deutsche Levantelinie für den Jahresbeginn 1920, daß hier auf Jahre hinaus unter den schwierigsten Verhältnissen gearbeitet werden würde, bei dem Entfalle von Verdienst. — Als ob Frankreich, England und der osmanische Kaufmann hier nicht mit allen Mitteln gegen die deutsche Konkurrenz angingen! Bekanntlich soll das Libanongebiet ein selbständiger Staat unter Englands Kontrolle, Innersyrien ein arabischer Staat und das Küstenland französisches Gebiet werden. — In Bulgarien waren die Aussichten stets nicht günstig für eine Einwanderung. Heute sind sie es umso weniger.. In Rumänien und Beßarabien herrscht ein ausgesprochener Deutschenhaß. Im Osten liegt das ehemalige Kolonisationsgebiet, Rußland zerrissen und zerschlagen da. Die Ostseeprovinzen haben genügsam gezeigt, wie wenig deutsch sie sind. Aus Polen flüchten die Deutschen. Das Siedelungsamt der Provinz Posen mußte mitteilen, daß vom Juli bis September 729 Besitzungen im Gesamtwerte von 67 Millionen Mark aus deutschen in polnische Hände übergingen. Weiter wurden 300 Ansiedelungen Deutscher verkauft. In Südrußland herrscht teils die Entente, teils der Bolschewismus. Bliebe Amerika! — Nordamerika ist ein sattes Industrie- und Agrargebiet. Es mag nur daran erinnert werden, daß schon vor dem Kriege die Preise der Lebensmittel ständig empor gingen. Und zwar aus dem Grunde, weil die Bodenpreise dauernd stiegen. Das Überangebot an Menschenmaterial für Industrie und Handel zeigen die Arbeitslosenziffern. Nun setzt man allgemein seine Hoffnung auf Südamerika. Man verweise hier auf eine Abhandlung von Dr. Lutz, in der es wörtlich heißt: „Selbst die, denen es gelingen wird, eine eigene Scholle zu erwerben, erwartet aber dann ein Leben so voll Entbehrung, Mühsal

und Härte, daß sie nach kurzer Zeit mit Sehnsucht an die wesentlich günstigeren Lebensumstände in der Heimat zurückdenken. Sie hätten besser daran getan, sich zu Hause klar zu machen, daß sie sich mit den aufgewendeten Mitteln hier viel leichter eine eigene Existenz hätten verschaffen können". Es muß auch noch daran erinnert werden, daß die Überfahrtskosten heute ungeheuerliche sind. Die Fahrt nach Südamerika beträgt in der ersten Kabine rund 18000 Mark, in der zweiten rund 12000 Mark. Im Zwischendeck werden etwa 5000—6000 Mark verlangt. Man stelle auch in Rechnung, daß die gewaltigen Kosten sich noch dadurch steigern, daß die Abfahrtzeiten unpünktlich sind, sich oft bisher noch um Wochen verschieben. Hierdurch muß in den teuren Hafenstädten viel Geld verausgabt werden. Der Auswanderungstraum ist demnach ein sehr gefährlicher Traum! Es kann nicht nachdrücklich genug gewarnt werden, die Heimat zu verlassen. Es ist zu begrüßen, daß jetzt ein Auswanderungsgesetz erlassen werden soll. Wenn seine Bestimmungen auch zumeist die Regelung der Massenauswanderung bringen soll, so werden doch auch die einzelnen Auswanderungslustigen zu ihrem Heile von ihrem Plane zum Teile hierdurch abgehalten werden. —

Dr. Lisa Nack:
Randbemerkungen Bismarcks zu seiner Sozialpolitik in den 60er Jahren.

Bismarcks Arbeiterpolitik in den 60er Jahren bildet bekanntlich einen ganz isoliert dastehenden Faktor seiner sozialpolitischen Tätigkeit. Die sozialpolitischen Verhältnisse, unter denen damals von Bismarck die Fragen behandelt wurden, die Art seiner Einstellung, die Einflußsphären, die ihn umgaben, — es sei hier nur Hermann Wagener, Bucher und vor allem Lassalle erwähnt —, sowie die jetzt so aktuell gewordene Frage der Produktivgenossenschaft mit Staatskredit, all dies sind Probleme, die, obwohl eine Reihe von Abhandlungen darüber vorhanden sind, immer noch ein Gegenstand der Forschung bleiben.

Die Schreiberin dieser Zeilen hat ihre Doktordissertation über die erwähnten Fragen gemacht; dabei hatte sie die Gelegenheit, zum Teil unpublizierte Akten des Staats- und Handelsministeriums zu verwerten. Die Arbeit „Studien zu Bismarcks Arbeitspolitik in den 60er Jahren" wird in nächster Zeit im Druck erscheinen. Hier soll nur hauptsächlich zu bisher unveröffentlichten Randbemerkungen Bismarcks zu einer arbeiterpolitischen Frage der 60er Jahre, die Notlage der schlesischen Weber betreffend, Stellung genommen werden.

Im April 1864 hatte bekanntlich eine schlesische Weberdeputation durch Bismarcks Vermittlung eine Audienz beim König gehabt, dort ihre Klagen vorge-

bracht und um Hilfe gebeten. Wer die Deputation und ihre Eingabe veranlaßte — denn es ist kaum anzunehmen, daß die Weber ganz aus eigenem Antriebe den Schritt unternahmen — ist bisher noch nicht völlig geklärt. Jedenfalls scheint den Umständen nach Lassalle dahinter zu stehen, wenn er dies auch in seiner Ronsdorfer Rede wohlweislich verneint, denn es mußte ihm daran liegen, die Eigeninitiative der Weber hervorzuheben und somit der Sache in seiner Agitation einen besonderen Nachdruck zu verleihen. Eine nähere Untersuchung der Frage steht außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung. — Aus taktisch-politischen Gründen, — ob von Lassalle beeinflußt oder nicht, sei dahingestellt —, hatte Bismarck die Webereingabe befürwortet und den Petenten trotz Widerspruch seiner Minister Zulaß zum Thron gewährt. — Die in der Eingabe vorgebrachten Klagen gegen die schlesischen Fabrikanten, vor allem gegen die Firma Reichenheim, waren Bismarck ein willkommenes Mittel im Kampfe gegen die Fortschrittspartei und ihre Abgeordneten.

Die zeitgenössische Presse hat sich damals mit dem Empfang der schlesischen Weber aufs angelegentlichste beschäftigt, ein Beweis für die Bedeutung, die man der Sache beilegte. So sagt zum Beispiel die Kölnische Zeitung: „Trotz der großen politischen Ereignisse, die jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wird die schlesische Weberdeputation, die Art, wie sie zustande gekommen ist, und das, was die feudalen Blätter daraus zu machen suchen, überall als ein sehr beachtenswertes Symptom unserer politischen Zustände betrachtet."

Die Weberdeputation gibt in ihrer Eingabe, die durchaus maßvoll gehalten ist, ein erschreckendes Bild von der wirtschaftlichen Not der schlesischen Weber. Die Klagen richten sich vor allem gegen den geringen Verdienst, der durch das System der Herabdrückung der Löhne alle Familien der Gegend zur Verzweiflung treibe, sodaß die Kostenaufstellung für den nötigen Lebensunterhalt ganz erheblich die Einnahmen überschreite. Um ein Drittel war der kärgliche Lohn seit 1858 von den Fabrikanten gekürzt worden. Die Weber müßten Hunger leiden, „während die Fabrikanten mit dem Schweiß und Blut des Arbeiters Millionäre wurden". Sie verlangten wenigstens leben zu können, während die Arbeitgeber „in allen Genüssen schwelgen". Dabei war man vollkommen den Machthabern ausgeliefert. Bei jeder Gelegenheit wurde „die Arbeit geschmälert" und wurden Abzüge gemacht „und bei Vorstellungen an die Fabrikanten mit Entlassung gedroht"; „das langsame Hinsiechen und Hinsterben dem kurzen Hungertode vorziehend", müßte man sich aber dem schweren Joche fügen. — Mit Aufbietung der letzten Kraft wäre man gekommen, um am Thron Hilfe zu suchen.

Die vornehmlich als politischer Schachzug aufzufassende Audienz würde im Sande verlaufen sein, wenn nicht die daran sich anschließenden Maßnahmen der Sache besonderen Nachdruck verliehen hätten. Durch Kabinettsordre war das Ministerium mit einer eingehenden Prüfung der Weberzustände beauftragt worden. Die von Bismarck eingeleitete Untersuchung wurde sofort, nachdem die Weber-

deputation Berlin verlassen hatte, ins Werk gesetzt. Auf Grund der vom Regierungskommissar von Herzberg und von dem Leiter einer großen Untersuchungskommission, dem Oberregierungsrat Elwanger, angestellten Enqueten über die Notlage der Weber kamen ausführliche Kommissionsberichte und Verbesserungsvorschläge an das Staatsministerium, über die dem König referiert und zu denen Stellung genommen werden mußte. Es ergeht demnach ein Berichtsentwurf vom Staatsministerium aus, von dem Handelsminister, dem Grafen Itzenplitz und dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, verfertigt. Diesen Bericht unterzieht Bismarck, ehe er ihn in die Hände des Königs gelangen läßt, einer scharfen Kritik und gibt so ein klares Bild seiner frühesten arbeiterpolitischen Ziele. Dies geschieht teils durch ausführliche Begleitbemerkungen und teils durch spontane Randbemerkungen.

Bemerkungen zu diesem Immediatbericht, Gegenbemerkungen und Erwiderungen auf die Gegenbemerkungen gehen zwischen Bismarck und seinen Ministern hin und her. Ein harter Kampf entspann sich, Bismarck ringt förmlich um jedes von ihm aufgestellte Argument und versucht die Halsstarrigkeit seiner Minister zu brechen. Auf die ausführlichen Bemerkungen soll hier nicht näher eingegangen werden, da sie zum großen Teil von Heinrich von Poschinger im Neuen Bismarckjahrbuch abgedruckt sind. Ergänzend mag hinzugefügt werden, daß man nach dem Poschingerschen Bericht kein genügend klares Bild von der Sachlage bekommt. Er erwähnt z. B. nichts von der Polemik der drei Aktenstücke. Gerade die Art der Kampfweise aber unterstreicht Bismarcks Interesse und rückt die Dinge in ein besonderes Licht. — Vor allem aber fühlt man das Manko der Poschingerschen Auszüge darin, daß er die dem Immediatberichtsentwurf hinzugefügten Bleistiftnotizen Bismarcks überhaupt nicht erwähnt.

Das Wort „Randbemerkung" hat in unserer Zeit noch eine besondere Bedeutung gewonnen. An den Aktenstücken im Ministerium Bismarck spielt es auch eine große Rolle, zeigt es uns doch die Arbeitsweise, wie die Minister instruiert werden, und wir bekommen so ein ungeschwächtes, persönlich gefärbtes Bild der Stellungnahme des Kanzlers zu den behandelten Fragen.

Der Immediatbericht des Staatsministeriums war eine indirekte Folge der Eingabe der schlesischen Weber (darum sind wir auch auf den Inhalt der Eingabe etwas eingegangen) und eine direkte Folge der Enquete und Berichte der Untersuchungskommission. Demnach wurde in dem Berichtsentwurf zu den Klagen der Weber, sowie zu den Verbesserungsvorschlägen Stellung genommen.

Aus den zahlreichen Randbemerkungen Bismarcks ergibt sich sichtlich seine Mißstimmung und Gereiztheit, sowohl über die Arbeitsweise der Kommission und die Unzulänglichkeit der Enquete und Berichte, als auch über die Stellung des Staatsministeriums, die sich auf diese Kommissionsberichte gründete. Bismarcks Ansicht nach ist alles in ein für die Fabrikanten viel zu günstiges Licht gerückt.

Sehen wir zunächst uns seine Einwände gegen die Art der Enquete an.

Es handelt sich, wie oben erwähnt, vor allem um die Lohnfrage; daher bildet sie auch die Hauptzielscheibe der Bismarckschen Angriffe. Im Hinblick auf die Klagen der Weberdeputierten über die geringen Arbeitslöhne sucht der Immediatbericht auf Grund der Kommissionsbelege den Wochenverdienst eines Webers, — der Verdienst war auf 1 Thaler 24 Silbergroschen — 1 Th. 27 Silbergr. — von der Eingabe festgelegt, zu erhöhen. Bismarck erkennt sofort die schwache Stelle des Berichtes, denn es werden bei der Untersuchung über den Verdienst nur bestimmte Monate in Betracht gezogen. So schreibt er an den Rand „Gute und schlechte Zeiten?", „also der Durchschnitt" „jährlich?". In gleicher Weise richtet er sich gegen die Methode der Auswahl bestimmter Quartale als Beweismittel (es waren die Löhne des letzten Quartals 1863 und des ersten von 1864 aufgestellt) mit den Worten „das Beste ausgesucht, aber im zweiten und dritten?". Es gelingt nicht, durch zahlenmäßige Angabe der Verdienste einiger Weber ihm Sand in die Augen zu streuen. Er merkt wohl, man hat ihm besonders tüchtige Arbeiter ausgesucht, wenn man sagt, daß die in den Fabriken beschäftigten Weber bei Fleiß und Geschicklichkeit auskömmliche Löhne erhalten; so schreibt er an den Rand: „Alle? — stets? — durchschnittlich?"

Als Trumpfbeweis für die Unrichtigkeit der Anklagen wird im Bericht betont, die Rechnungen aus dem Jahre 44, welche der Kommission vorgelegt worden sind, haben nachgewiesen, daß der Wochenverdienst damals geringer war, „die Bittsteller . . . . . haben nicht vermocht, die Richtigkeit derselben in Abrede zu stellen". Dazu Bismarck „Wie sollten sie auch, 20 Jahre zurück für 1 Jahr".

Kurz, treffend und scharf, wie gewöhnlich, sind diese Randbemerkungen Bismarcks. Sie erfüllen in ihrer Sachlichkeit und Genauigkeit ganz die Aufgabe, die man an Randbemerkungen stellt.

Wenn wir diese Randbemerkungen Bismarcks als Angriffe auf die Untersuchungsmethode an der Hand der Enquete prüfen, sehen wir deutlich, wie berechtigt sein Mißtrauen war. — Unter traurigen Zeichen hatte die Enquete stattgefunden. Das ergibt sich aus ihrer ganzen Handhabe. Alles war Parteilichkeit. In wie hohem Maße die staatlichen Untersuchungen parteilich gefärbt waren, geht so recht aus der provinzialen Tagespresse hervor. Von der großen Schlesischen Zeitung bis herab zum kleinsten Lokalblättchen, dem Waldenburger Wochenblatt, sieht man in den Klagen gegen die Fabrikanten eine Ungerechtigkeit. So konnte das Allgemeine Volksblatt schon vor der Untersuchung sagen: „Die ganze liberale Presse sieht das Resultat der Untersuchungskommission im voraus in der Reinwaschung der Fabrikanten und im Unrecht der Arbeiter".

Bei der Ungunst der Verhältnisse, wo der Einfluß der Fabrikherren nach einem Ausspruch in dem Herzbergschen Bericht so groß war, „daß es nahezu unmöglich war, die Wahrheit zu erfahren", macht Bismarck den Vorwurf der Ungenauigkeit in der Art der Untersuchung. Wenn man die Enqueten verfolgt, staunt man, wie es möglich ist, so oberflächlich zu arbeiten, und noch mehr versteht man Bis-

marcks Empörung gegen das Staatsministerium, das sich auf diese unkorrekten Berichtsgrundlagen stützt.

Wenden sich die erwähnten Randbemerkungen gegen die Methode, so finden wir andere, die gegen die Sache mit aller Schärfe vorgehen. Aus ihnen erhellt ein persönliches Interesse Bismarcks an dem Wohl der Arbeiter. — Es muß hier ausdrücklich betont werden, daß die Marginalien zu dem Immediatbericht über die Notlage der schlesischen Weber nur einen Mitbeweis für die arbeiterfreundliche Gesinnung Bismarcks in der frühesten Zeit seiner sozialpolitischen Tätigkeit geben.

„Wenn stets gesund und keine Unterbrechung" (in der Arbeit), lesen wir als Zusatz zu der Bemerkung, die Kommission wäre sich einig gewesen, daß die Weber notdürftig durch ihren Verdienst existieren könnten. Und weiter. Die Fabrikanten der in Rede stehenden Kreise beschäftigten trotz der Krisis im Baumwollengewerbe, wenn auch nicht ununterbrochen, so doch notdürftig, ihre Arbeiter. Dazu Bismarck: „Schon bei ununterbrochener Beschäftigung steht aber Hunger nahe", von dem Verdienst ginge dann auch noch der Lohn für eine Kindermagd ab; somit sei der gepriesene Nebenverdienst der Frau nicht mehr „erheblich".

Vor allem seien hier noch hinsichtlich der Herabdrückung der Löhne von seiten der Fabrikanten folgende Bemerkungen Bismarcks hervorgehoben: „sie (die Fabrikanten) werden reich und die Arbeiter arm", und in anderer Form „sie werden aber schnell sehr reich" und ähnliches mehr. Diese kurzen Bemerkungen zeigen, Bismarck hält einen Lohndruck der Fabrikanten für erwiesen. — Man könnte hier vielleicht seine politisch feindliche Einstellung gegen die liberalen Fabrikanten als alleinigen Beweggrund der Bemerkungen ins Feld führen. Selbstverständlich war die Weberangelegenheit dem Ministerpräsidenten ein willkommenes Kampfmittel gegen die politischen Feinde. Aber es spricht doch hier entschieden persönliches Interesse an dem Wohl der Arbeiter mit. Man kann sich seines eigensten Mitempfindens nicht verschließen. Man kämpft nicht so angelegentlich um eine Sache, für die man sich nicht auch persönlich einsetzt, und der Kampf war wahrlich bei den Ministern kein leichter. Das war für die Entwicklung der Frage von um so größerer Bedeutung, da der preußische Ministerpräsident verfassungsgemäß auf seine Ressortminister keinen Druck auszuüben vermochte.

Als zum Schluß der Anklagewiderlegung in dem Bericht ein Passus folgt, nach dem in allen wesentlichen Punkten die Beschwerden für „unrichtig oder übertrieben" erklärt werden, schreibt Bismarck: „Dieses ist nach dem Inhalt dieses Berichtes selbst nicht erwiesen" und ferner: „kann ich nicht zugeben".

Von klarer Erkenntnis für die Art der Behandlungsfrage und das Auffassen der Sachlage spricht diese Schlußbemerkung. In geradezu unglaublich leichtsinniger Weise war, wie schon erwähnt, die Enquete vorgenommen worden. Man hatte sogar den Fabrikanten das Nichterscheinen zu einem von Staatswegen anberaumten Termin einfach zugebilligt; man hatte nicht gewagt, genau zu unter-

suchen, um nicht „inquisitatorisch" zu wirken. Wo man aber ermittelte und solch Bericht darüber der Staatsregierung zugegangen ist, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse als durchaus traurige erwiesen. Liest man Enqueten und Berichte, so begreift man einfach nicht, wie beide Berichterstatter einen ungewöhnlichen Notstand verneinen, obwohl die Aussagen über die Weberverhältnisse ein so trauriges Bild geben, daß ein dauernder, tiefgehender Notstand zu bestehen scheint. Obgleich der gegen frühere Zeiten schlechtere Lohn zugegeben wird, will man einen Lohndruck nicht erwiesen haben, ebensowenig wie einen übermäßigen Verdienst. Jawohl, fest erweisen konnte man ihn nicht, weil man den Hauptbeweis, die Vorlegung der Geschäftsbücher, nicht angetreten hat. Man hat den Eindruck von absolut gewolltem Unverständnis, von Herzlosigkeit gegenüber den Notleidenden. Manchesterliche Ideen werden vertreten, und man hält es für „die gesündeste Politik", die natürliche Entwicklung nicht zu hemmen.

Die drei in Betracht kommenden Ressortminister Itzenplitz, Eulenburg und der Finanzminister Bodelschwingh, sie alle widersprachen Bismarcks Ideen in der Arbeiterpolitik im allgemeinen, so natürlich auch in der speziellen Frage, den schlesischen Webern Hilfe von Staatswegen zu gewähren. — Es handelt sich hier um das Problem, das Bismarck als weitblickender Sozialpolitiker schon ein Jahr zuvor angelegentlich beschäftigt hat: die Produktivgenossenschaft mit Staatskredit. Teils beruhte der Widerstand der Minister auf liberal-individualistischer Anschauung, wie bei Itzenplitz und bei dem ohne eigene Meinung ihm zustimmenden Eulenburg; teils erklärt er sich aus kleinlichen Sparsamkeitsgründen, wie beim Finanzminister Bodelschwingh, der ja auch in der Folge Bismarck bei Unterstützungen von schon begründeten Assoziationen immer im Stich ließ. Die Mitarbeiter Bismarcks erkannten nicht das gewaltige Machtmittel, das ihm und dem Staate in der Lösung dieser Frage in die Hand gegeben war.

Unter den verschiedenen von seiten der Kommission ins Feld geführten Verbesserungsvorschlägen zur Linderung der Webernot war auch die Gründung von Produktivgenossenschaften mit staatlicher Unterstützung genannt. — Solchen zur Herstellung und zum Verkaufe von Waren auf gemeinsame Rechnung unter gemeinsamer Leitung gegründeten Arbeitergenossenschaften von Staatswegen Unterstützungen zu gewähren und neue zu gründen, hat bei Bismarcks frühesten sozialpolitischen Maßnahmen ein Hauptziel gebildet. So ist ja auch von ihm die Wüstegiersdorfer Produktivgenossenschaft Mai 64 ins Leben gerufen worden, und er hat weiter den Gedanken zu fördern versucht, wie aus zahlreichen Unterstützungsgesuchen für bestehende Assoziationen zu ersehen ist. Zu der Zeit der Abfassung des Immediatberichts existierte die Schlesische Produktivgenossenschaft noch, und obwohl die Schwierigkeiten, denen ja Mitte 65 die Produktivgenossenschaftsgründung zum Opfer fiel, sich schon gezeigt hatten, — es handelt sich um die alten Sorgen der Produktivgenossenschaft Kreditbeschaffung, Absatzmöglichkeit und Leitung der Genossenschaft — trat Bismarck auch hier wieder für die Förderung

solcher Genossenschaften durch Staatsunterstützung ein. Von diesem Geiste ist eine Randbemerkung beseelt, die besonders hervorgehoben werden soll, da sie das Charakteristische späterer Bismarckscher Arbeitspolitik schon hier deutlich zeigt.

Das Staatsministerium hatte sich den Gegnern solcher Unterstützungen für Produktivgenossenschaften angeschlossen, und in ähnlicher Weise, wie Franz Oppenheimer in seiner „Siedlungsgenossenschaft" die staatliche Unterstützung verwirft mit den Worten: „er (der Staat) kann dem einen nicht geben, ohne dem anderen zu nehmen", begründet das Staatsministerium seine Ansicht dahin, der Staat könnte aus allgemeinen Fonds nichts für solche Produktivgenossenschaften geben, ohne von allen Seiten gleichberechtigte Ansprüche hervorzurufen. Dazu schreibt Bismarck mit besonderem Nachdruck an den Rand „und darum soll er niemand helfen? Der Staat kann".

Der Bismarck der 60er Jahre setzte sich stark für die Staatsaufgabe hinsichtlich des Arbeiterwohls ein. Die arbeiterpolitischen Aktenstücke sind von ihm mit besonderer Sorgfalt behandelt. Finden wir doch z. B. in der Korrespondenz zwischen ihm und dem Leiter der Schlesischen Produktivgenossenschaft fast alle Schriftstücke von Bismarcks Hand verbessert, während andere wirtschaftspolitische Schreiben aus der Zeit unverbessert ihren aktenmäßigen Weg gehen. — In den Worten „der Staat kann" liegt die positive Stellungnahme Bismarcks zur arbeiterpolitischen Frage. Er sieht in der Sozialpolitik im allgemeinen eine Steigerung des Staatsgedankens. Der Staat gewinnt seine Bürger, indem er ihnen Wohltaten erweist, wenn auch diese Wohlfahrtsbestrebungen nicht frei von autoritären Gesichtspunkten sind; so bejaht Bismarck den Staatssozialismus. In seinem Sinne schreibt das konservative Allgemeine Neue Volksblatt damals: „Der Anfang muß einmal mit Ernst gemacht werden, die Arbeiter müssen sich überzeugen, daß auch der Staat in seiner gegenwärtigen Form ihnen, soweit dies überhaupt möglich, zu helfen bereit ist. Sie müssen davon entwöhnt werden, auf Revolutionen ihre Hoffnung zu bauen".

Nach den hier behandelten Randbemerkungen Bismarcks zu seiner Arbeiterpolitik in den 60er Jahren sollte man annehmen, ein neuer Bericht wäre an den König gegangen, ein Bericht in ganz anderem Sinne gehalten wie der erwähnte. Aber nichts von alledem. Kleine unwesentliche Abänderungen, matte Aushilfsverbesserungsvorschläge, wie z. B. der Rat an die Weber, sich anderen Berufszweigen zuzuwenden, mit dem Versprechen, dabei behilflich zu sein, — das ist ungefähr alles. So geht nach zwei langen Jahren der Bericht endlich ab.

Genau so wenig, wie man Bismarcks Handlungsweise aus dem Geist des Jahres 64 versteht, wenn man ihn ohne Umschweife in die Auflösung der Schlesischen Produktivgenossenschaft einwilligen sieht, kann man das Abweichen vom eingeschlagenen Wege hinsichtlich der den Webern zugesagten Hilfe billigen. Mag man auch die politischen Schwierigkeiten in Rücksicht ziehen — der Gedanke nach den Konfliktszeiten Brücken zu den Liberalen zu bauen, aus denen

heraus betont wird, der „gegenwärtigen Sachlage" nach auf die vorhandenen Differenzen keinen Wert mehr zu legen und den etwas modifizierten Berichtsentwurf zu unterschreiben, wenn man auch demselben nicht überall beizutreten vermag, — so muß uns doch dies Nachgeben wundern. Den liberalen Fabrikanten waren so wieder freie Ausbeutungsmöglichkeiten gegeben. Das Arbeiterwohl preisgegeben. Dem Staat ein Zügel aus der Hand genommen. Man verlor wieder das Vertrauen, das die Armen der Aermsten, die wohl in sozial traurigster Lage sich befindenden Arbeiter dem Staate entgegengebracht hatten. Das schlesische Weberproblem war schon lange ein Gegenstand allgemeinen Interesses. Bereits 1844 hatte ja ein radikaler Weberaufstand die Dinge in Fluß gebracht. — Hätte nicht eine andere Lösung andere Folgen haben und dazu beitragen können, den großen, sich anbahnenden Gegensatz zwischen Staat und Arbeiterbürgern zu überwinden? Vielleicht wäre er gar nicht entstanden, wenn der Staat in weitschauender Sozialpolitik damals auf der schmalen Grundlage, die mit Empfang der Weberdeputation und den daran sich anknüpfenden staatlichen Maßnahmen gelegt zu sein schien, andere Wege gegangen wäre. Der vollkommene Zusammenbruch unserer Arbeiterpolitik hätte vielleicht vermieden werden können, wenn Bismarck die Ideen seiner Randbemerkungen zu dem Immediatbericht über die Webernotstände für ein im allgemeinen zu befolgendes Leitmotiv als Staatsaufgabe festgelegt hätte.

C. Brackmann:
Russische Kolonialträume am Pazifik.

Die Spuren des Zobels hatten den Eroberungszug der slawischen Kolonisation im Jahr 1632 bis Jakutsk geführt. In kurzen 50 Jahren war der weite Weg von Perm, dem Ausgangspunkt der russischen Asienpolitik, bis zu diesem vorgeschobenen Posten zurückgelegt. Und zwar von den Kosaken als den eigentlichen Trägern. Die geschichtliche Stunde der Entstehung des russischen Asiens war gekommen gewesen, als im Jahre 1572 der privilegierte Großkaufmann Stroganow in Perm den Kosakenführer Jermak mit 600 Kosaken in seinen Dienst nahm zur Ausdehnung seiner Privilegien und seines Pelzhandels in das im Osten des Permer Gebiets liegende unerforschte sagenhafte Land Jugrien. Sie waren aus ihrer Heimat an der Wolga durch die seit Iwan des Schrecklichen Eroberungszug gegen Kasan einsetzende Unterwerfung unter den Moskauer Zaren verdrängt und wollten jetzt im Dienst des Machthungers des Hauses Stroganow ihre Freiheit retten. Es bleibt immer denkwürdig, daß die Russifizierung Nord-

Asiens auf den Taten dieses verhältnismäßig kleinen Häufleins tollkühner Männer sich aufbaute. Mit ihren Booten folgten sie den Flußläufen, sie allemal über die Landbrücken der Wasserscheiden von einem Flußsystem in das andere vortragend. Von Perm aus ging es die Kama aufwärts in die Tschussowaja, hinüber in die Tura, den Nebenfluß des Tobol, diesen abwärts bei Tobolsk in den Irtysch, den Irtysch abwärts in den Ob, diesen aufwärts bis zu seinem rechten Nebenfluß, dem Ket, von diesem hinüber in den Jenissei bei Jenisseisk, weiter in die obere Tunguska oder Angara, weiter in deren rechten Nebenfluß, den Ilim, von diesem über die Wasserscheide in die Lena. Diese abwärts war man 1632 bis Jakutsk gekommen, dort die Stadt gründend, die der Rückhalt der russischen Macht in diesen unwirtlichsten Gegenden der Erde bilden sollte. Kampflos hatte sich dieser schnelle Eroberungszug vollzogen, der sich im wesentlichen auf eine Anerkennung der russischen Macht durch Übernahme eines jährlichen Tributs an Pelztieren bezog.

Da die Versuche, von Jakutsk aus mit Hilfe der Nebenflüsse des Amur, der Seja und der Bureja, oder auch von Jenisseisk aus über den Witim und die Nertscha in das Gebiet des Amur die russische Expansion vorzutragen, an dem starken Widerstande der chinesischen Macht unter dem tatkräftigen zweiten Kaiser aus dem Hause der Mandschu, Kang Hi, scheiterten, man vielmehr zur Anerkennung der Verträge von Nertschinsk (1689) und Kiachta (1725) und damit zum Verzicht auf jede Ausdehnung südlich der Kammhöhe des Jablonoi- und Stanowoi-Gebirges gezwungen war, griff man begierig zu, als von der Küste des Stillen Ozeans her die Seeotter zum Vordringen nach dieser Gegend lockte. 1716 wurde Ochotsk zur Hafenstadt erhoben und damit Stützpunkt eines slawischen Kolonisationsversuchs gemacht, der nach Amerika übergreifend, nicht weniger als die Russifizierung des Stillen Ozeans weit nach Süden hin in den Tagen seiner kühnsten Träume sich zum Ziele setzen sollte.

Anlaß dazu ward der Umstand, daß der russische Begleiter des Jütländers Bering auf dessen zweiter Entdeckungsfahrt 1741/42, Tschirikow, damals bis zum 50. Breitengrad, an der amerikanischen Küste entlang fahrend, vordringen und von dieser Entdeckungsfahrt eine reiche Beute an Seeotterfellen heimbringen konnte. Dieser Ertrag lockte. Es ging über die Kurillen und Aleuten zur amerikanischen Küste. In einem wüsten Raubsystem wurde die Seeotter ausgerottet. Man mußte weiter vordringen; weiter, als die kleinen Küstenfahrzeuge bei dem stürmischen Meer gestatteten. Es war zum Bau größerer Schiffe Kapital nötig. Da griff der Großkaufmann Gregor Iwanowitsch Schelechow ein. Er gründete 1791 (zusammen mit den beiden Brüdern Golikow) die Amerikanische, nordwestliche, nördliche und kurilische Gesellschaft, die in

ihren kaiserlichen Privilegien charakteristischer Weise neben der Ausbeutung des Pelzreichtums zugleich die Aufgabe zugewiesen bekam: „befestigte Ansiedlungen anzulegen und das Land der russischen Herrschaft einzuverleiben". Diese Doppeleinstellung der russischen Arbeit am Stillen Ozean: Pelzjagd und politische Expansion ist von jetzt ab bezeichnend.

Das Zentrum der russischen Ausbeutungstätigkeit ward die Insel Kadiak.

Der politische Gesichtspunkt trat unter Schelechows zweitem Nachfolger in der Leitung der Faktoreien, Alexander Andrejewitsch Baránow beherrschend in den Vordergrund. Er tat den entscheidenden Schritt, das Schwergewicht der Kolonie von Kadiak weit nach Süden vorzuschieben und ihr in Sitcha (1804) ein russisches Gibraltar zu geben. Unmittelbar zur Rettung der Kolonie zwangen die von Süden vordringenden Engländer, die seit James Cooks Durchfahrt zum nördlichen Eismeer (1778) diesen Gebieten eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwandten, da sie damals auf einen direkten Seeweg von Indien nach England durch das nördliche Eismeer rechneten, die sich auch von den Spaniern, die das Gebiet bis zur Straße von St. Juan da Fuca (47. Breitengrad) beanspruchten, bereits in der Nutka-Bucht einen Stützpunkt hatten abtreten lassen. Unter diesem Baranow erlangte ein Kolonisationssystem feste Gestalt, das durch seine Großzügigkeit für immer einen Platz in der Kolonialgeschichte verdient hat, obwohl es bis jetzt kaum erwähnt ist, das auch, weil auf das Meer gegründet, gerade bei dem kontinentalen Rußland überrascht. Seine Trägerin war die Russisch-Amerikanische Kompagnie, zu der am 27. Dezember 1799 die Amerikanische nördliche, nordöstliche und kurilische Gesellschaft Schelechows und ihre inzwischen (1795) entstandene Konkurrentin, „die Kompagnie der Irkutskischen Kaufleute" verschmolzen wurden. Auf 20 Jahre wurde diese Russisch-Amerikanische Kompagnie zunächst privilegiert. Ihre Aufgabe war folgenderweise bestimmt:

„Jeden Handel und jedes Gewerbe in den ihr zugewiesenen Gebieten zu übernehmen, Schiffe auszurüsten, vor allem aber: Entdeckungen neuer Inseln und Länder im Nördlichen, Stillen und Südlichen Ozean zu machen, und die neuaufgefundenen Völker in die rechtgläubige christliche Kirche und unter die Herrschaft seiner Kaiserlichen Majestät zu führen". Daneben Jagd der See- und Landtiere und die Anknüpfung von Schiffahrt und Handel in Japan, China und anderen Orten, wenn „Se. Majestät dies wünscht". Die Privilegierung erstreckte sich auf das Land vom 55. Breitengrad nördlich und südlich und „alle Funde auf der Oberfläche und im Schoß der Erde", insbesondere auf die Einräumung eines Monopols gegenüber allen bereits im Gebiet vorhandenen Betrieben. Es sollte ein nationalrussisches Unternehmen sein, da kein Nichtrusse in ihm beschäftigt werden sollte. Baranow

wurde als Vertreter aus dem Dienst der „Amerikanischen, nordwestlichen, nördlichen und kurilischen Gesellschaft" übernommen.

Der Bedarf an Lebensmitteln, die von Ochotsk wegen der stürmischen Seefahrt nicht beschafft und von den Spaniern in St. Franzisko wegen des Handelsverbots, von Japan und China aber infolge der noch ungebrochenen völligen Absperrung nicht gekauft werden konnten, trieb weiter. Man mußte suchen, an einem südlichen Punkt der Küste einen zur Landwirtschaft geeigneten Platz zu erhalten, um selbst bauen zu können. So ward, gestützt auf die Zusage, die Regierung des Zaren werde „auf jeden Fall den monarchischen Beistand zur Verfügung stellen", im Jahr 1811 kurz nördlich von St. Franzisko die Kolonie Ros ins Leben gerufen als südlichste Etappe Rußlands in Amerika, dort, wo heute noch der Russian River seinen Namen als Zeuge einstigen russischen Besitzes trägt. Doch der Erfolg blieb aus. Die russische Feldgraswirtschaft versagte und ein Handel konnte nicht entstehen infolge des Verbots der spanischen Regierung.

Es mußte ein neuer Plan entworfen werden. Er wurde von dem Amerikaner Dobes im Jahr 1813 dem Zaren Alexander und den Direktoren der russisch-amerikanischen Gesellschaft vorgelegt. Nach ihm sollte Manila auf Luzon Zentralpunkt des russischen Handels im Pazifik werden. Der Weg dahin sollte ums Kap der Guten Hoffnung führen, die Straße weiter ging es nach Kamtschatka. So sollte die Absperrung Chinas und des spanischen Amerikas überwunden werden. Luzon produzierte alles, dessen die Kolonie bedurfte: Hirse, Kaffee, Tabak, Baumwolle, Schafe, Hornvieh, Pferde usw., und auf der Hinfahrt konnten die Schiffe in Ochotsk die Pelze für Kiachta, in Petropawlowsk die für Japan und in Luzon die für Kanton abgeben. Der groß entworfene Plan aber scheiterte an der Unbesonnenheit des Beauftragten Baranows, eines Deutschen, des Dr. Scheffer, der durch die Aufwiegelung eines Unterhäuptlings des Königs der Sandwich-Inseln, Tomea meas, dessen anfängliche Freundschaft für die Russen in Abneigung verwandelte und die Zerstörung der dort bereits angelegten russischen Siedelungen hervorrief. Im Sommer 1817 wurden sämtliche Faktoreien endgültig zerstört.

Mit diesem Mißlingen begann das Zerbröckeln der russischen Pläne überhaupt. Es war die Zeit, in der die beiden von Europa ausgehenden Kolonisationsströme, der nach Osten gehende slavische und der nach Westen ziehende angelsächsische an der Westküste Amerikas in scharfem Ringen aufeinanderstießen und die Entscheidung fallen mußte, welchem von beiden der Sieg zufallen sollte. Von angelsächsischer Seite war eben erst die Nordwestliche Kompagnie gegründet, um den Stillen Ozean zu erreichen. In Kanada drängte die Kanadische Hudson-Bai-Kompagnie nach der Westküste. Die amerikanische Union hatte 1819

im Florida-Vertrag alle Anrechte Spaniens an der amerikanischen Küste nördlich des 42. Breitengrades erworben und damit dessen die ganze Westküste Amerikas umschließenden Besitzansprüche an sich gebracht. Ihnen gegenüber blieb der russischen Regierung und der russisch-amerikanischen Kompagnie nur der Rückzug und die Niederlage. In der amerikanisch-russischen Konvention vom 5. April 1824 mußte sie ihre Ansprüche bis zum 55. Breitengrad zurückdämmen und in der russisch-englischen Konvention vom 16. Februar 1825 gab sie jede Möglichkeit einer festen Fundierung ihres amerikanischen Besitzes durch ein tiefgehendes Hinterland auf, indem sie als Inlandsgrenze der Kolonie den Kamm der Rocky Mountains und die im Abstand von 50 Seemeilen zur Küste gezogene Parallele, nördlich davon den 141. Längengrad anerkannte, auch zur völligen Freigabe der Schiffahrt, des Tierfangs und des Handels im Gebiet der Kompagnie sich bequemte. Damit war das ganze Privileg der russisch-amerikanischen Kompagnie auch in seiner Erneuerung vom 13. September 1821 hinfällig. Der amerikanische Besitz Rußlands war zum Vegetieren verurteilt und der Verkauf Alaskas an die Union im Jahre 1867 um 7,2 Millionen Dollar wurde in Petersburg so sehr als Erleichterung angesehen, daß der russische Vertreter ihn sogar noch durch Bestechung der amerikanischen öffentlichen Meinung und der Parlamentsführer herbeiführte.

Vor dieser endgültigen Liquidierung hatten die Russen aber bereits an einer anderen Stelle den Hebel angesetzt, um sich wenigstens am asiatischen Ufer des Pazifik zur bestimmenden Macht der politischen Entwicklung zu erheben. Als die Eröffnung Japans für den Handel — durch Amerika durch den Vertrag vom Jahr 1854 erzielt — und die Chinas — durch England durch den Friedensvertrag von Nanking vom Jahr 1842 erzwungen — Handelserfolge zur chinesisch-japanischen Welt hin versprachen, wußten sie durch Ausnutzung der unglücklichen Lage Chinas im sog. Lortscha-Krieg (1856) in den Tagen, in denen England sich anschickte die Linie des Peiho zu durchbrechen und auf Tientsin zu marschieren, den Vertrag von Aigun (16. Mai 1858) zu erpressen, in dem China endlich die Bestimmungen des Vertrages von Nertschinsk (1. November 1689) aufhebt, und Rußland das Ueberschreiten der Jablonoi- und Stanowoi-Kette gestattet, ihm das linke Ufer des Amur von Aigun bis zur Mündung einräumt, das Land zwischen dem Ussuri und dem Meere unter gemeinsame russisch-chinesische Verwaltung stellt und die Schiffahrt auf dem Amur, Sungari und Ussuri Rußland privilegiert. Nachdem dieser Vertrag durch den Ergänzungsvertrag von Peking vom 14. November 1860 noch eine Veränderung dahin erfahren hatte, daß die gemeinsame Verwaltung der Ussuri-Provinz zu Gunsten Rußlands aufgegeben war, hatte Rußland eine Stellung am Stillen Ozean, im „Fernen Osten", gewonnen, von der

aus es mit England, Amerika und Frankreich rivalisieren konnte. Durch den Vertrag vom 8. September 1896, den sog. Cassini-Vertrag, der den Bau der sibirischen Überlandbahn nach Wladiwostok durch die nördliche Mandschurei zugestand, und durch den vom 7. Mai 1898, der die Halbinsel Liaotung mit Port-Arthur und Talien wan auf 25 Jahr an Rußland brachte, wurde die russische Vormachtstellung in Ostasien endgültig besiegelt. Allerdings nur, um bereits 7 Jahr später im russisch-japanischen Kriege wieder zerrüttet und durch den Zusammenbruch des Russischen Reiches in der Revolution des Weltkrieges endgültig vernichtet zu werden. Seitdem neigen die russischen Besitzungen in Asien östlich des Baikalsees nach der naturgegebenen Basis ihres Wirtschaftslebens; sie liegen der japanischen, amerikanischen und kanadischen Aufsaugung offen. Einen aktiv geschichtsbestimmenden Einfluß auf die Geschehnisse am Pazifik haben sie nicht mehr.

Albert Bencke, München:
Gewinnbeteiligung und Mitteilhaberschaft der Arbeiter in englischen Großbetrieben.

Noch vor einer Generation war für den rechtgläubigen Nationalökonomen das System des freien Lohnvertrages der rocher de bronce seiner wirtschaftlichen Anschauungen, denn nur mit diesem System schien es möglich, dem Arbeiter die größte Freiheit, die weitestgehende Selbstbestimmung zu geben und ihm gleichzeitig jenes Maximum von Lohn zu sichern, das er, entsprechend seinen Fähigkeiten und seinen Leistungen, fordern konnte. Wir wissen, wie bald dieses Phantasiegebäude zertrümmert wurde, weil das Angebot der Arbeiter schneller wuchs als die Nachfrage, sodaß erst durch das Aufkommen des kollektiven Arbeitsvertrages, des Tarifvertrages dem Sinken der Löhne ein Halt geboten und die Abhängigkeit des Arbeiters vom Arbeitgeber gemindert wurde. Mit dem Aufkommen der großen Arbeiterverbände, denen sich dann die Unternehmerverbände entgegenstellten, war aber eigentlich erst die Möglichkeit der großen Lohnkämpfe mit dem Streik als Hauptwaffe der Arbeiterschaft gegeben und man muß sagen, daß diese Kämpfe, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bis vor Kurzem beiderseits noch mit Mäßigung und kluger Beachtung der Nachteile zu hochgespannter Forderungen oder eines zu weit getriebenen Kampfes geführt wurden. Das ist heute nicht mehr der Fall, die Forderungen werden einerseits so gesteigert, andererseits nimmt die Abwehr vielfach solche Formen eines Verzweiflungskampfes an, daß beide Teile, Unter-

nehmer und Arbeiter, zu Schaden kommen müssen, da wir alle wohl darüber einig sind — Rußland ist ein Musterbeispiel — daß durch die völlige Sozialisierung nicht nur der Arbeiter, sondern unsere gesamte Volkswirtschaft geschädigt würde. Da wir also der Initiative des Unternehmers nicht entraten und die durch Gewinntrieb geförderten Arbeitsmengen des Unternehmers sowohl wie des Arbeiters nicht ausschalten dürfen, wenn wir rationell arbeiten wollen, sehen viele in dem System der Gewinnbeteiligung der Arbeiter das rettende Mittel, um die Geister zu beruhigen und den Arbeitswillen in unserem Volke wieder lebendig zu machen. Nach den Erfahrungen, die man aber in England und in einigen Fällen auch in Deutschland gemacht hat, ist die Gewinnbeteiligung nur dann ein Mittel, um den Arbeiter gewissermaßen zu saturieren, ihn an das Unternehmen zu fesseln, wenn sich die Gewinnbeteiligung mit der Mitteilhaberschaft verbindet, wie sie in England in einzelnen Fällen in vorzüglicher Weise durchgebildet ist und dort wesentlich dazu beigetragen hat, um die englische Volkswirtschaft vor Kataklysmen zu bewahren und sie wohl auch in Zukunft davor zu sichern, denn hiermit wird eben jener Weg allmählicher, organischer Sozialisierung beschritten, der dem Arbeiter eine neue Stellung im Betriebe gewährt und doch die Unternehmerenergie, die Freude an der Mehrung des Besitzes nicht ausschaltet.

Sicherlich hat ja auch die einfache Gewinnbeteiligung ihre guten Seiten, aber sie genügt heute nicht; unsere Anschauungen sind über sie hinausgewachsen. Sie sollte das Interesse des Arbeiters mit dem Interesse des Unternehmers in der Weise verknüpfen, daß von vornherein ein Teil des Reingewinnes, nach Abzug der Löhne, auf den Arbeiter entfällt. Da die Arbeiter somit aus dem Reingewinn einen Vorteil ziehen, so liegt es in ihrem Interesse, diesen Vorteil so groß als möglich zu gestalten, das heißt mit aller Kraft bei der Arbeit zu sein. So gesehen hat das System der Gewinnbeteiligung sowohl seine ökonomische als moralische Rechtfertigung. Der ökonomische liegt in der vorausgesetzten Beseitigung der Reibungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, in der sorgfältigeren Arbeit, Vermeidung von Verschwendung jeglicher Art, sowie in einem höheren Ertrag des Betriebes. Die moralische aber liegt darin, daß ein gemeinsames Interesse zwischen Kapital und Arbeit hergestellt erscheint. Das ist in der Theorie richtig, stellt sich aber in der Praxis doch ganz anders dar. Tatsächlich ist trotz der scheinbaren Gemeinsamkeit des Interesses hier doch die Möglichkeit gegeben, daß der Unternehmer, das Kapital, nach wie vor bemüht ist, die Arbeit so billig wie möglich zu bekommen und so trotz der Gewinnbeteiligung zum Lohndrücker zu werden, wodurch dann auch die ökonomische Rechtfertigung des Systemes wieder in Frage gestellt wird.

Anders liegen die Dinge, wenn die Gewinnbeteiligung aus der Mitteilhaberschaft des Arbeiters erwächst; denn hier wird das gemeinsame Interesse um einen bedeutenden Schritt weiter, ja dahin geführt, daß das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter eine völlig neue Gestalt erhält. Das System der Mit-

teilhaberschaft behält die Gewinnbeteiligung mit ihren Vorteilen bei, fügt ihr aber noch ein anderes, für den Arbeiter und auch für das Unternehmen als Ganzes weit wertvolleres Element hinzu. Der Unterschied ist klar: Wenn es sich nur um Gewinnbeteiligung handelt, so arbeiten die Arbeiter allerdings mit dem Bewußtsein, daß ein gewisser Teil des Reingewinnes — vorausgesetzt, daß dieser die Höhe, bei welcher die Teilung beginnt, erreicht — ihnen zufließen wird. Am Ende des Jahres erhält jeder Arbeiter seinen Anteil in barer Münze und ist damit abgefunden. Die Arbeiter fangen im folgenden Jahr in ihrer Stellung zum Unternehmer genau da an, wo sie im Beginn des vorhergehenden standen. Dahingegen ist die Wirkung der Mitteilhaberschaft eine kumulative, Besitz schaffende, da durch sie die Gewinnanteile der Arbeiter kapitalisiert werden. Eine langsame Umformung der Arbeiter zu Kapitalisten, zu Anteilschein- oder Aktienbesitzern findet statt und sie gewinnen ein zweites und stärkeres Interesse an dem Unternehmen; neben dem des im Betriebe stehenden Arbeiters noch jenes, welches mit dem des außerhalb des Unternehmens stehenden Aktienbesitzens gleich gewichtet ist. Selbstverständlich ist auch hier die Lohnhöhe der für den Arbeiter maßgebende Faktor, aber nach und nach stellt sich diesem das Kapitalinteresse gleichwertig zur Seite, denn von Jahr zu Jahr erhöht sich sein Anteil und damit sein Interesse als Anteilbesitzer, so daß sich in England der Fall bereits ereignet hat, daß das durch den Anteilschein der Arbeiter dargestellte Aktienkapital nach und nach das ausschlaggebende des Betriebes wurde.

England ist heute das klassische Land für die Gestaltung des Systemes der Arbeitermitteilhaberschaft. Der erste Versuch hiermit wurde dort vor etwa 50 Jahren gemacht. Allerdings scheiterte dieser Versuch nach anfänglich glänzenden Erfolgen; doch war hieran nicht das System, sondern ein anderer Umstand schuld, auf den man nicht vorbereitet war. Es waren die Whitwordt- und Methley-Kohlengruben (Henry Briggs, Son & Co.), die sich rühmen können, diesen ersten Versuch gemacht zu haben. Dort waren in den Kohlenfeldern des südlichen Teiles der Grafschaft Yorkshire die Streiks bis zum Jahre 1865 an der Tagesordnung gewesen und die Folge davon war, daß die Reineinnahmen der Gesellschaft beständig sanken. Da kam Henry Briggs, die leitende Persönlichkeit des Betriebes, auf den Gedanken, die Macht der Gewerkschaften, die es auf seinen Betrieb abgesehen zu haben schienen, dadurch lahmzulegen, daß er seine Arbeiter durch außergewöhnliche Vorteile an seinen Betrieb fesselte. Er nahm nach dermaligen Begriffen gewissermaßen eine Gewaltkur vor, indem er die Aktionäre dafür gewann, daß der 10 Prozent übersteigende Gewinn zur Verteilung kommen sollte und zwar zur Hälfte an die Arbeiter, die dafür entweder Aktien erwarben oder in bar ausbezahlt werden sollten, zur Hälfte als weitere Dividende für das Kapital. Obwohl nun die Arbeiter anfänglich fast alle vorzogen, ihren Gewinnanteil bar in die Hand zu bekommen und noch kein rechtes Vertrauen zu der Sache zu gewinnen schienen, legten sich doch die Unruhen wie mit einem Schlage; es wurde

tüchtig gearbeitet und die an die Arbeiter zu verteilende Summe stieg von Jahr zu Jahr, die dann schon zum großen Teil in Aktien angelegt wurde. Die Arbeiter schickten als Aktienbesitzer ihre Vertreter in den Verwaltungsrat und das Ganze schien zu einem vollständigen Erfolge zu führen. Nun aber wurde der Zwist wieder von außen hereingetragen; von den Gewerkschaften, die dem ganzen Gebahren seit langem mißtrauisch gegenüber standen und ihre Mitglieder aufforderten, sich auf solche Neuerungen nicht einzulassen, sondern wie bisher bei steigenden Kohlenpreisen Lohnerhöhung zu verlangen. Im Jahre 1872 hatte nämlich in England die große Preistreiberei der Kohlengruben eingesetzt; ihr Geschäft ging glänzend und die Arbeiter verlangten Lohnaufbesserung, die ihnen bis zu 50 Prozent des alten Lohnes gewährt wurde. Die Leute von Briggs & Co. wollten ursprünglich nicht mittun, da sie ja ohnehin an den guten Geschäften ihren Anteil hatten; die Gewerkschaften, von denen sie sich losgelöst, wußten sie aber wieder in die Hand zu bekommen und so traten auch sie in den Lohnstreik. Dadurch war für Briggs & Co. der alte Pakt gebrochen, die Arbeiter wurden entlassen und anstelle des Mitteilhaberverhältnisses trat wieder das alte Lohnsystem. Die Anteile der Arbeiter wurden verkauft und verwandelten sich in gewöhnliche Aktien. Dieser erste Versuch scheiterte somit daran, daß es hierbei darauf angelegt wurde, die Leute aus ihren Gewerkschaftsverbänden zu reißen und damit eine Bresche in die Arbeitersolidarität zu legen, was damals und wohl vorläufig überhaupt auf die Dauer nicht durchführbar ist und deshalb den Keim des Mißlingens in sich trug.

Der Gedanke der Mitteilhaberschaft blieb nun in England durch eine Reihe von Jahren nur durch die Tätigkeit der Kooperativ-Genossenschaften erhalten, die aber auf keinen grünen Zweig kamen. Im größeren Maßstabe wurde diese Idee erst wieder aufgegriffen, als eine auf rein kommerzieller Grundlage organisierte Gesellschaft, die südliche Gas-Metropolitan-Gesellschaft in London, die vor dem Kriege ein Kapital von 10 Millionen £ hatte und 6000 Arbeiter beschäftigte, vor etwa 15 Jahren das System der Mitteilhaberschaft in ihren Werken einführte, um dadurch mit der großen Gruppe ihrer unzufriedenen qualifizierten Arbeiter, die natürlich alle Gewerkschaftler waren, zu einem besseren Einvernehmen zu kommen. Ein großer Teil des Gewinnes sollte in besonderer Weise an die Arbeiter ausgeschüttet werden. Gemäß der Konzessionsurkunde steigt nämlich der Gewinn, den die Gesellschaft an ihre Mitglieder verteilen darf, im selben Maße, als der Preis, den sie den Konsumenten für das Gas berechnet, unter einen gewissen Satz fällt. Wenn der Gaspreis auf 3 sh. 1 d. pro Kubikfuß Gas steht (mittlerweile dürfte wohl eine Aenderung in dieser Relation eingetreten sein), darf die Gesellschaft eine Dividende von 10 Prozent verteilen und für jeden Penny, um den das Gas billiger wird, darf eine entsprechende Steigerung der Dividende Platz greifen. Es liegt demnach im Interesse der Gesellschaft, einen niederen Gaspreis zu haben, der natürlich durch die Willigkeit der Arbeiter, Ersparnisse zu machen, wesentlich beeinflußt wird. Auf Grund dieser Tatsachen bot nun die Gesellschaft ihren An-

gestellten eine Neuordnung ihres gegenseitigen Verhältnisses an, wonach ihnen für jeden Penny, um welchen der Gaspreis unter die Grenzen von 3 sh. 1 d. fiel, ein Draufgeld von 15 Prozent der Löhne bezw. Gehälter bezahlt wurde, unter der Bedingung, daß die Betreffenden bereits ein Jahr lang in den Diensten der Gesellschaft standen und daß sie sich verpflichteten, nicht an einem allgemeinen Streik teilzunehmen. Trotz des Einspruches der Gewerkschaften wurde diese Verpflichtung angenommen und seitdem, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch in der Kriegszeit innegehalten. Hier handelte es sich somit im Anfang nur um reine Gewinnbeteiligung, die aber bald in Mitteilhaberschaft umgewandelt wurde. Die Arbeiter wurden nämlich durch besondere Vergünstigungen zuerst dazu veranlaßt, ihren Gewinn, zu 4 Prozent verzinst, der Gesellschaft in Depot zu geben, und die Arbeiter bedienten sich dieser Kapitalanlage so gerne, daß die Gesellschaft sich entschloß, den Gewinnanteil jener Arbeiter, welche die Hälfte dieses Gewinnes in Aktien der Gesellschaft anzulegen bereit waren, um die Hälfte (d. h. von 1 Penny auf 1½ Pence per Penny Reduktion des Gaspreises) zu erhöhen. Um dies durchzuführen, wurden Vertrauensleute der Angestellten erwählt, welche für die so gewonnene Summe Anteilscheine zu kaufen und zu verwalten hatten. Jeder Angestellte aber wurde ein unabhängiger Mitteilhaber der Gesellschaft, wenn sein Anteil an dem Gesellschaftsvermögen auf 260 Mark angewachsen war, welcher Anteil ihm im Vorzug vor den anderen Aktien mit 5 Prozent verzinst wurde. Die Folge dieser Einrichtung war, daß vor etwa 15 Jahren Vertreter der Angestellten und Arbeiter zum ersten Male im Verwaltungsrat Sitz und Stimme hatten, und vor dem Kriege waren unter den 9 Verwaltungsräten der Gesellschaft 6 Vertreter der sonstigen Aktionäre; während 2 von der Arbeiterschaft und einer von den Büroangestellten berufen wurde. Damit wurde allerdings den Arbeitern und Angestellten, deren Anteile im Jahre 1913 etwa 20 Millionen Mark betrugen, eine Vertretung im Verwaltungsrate gewährt, die weit über ihren natürlichen Anspruch hinausging; man fand sich aber damit ab, da dem Verwaltungsrat eine Menge Aufgaben sozialer Natur zugewiesen waren, welche unter Mitwirkung der Angestellten- und Arbeitervertreter am besten gelöst werden konnten. Die Gesellschaft hat das auch nicht zu beklagen gehabt, denn die Gewinne stiegen und die Anteilhaberschaft der Arbeiter kam somit bei dem Aktionär — nach anfänglichen Einbußen — nur im günstigen Sinne zur Geltung. Zu bemerken ist, daß in diesem Betriebe, wie man ihn kurz vor Beginn des Krieges vorfand, die Disziplin genau so oder noch straffer gehandhabt wurde, als vorher; ja, die Arbeiter selber waren es, die auf ihre Handhabung sahen, denn jeder fühlte sich durch eine Beeinträchtigung der Disziplin geschädigt und das Kündigungsrecht der Gesellschaft wurde in solchen Fällen strenge gewahrt. Nach und nach haben fast alle größeren Gasgesellschaften Englands dieses System adoptiert, nachdem es im Jahre 1908 auch von der „Gas Light and Coke Gesellschaft", die damals über ein Aktienkapital von etwa 700 Millionen Mark verfügte und 9000 Angestellte zählte, angenommen

worden war. Seit dieser Zeit sind auch andere große Industriefirmen gefolgt, so die große Wollwarenmanufaktur J. T. Taylor Ltd. mit 1500 Angestellten, die im Jahre 1913 bereits fast die Hälfte des Kapitals ihr eigen nannten, die Weltfirma Lever Brothers (Lord Leverhulme) und andere. Ueberall waren die Resultate in Bezug auf das Zusammenarbeiten von Arbeitern und Unternehmern die denkbar günstigsten.

Nun werden allerdings dennoch von beiden Seiten Einwände gegen dieses System der Mitteilhaberschaft erhoben. Der Arbeitgeber führt mit einer gewissen Berechtigung an, daß selbst, wenn hierdurch seine legitimen Ansprüche an den Ertrag des Unternehmens nicht geschmälert würden — was er bestreitet — er dennoch hierdurch gezwungen wird, einen Teil seiner Rechte auf das Unternehmen an seine Arbeiter abzugeben, also an Leute, die nach seiner Meinung von der Leitung derartiger Betriebe nichts verstehen. Das ist eben nicht richtig, denn es wird nicht in Betracht gezogen, daß die Anteilhaberschaft und damit das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter anfänglich immer nur ein sehr geringer ist, daß es nur allmählich anwächst, daß jedes wachsende Unternehmen neues Kapital braucht und daß gerade in der allmählich in die Leitung des Unternehmens hineinwachsenden Arbeiterschaft der beste Helfer des Unternehmensgewonnen wird. Dann aber wurden auch Einwände seitens der Arbeiter und zwar von den Gewerkschaften erhoben. Die Trade Unions behaupteten, daß durch dieses System der Mitteilhaberschaft in den Arbeitern ein ihrer Klassensolidarität entgegenstehendes Interesse erweckt wird, das sie mit der Zeit zu Abtrünnigen an der Arbeitersache mache. Wenn dieser Einwand berechtigt wäre, so wäre das vom Standpunkt der Arbeiter aus betrachtet vielleicht beklagenswert. Aber die Erfahrung hat gezeigt und eine einfache Ueberlegung tut dies auch dar, daß diese Befürchtung der Gewerkschaften nicht zutrifft und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Arbeiterschaft zur Durchsetzung ihrer Lohnforderungen des Rückhaltes der Gewerkschaft bedarf und weil die Frage der Lohnhöhe selbstverständlich zuerst zufriedenstellend geregelt werden muß, bevor das Mitteilhaberschaftssystem irgend welche Früchte tragen kann. — Wie sich nun dieses System in England während des Krieges weiter entwickelt hat, darüber ist es heute von hier aus nicht möglich ein abschließendes Urteil zu geben. Nur das ist sicher, daß anläßlich der großen Streiks die Angestellten der Gasgesellschaften nicht mitgemacht haben. Andere traten nur zögernd, und um nicht das Solidaritätsgefühl zu verletzen, in den Streik ein, der für sie nur ein Sympathiestreik war. Der Verständigungswille zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auf Grund einer Mitteilhaberschaft und Gewinnbeteiligung zieht heute in England immer weitere Kreise und dürfte dort die Lösung des sozialen Problems bestimmen. Es ist der Gedanke, eine gerechte Verteilung des Gewinnes zwischen Kapital und Arbeit nach Abzug auskömmlicher Löhne und Gehälter herbeizuführen, durch welche das Kapital nicht zerstört, aber von seiner Herrscherstellung entfernt und der Tatkraft mit Kopf und Hand das zuteil wird, was ihnen

gebührt. Diese Gedanken haben bereits in der einen oder anderen Weise konkrete Form gewonnen, aber man ist doch noch zu sehr auf wenig zufriedenstellende Berichte angewiesen, um darüber urteilen zu können; nur soviel läßt sich sagen: die Idee marschiert. Wenn dennoch heute aus England berichtet wird, daß die Bergarbeiter die Sozialisierung der Bergwerke verlangen, so mag es richtig sein, daß hier die meisten geschlossen hinter dieser Forderung stehen. Das ist aber nicht so bei den anderen großen Industrien Englands. Hier hat das System der Mitteilhaberschaft, das enge Zusammenarbeiten von Unternehmer und Arbeiter, von denen der eine seinen Vorteil in der Arbeit des anderen sieht, bereits derart Wurzel gefaßt, daß der Sozialisierungsruf nur von der geringen Menge der ganz Radikalen ausgeht, die bereits in dem Qualitätsarbeiter wieder eine Art Bourgeois sehen, die ihnen im Wege steht. Dieser radikale Klüngel vermag aber nichts gegenüber der Menge der anderen Arbeiter, die auf dem Boden der Mitteilhaberschaft und des Zusammenarbeitens von Unternehmer und Arbeiter stehen. Hier ist also tatsächlich eine Lösung gegeben, die aus den Arbeiterwirren herauszuführen vermag. Statt sich mit Schlagworten abzugeben, gilt es, diese Lösungsmöglichkeit zu durchdenken und aus ihr das herauszufinden, was für Arbeitgeber und -nehmer gerecht und billig ist, dem Unternehmer die Initiative und ehrlich verdienten Gewinn läßt, den Arbeiter aber zur Seite des Unternehmers als Helfer und ausführenden Arm stellt, für den das Gefühl des Lohnsklaven der Vergangenheit angehört.

Aurel Kolnai:

Entwurf eines Verhältniswahlsystems nebst persönlicher Bezirksvertretung.

I.

Die wichtigste Forderung der formellen Demokratie ist die numerisch adäquate Vertretung der in der Nation wirkenden Richtungen. Diese ist durch das System der Bezirksmehrheiten nicht im geringsten erreicht worden, doch auch durch das heute in Deutschland und anderswo geübte Verfahren der Proportionalwahl nicht. Zwar teilen jene Methoden das Reich in wenige große, viele Deputierte wählenden Bezirke; doch entspricht der wirklichen Proportionalität nur ein System, das voneinander unabhängige Bezirke bezüglich der Parteien-Mandatsverteilung überhaupt nicht kennt, sondern von den Reichsstimmenzahlen der Parteien ausgeht. Auf diese Weise wird zugleich jeder

Kunstgriff der sogenannten „Wahlgeometrie" im vorhinein gegenstandslos gemacht.

Auch ist die Listenabstimmung für unrichtig zu halten, indem sie dem Wähler auf die Bestimmung der Person des Deputierten zu wenig Einfluß gewährt, zumal die Listen vollständig gebunden sind, wie es gegenwärtig in Deutschland und Österreich der Fall ist. Es ist aber schlechthin verfehlt, daß die Parteileitungen Reihenfolgen der Kandidaten feststellen; ist doch die innere Demokratie des Parteilebens heute noch gar zu problematisch. Hier muß man also unserer Meinung nach zur alten Bezirksabstimmung zurückkehren, die das persönliche Verhältnis zwischen dem Deputierten und seinen Wählern herstellt und so ein Hauptargument gegen die Proportionalwahl zerstört.

Die dritte bedeutende Schwäche der heute angewendeten Verfahren ist die D'Hondt'sche, bezw. die ihr nahe stehende Hagenbach-Bischoff'sche und Poincaré'sche Verteilung der Mandate zwischen den Parteien. Dieses System dient nicht optimal der Proportionalität, sondern begünstigt unberechtigt die größeren Parteien; die Proportionalität kann — außer der Einführung gebrochener Mandate, die ja praktisch nicht in Betracht kommt — mehr wie mit der Methode der größten Bruchteile nicht angenähert werden*). Wenn wir als Grundlage die mathematische Idee der Proportionalität annehmen, so gestaltet sich die Zahl der unberechtigt ab-, resp. zugezählten Stimmen, oder die Summe der Fehlerquadrate bei allen Systemen, das D'Hondt'sche eingerechnet, größer als bei dem der größten Bruchteile.

Demgemäß werden die wesentlichsten Elemente der von uns empfohlenen Methode, die von den bisherigen dem Hare'schen am nächsten steht, folgende sein: 1. Bezirkskandidierung, Bezirksabstimmung und Bezirksvertretung, 2. Reichsproportionalität der Stimmen und der Mandate, 3. Verteilung gemäß den größten Bruchteilen. Punkt 3 ist mit 1 und 2 nicht notwendig verknüpft. Umso weniger folgt aus ihnen die Regel der Verteilung zwischen den einzelnen Kandidaten derselben Partei. 4. Die Berücksichtigung der relativen Mehrheiten, die aus mathematischem Gesichtswinkel fast korrekt, aus psychologischem und Einfachheitsstandpunkt vollständig zweckmäßig ist.

Im exakten Entwurf unseres Systems lassen wir der ungestörten Verständlichkeit halber einige Fragen geringerer Bedeutung, deren Entscheidung die Grundsätze nicht berührt, beiseite.

---

*) S. Karl Jordan: Kritik der Verhältniswahlsysteme (ungarisch), Budapest 1919. — Georg Pólya (Proportionalwahlrecht und Wahrscheinlichkeitsrechnung, Ztschr. für die gesamten Staatswissenschaften, Tübingen 1919. Drittes Heft) spricht sich zwar nicht entschieden für diese Methode aus, gibt aber zu, daß sie vom arithmetischen (und geometrischen) Standpunkt aus plausibelst und einfachst sei.

II.

Das Reich ist in soviel Bezirke geteilt, wie viele Deputierten zu wählen sind. Wegen der Anschaulichkeit ist es vorteilhafter, wenn die Bezirke mit beiläufig gleicher Wählerzahl konstruiert sind; allein dies entbehrt jeglicher besonderen Bedeutung.

Außer dem Programm der Kandidaten geben die Parteien ihre allgemeinen Programme und das Namensverzeichnis ihrer übrigen Kandidaten bekannt, da die Stimmen nicht dem Bezirke allein, sondern unmittelbar auch für das Reichsresultat der Partei gelten.

Zwischen verschiedenen Parteien kann keine offizielle Verbindung bestehen. Auch parteilose Kandidaten können aufgestellt werden.

Das Abgeben der Stimmen wird in derselben Weise vollzogen, wie bei dem System der Bezirksmehrheiten.

Man addiert die Bezirksstimmenzahlen der einzelnen Parteien und gewinnt so ihre Reichsstimmenzahlen. Parteilose werden als Parteien mit einem Bezirk behandelt.

Die Gesamtzahl der im Reich überhaupt abgegebenen Stimmen wird durch die Summe der Parteistimmenzahlen gebildet und sodann durch die Zahl der zu wählenden Deputierten, d. h. der Bezirke, geteilt; das Resultat ist der Wahlquotient.

Nun teilt man die Reichsstimmenzahlen der Parteien durch den Quotienten und erhält das Bild der Mandatergebnisse der Parteien, das aber noch einen Zusatz erheischt, da durch die Bruchteile eine Anzahl Stimmen verloren gegangen sind.

Man bezeichnet so viele der bei den Teilungen vorgekommenen größten Bruchteile, daß deren Zahl der Differenz zwischen geplanter und behufs der Teilungen gewonnener Mandatenziffer gleich sei. Die hiedurch gegebenen Parteien erhalten die übriggebliebenen Mandate. Das endgültige Mandatenverhältnis der Parteien ist nunmehr fixiert.

Jetzt schreitet man zur Bestimmung der Personen. Jede Partei erhebt auf diejenigen Bezirke Anspruch, wo ihr Kandidat die relative Mehrheit errungen hat. Wenn hiedurch einer Partei mehr Mandate zufielen, als für sie festgestellt, so verzichtet sie auf ihr Plus; und zwar verliert sie die Bezirke, in denen ihre relativen Mehrheiten die kleinsten sind. Unter relativer Mehrheit ist hier und unten die Differenz zwischen der eigenen und der kleineren, aber nächstgrößten Stimmenzahl im selben Bezirk zu verstehen.

Jene Parteien, die weniger Bezirke mit relativer Mehrheit aufzuweisen vermögen, als ihnen Mandate gebühren, entschädigen sich aus den leer gebliebenen Bezirken. In diesen zählt die ursprüngliche Mehrheitspartei nicht, sondern die im betreffenden Bezirk danach folgende, oder wenn diese auch schon eine be-

friedigte ist, so die nächstfolgende usw. Auf dieselbe Art wird das Verfahren fortgesetzt, bis alle Mandate besetzt worden sind.

Wenn einige Parteien, zumeist parteilose Kandidaten, die ohne relative Mehrheit auf ein Mandat Recht erworben haben, auf Bezirke gedrängt werden, in denen sie keinen Kandidaten hatten, so entscheidet das Los darüber, welcher Bezirk jeder Partei zukommt; doch muß der Bezirk wenn möglich ein solcher sein, wo es eine Partei gibt, die mit der erstgenannten Partei in anderen Bezirken nebeneinander Stimmen für sich hatte. Die Partei im Bezirk ohne Stimmen muß diesen gegen einen andern vertauschen, in welchem sie über einen Kandidaten verfügt; die Tauschpartei ist immer — soweit es möglich — die im ursprünglichen Bezirk stärkste und sie vertauscht mit der ersten jenen ihrer Bezirke, wo sie die schwächste, d. h. in der Reihe am entferntesten ist. Falls ein Tausch überhaupt undurchführbar, so hat die „heimlose" Partei ihren am besten abgeschnittenen ungewählten Kandidaten in den leerstehenden Bezirk hinüberzuschieben. Doch dürfte dieser Fall in der Praxis schwerlich vorkommen.

Hier führen wir für das Verfahren ein Beispiel an. Angenommen, es gäbe 20 Bezirke, 3 Parteien und einen Parteilosen, A, B, C und Pl. Das Ergebnis der Abstimmung:

		A	B	C	Pl.
Bezirk:	1	600	—	1000	—
„	2	500	500	700	—
„	3	1500	—	—	1200
„	4	800	900	100	—
„	5	—	500	900	—
„	6	—	1100	400	—
„	7	400	—	2000	—
„	8	300	700	400	—
„	9	500	500	600	—
„	10	900	--	1000	—
„	11	400	100	600	—
„	12	800	—	700	—
„	13	1000	200	200	—
„	14	—	600	1100	—
„	15	300	200	900	—
„	16	100	800	700	—
„	17	500	800	600	—
„	18	400	—	1200	—
„	19	—	1000	300	—
„	20	600	700	500	—
Parteistimmenzahlen		9600	8700	13900	1200

Gesamtstimmenzahl 33400, Quotient 1670.

Mandatenzahlen:

A $9600 : 1670 = 5$
1250

B $8700 : 1670 = 5$
350

C $13900 : 1670 = 8$
540

Pl. $1200 : 1670 = 0$

$5 + 5 + 8 + 0 = 18 = 20 - 2,$

folglich erhalten noch die zwei Parteien größter Bruchteile, 1250, 1200, also A, Pl., zwei Mandate. Endresultat: A 6, B 5, C 8, Pl. 1. Verteilung: A's relative Mehr-

heiten sind Bezirke 3, 12, 13; sie erhält noch drei Bezirke. B's relative Mehrheiten sind Bezirk 4, 6, 8, 16, 17, 19, 20; sie verzichtet davon auf 2 Bezirke. Sie hat die geringsten Mehrheiten in Bezirk 4, 16 und 20; die nachher folgende Partei ist in Bezirk 4 und 16 stärker als in 20, B kommt also um Bezirk 4 und 16. C's relative Mehrheiten: Bezirk 1, 2, 5, 7, 9, 10, 11, 14, 15, 18; sie verzichtet auf zwei Bezirke. Es sind Bezirk 9 und 10. Pl. hat nirgends Mehrheit, doch muß sie ein Mandat bekommen. Nun sind A's relative Mehrheiten zweiten Ranges Bezirk 4 und 10; zwischen 9 und 16 hat A den Bezirk 9 zu wählen, während Pl. auf 16 gedrängt ist und diesen mit A vertauscht — denn mit C hat sie keinen gemeinsamen Ort — sodaß A 16, Pl. 3 besetzt. Die Mandate sind endlich: A 4, 9, 10, 12, 13, 16, B 6, 8, 17, 19, 20, C 1, 2, 5, 7, 11, 14, 15, 18 und Pl. 3.

Die Statistik der fehlgegangenen Stimmen sowie anderer in diesem Beispiel angewendeter Systeme ist unschwer zu entwerfen: die Fehler sind die Differenzen, immer mit positivem Vorzeichen, der Stimmenzahl und der mit dem Quotienten multiplizierten Mandatenzahl derselben Partei. In diesem Sinne erscheinen in unserem Falle 1780 Stimmen deplaziert, 5% der Gesamtzahl, wobei zu beachten ist, daß die Umstände ungünstig sind, da die Zahl der Bezirke im Verhältnis zur Zahl der Parteien gering und die Reibung entsprechend erheblich ist. Die D'Hondt'sche Verteilung aber steigert das Fehlerquantum auf 3100 = 9%. Im System der Bezirksmehrheiten, ohne Stichwahl natürlich, werden 13 360 Stimmen = 40% ungerecht verwendet.

III.

Einer eingehenden Regelung bedarf die Verantwortlichkeit des Kandidaten gegenüber 1. seiner Partei, 2. seinem Bezirk. Damit hängen das Referendum und das Recall, ferner die Details der legalen Anerkennung und der inneren Organisation der Parteien zusammen. Dieser Frage reihen sich die Konditionen der Kandidierung, die Minimalzahl der kandidierenden Wähler, die Rechte der parteilosen Ad-hoc-Organisationen usw. an. Die Besetzung der freigewordenen Mandate wäre durch zwischenzeitliche Bezirksmehrheitswahlen zu vollziehen, was aber öfters wiederholt eine arge Schädigung der Proportionalität herbeiführen könnte; dem ziehen wir die Aufstellung von Ersatzkandidaten vor, die im Falle des Todes oder der Abdankung des betreffenden Deputierten das Mandat übernehmen würden. Den Parteiführern, um ihrem Durchfallen, der Dekapitation, vorzubeugen, mag man Vorrechte zusichern, allerdings ohne Vermehrung der Parteimandate.

Allgemeine Streitfälle kommen durch die Kollision gleicher Stimmenzahlen vor. Sie sind, soweit es angängig, im Wege der Billigkeit, der gesteigerten Inbetrachtnahme der relativen Mehrheiten zu erledigen. Sonst halte man sich an das Los, das Lebensalter usw.

Alles in allem finden wir, daß die Schwächen unseres Systems: die Schwerfälligkeit der Reichsstimmenrechnung, der Sieg der Minderheit in einem Teil der Bezirke, die nicht absolute Erreichung der Proportionalität, nicht weiter reduzierbar und durch seine Vorzüge: die automatische Sicherung der Demokratie, die Einfachheit des ganzen Verfahrens — hauptsächlich für den Wähler —, die bestmögliche Proportionalität und die natürliche Koordination der Partei- und Bezirksvertretung, weit übertroffen sind. Folglich ist unser System statt der bisherigen zur Anwendung vorzuschlagen.

Reinhold Lorenz: Volk und Zeit.

Brief aus Deutschösterreich.

Nun treten wir über die Schwelle eines Jahrzehnts voll unerhörter Wechselfälle, von Kampf und Verzagen, Aufschwung und Erniedrigung, Sieg und Verderben in einen neuen Abschnitt unserer nationalen Geschichte und der Menschheit überhaupt. Wir haben mit Opfern, die nur das Höchste rechtfertigen kann, uns den Frieden erkauft, damit wir irgend eine rechtliche Grundlage für unsere Existenz in der Völkerfamilie wiederbekämen. Eine Basis allerdings, die so schmal ausgefallen ist, daß wir sie lediglich als Ruhepunkt betrachten können, von dem unsere Entwicklung ehestens einen neuen Ausgang nehmen muß. So ist das Schicksal unseres Volkes ungewiß, solange es noch am Scheidewege steht, indes zwiespältige Kräfte um seine Seele ringen.

Auf der einen Seite hören wir: Der Deutsche hat sich durch selbstbewußtes Auftreten verhaßt gemacht, deshalb hat sich die Welt gegen ihn verbündet und ihn geschlagen, darum heißt es jetzt, all das abstreifen, was unsympathisch wirken könnte, und die verlorenen internationalen Beziehungen um jeden Preis wiederherstellen. Der Kapitalist, der Kaufmann werden trachten, im Auslande Geschäftsfreunde zu gewinnen. Der Arbeiter sucht wieder Fühlungnahme mit seinen Klassengenossen, der Gelehrte will geistigen Austausch, der Künstler begehrt nach internationaler Anerkennung. Die Welt aber — so hören wir weiter — wird sich den deutschen Händler, Proletarier, Professor, Virtuosen nur gefallen lassen, wenn er ohne weitere Ansprüche, lediglich als Vertreter seines Geschäftes, seines Hauses, seines Gesellschaftskreises es versucht — kurz, wenn der Deutsche aufhört deutsch zu sein. So eine allgemein verbreitete Meinung. — Andere, die sehen, wie mit jenem Krämeregoismus, jener Standesbeschränktheit einer Zerklüftung unseres Volkes in die Hände gearbeitet wird, die unser Volkstum mehr als irgendein Friedensvertrag in Frage stellt. Diese Wissenden stellen sich auf die entgegen-

gesetzte Seite und fordern völkische Einkehr, Erneuerung der alten Ideale, Beschränkung aufs Heimische — ein Ruf, der vielfaches Echo in der deutschen Geschichte findet. Im Dreißigjährigen Kriege läßt Moscherosch seinen Helden Philander von Sittewald, der à la mode einherstolziert, von den alten Deutschen Hermann und Ariovist beschämen, hundert Jahre später erhebt sich unter Klopstocks Vortritt ein uns unbegreiflicher Hermann- und Bardenkult und noch unsere Väter suchten, beinahe aus naturwissenschaftlichen Gründen, Felix Dahn und Wilhelm Jordan für altgermanisches Reckentum zu begeistern. Wie naheliegend, auch heute trotz allen Widerspruchs das Feldgeschrei von deutscher Reinkultur zu erheben! Wir dürfen ja an nichts achtlos vorüber gehen, was uns Rettung verheißt!

Gewiß hat für das Auge eines Deutschen, der zweifelt, aus dem Wirrsal der Zeit einen Weg nach vorwärts zu finden, der rückschauende Blick auf die ungebrochene, kernige Kraft der Ahnen etwas Tröstreiches an sich, das er nicht missen, und an dem er nicht herumdeuteln möchte. Denn sehen wir scharf zu, so wurzelt die Urwüchsigkeit ihrer Zustände in dem großen arischen Stamme, dessen physisch-psychische Struktur noch nach abermals zweitausend Jahren alle Indogermanen von Rassefremden unterscheidet, und dann war schon damals ein fortwährender Austausch materieller und geistiger Güter zwischen ihren Abzweigungen unentbehrlich. Die Gottesverehrung beruhte auf altarischem Erbgut, während die Runenzeichen der Priester mit dem lateinischen Alphabet zusammenhingen, die Sprache aber auch keltischen Einflüssen zugänglich war. Selbst die Kultur in den Urwäldern Germaniens suchte sich durch neue zeitgemäße Elemente zu befruchten! — So wurden dann vom semitischen Osten des Mittelmeergebiets her die Voraussetzungen für „das Mittelalter" der europäischen Völkerfamilie vermittelt, indem sie zuerst eine allumspannende Religion bekam und hierauf durch die arabische Expansion ein politisches Gegengewicht, das sie zu gemeinsamem Handeln veranlassen konnte. Obwohl dadurch des „Internationalen" immer mehr wurde und durch Bevölkerungszuwachs die Nationen näher aneinanderrückten, schieden sie sich dennoch immer selbstbewußter. Um Christi Geburt erkannte nur der Ausländer die „Germanen" als ein Volk, für sie selbst war der Stamm Realität. Erst nach Annahme des Christentums und der sogenannten karolingischen Renaissance betonten Deutsche und Romanen in den Straßburger Eiden 842 ihre Nationalität, nun erst erhielt das Wort thiudisk seine neue Bedeutung — die Vorstellung eines Volksganzen, die in der Urzeit nur von außen her auf sie angewandt wurde, entwickelten sie damals aus sich selbst heraus. Dieser typische Vorgang bezeichnet den Beginn der deutschen Geschichte, ein ähnlicher beschließt heute ihren jüngsten Abschnitt. Wie wandelte sich das Verhältnis der Deutschen zu den Slaven in Österreich! Eher als die Slaven selbst haben Deutsche, der Völkerpsycholog Herder voran, das für ihre Sage, Geschichte und ihr Wesen Charakteristische enthüllt. In der deutsch-romantischen Schule aufgewachsen, konnten ihre Dichter und Gelehrten eine nationale, größtenteils sogar chauvi-

nistische Literatur ins Leben rufen. Erst nach dieser Rezeption, nachdem inniger Kontakt mit dem Auslande hergestellt war, ging aus dem Kreise der international gebildeten Intellektuellen, die auf der Höhe der Zeit standen, der Anstoß zu völliger nationaler Souveränität aus! — Wenn wir nach der Fähigkeit der Rezeption Natur- und Kulturvölker unterscheiden, so können wir von den letzteren behaupten, daß sie in eben dem Grade mehr „Nation" sind, als durch geistige Eroberung der Umwelt die Beherrschung der Innenwelt möglich wird! — Damit gewinnen wir die richtige Parallele zwischen Volk und Persönlichkeit.

Nichts ist für das gesteigerte Individuum bezeichnender als die lebenslängliche Veränderung seines Verhältnisses zur Außenwelt. Knospenhaft wächst der Primitive auf, seine Lebenstätigkeit und Lebenserfahrung ist bald erschöpft und er bleibt so wie seine Artgenossen. Der Übergang vom Herdenwesen zur Persönlichkeit ist erklärlich durch die individuell sich abstufende Fähigkeit zur Rezeption und der bereits von Aristoteles erkannte soziale Urtrieb des Menschen wird dadurch nur nur vervollkommnet. Was wäre der einzelne, noch so verschwenderisch ausgestattet, allein auf der Welt? Wie durchmaß selbst ein Goethe, der größte Individualist, schier alle Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens und ging zugleich immer auf gesellschaftliche Anregung aus, neuen Stoff für seine Gestaltungskraft suchend, mit der Zeit sich wandelnd und doch allzeit der einzige. Nicht, daß sie sich immer gleich bliebe, macht die Individualität aus, sondern die eigentümliche Aneignung und Weiterentwicklung der auf sie einstürmenden und ihre Bildung bestimmenden Elemente. Diese unsere Persönlichkeit, von der Vergänglichkeit und Beschränktheit des Einzelnen befreit, erkennen wir in der Volksseele wieder. Flüchtig wie die Welle tritt der Einzelne an die Oberfläche, um wieder zu versinken, der Strom nationalen Lebens aber geht weiter seinen vorgezeichneten Gang. Wohl kreuzen im Laufe der Zeiten mannigfache Einflüsse seine Bahn, doch indem er diese aufnimmt, wird er nur immer reicher und mächtiger. Dazu hat ihm ja die Natur durch Ursprung und Weltlage ein bestimmtes Gepräge und ein festes Bett verliehen, daß er darin alles sammle und zur fortlaufenden Einheit verbinde. So wird die Eigenart und Kraft der Rezeption und der internationalen Verbindungen im Verhältnis zu seinen Einzelleben das für den nationalen Organismus Charakteristische. In unserer Bildung, unseren Lebensansichten und Lebensansprüchen, in unseren politischen und rechtlichen Zuständen haben wir mit den Franzosen und Engländern mehr Gemeinsames als mit den tacieteischen Germanen, wie viel gleichartige Vorstellungen sind selbst in die Sprache eingedrungen! Darin aber zeigen sich die Nationen als naturgegebene Gliederung der Menschheit, indem sie sich innerhalb derselben Zeitströmung durch die Art der Rezeption immer wieder scheiden!

Durch eine mit der Zeit immer aufsteigende Linie könnten wir die Entwicklung der westeuropäischen Völker kennzeichnen, während wir bei unserem Volke zum Vergleiche an eine bald sie überflügelnde, dann wieder jäh abstürzende

Kurve denken müßten. Der Engländer läßt das Wesentliche einer Zeitströmung behutsam, aber hartnäckig bis ins Innere wirken, der Franzose wirft sich leichtblütig in ein modernes Kostüm, um doch wieder der Alte zu bleiben, der Deutsche macht den ganzen, schwer zu bewältigenden Komplex der Zeitprobleme zum Gegenstande seiner methodischen, gründlichen Verarbeitung. Ja, es sieht dabei oft aus, als suche er sich dem Fremden zu assimilieren, um es sich ganz zu eigen zu machen. Dadurch entstehen die Krisen unserer Geschichte, deren eine wir gerade erleben müssen. Jede große Zeitbewegung hat der Deutsche durchgekämpft mit Erfolgen, die der ganzen Menschheit zugute kamen, aber nie hat er es verstanden, sie harmonisch seiner Entwicklung anzupassen, die sich deshalb eben so sprunghaft vollzieht. Immer dasselbe, ob es nun um politische, soziale, religiöse, ethische oder ästhetische Fragen ging. Was bedeutete die Reformation des 16. Jahrhunderts oder die demokratische Bewegung der Gegenwart für uns und nur bei uns! Die deutschen Protestanten lieferten Stücke deutschen Landes dem Franzosen und dem Schweden aus, wie anno 1918 deutsche Demokraten unser Schicksal in die Hände eines fremden Propheten legten! . . . . Da droht das Aufeinanderprallen von Aktion und Reaktion den Volkskörper schier zu zerreißen, bis er nach schwerem Aderlasse die Krankheit endlich überwindet. . . . Da scheint die der Nation als Persönlichkeit eigentümliche, formende Kraft für all das einströmende Neue nicht mehr auszureichen, wir verlieren die notwendige Hemmung, um rechtzeitig die Grenze gegen das, was uns das Ausland noch bieten darf, zu ziehen. So liegt im Volkscharakter beschlossen Stolz und Größe, aber auch Schmach und Fall, aus dem wir uns nur durch aufreibende Arbeit zum Lichte emporringen können.

Wie wird es diesmal gelingen? Auf eine deutsche Reinkultur dürfen wir nicht hoffen, da selbst das, was als „teutonisch" und „germanisch" angepriesen wird, ein zeitlich bedingter Zustand war, der, einmal überwunden, nie wiederkehrt und selbst als ideelles Ziel gesteckt, uns nur vom natürlichen entfernen würde — das urdeutsche Interesse an allem Großen und Schönen in der Welt, die Treue zum Objekt werden wir uns von niemand ausreden lassen. Das deutsche Eigenleben war das reichste und fruchtbarste, denn uns, denen nichts fremd blieb, war es am leichtesten, auf der Höhe der Zeit zu stehen. Wie sollten wir, im Herzen Europas beheimatet, uns auf uns selbst beschränken können? . . . . So bleibt uns nichts übrig, als den inneren Schwerpunkt zu stützen, die formende Kraft zu stärken, die den jeweils gegebenen Stoff bewältigen muß. — Sehen wir nur auf unsere stolz sich blähenden Mitbewerber um die Palme der ersten Nation! Was haben sie uns vor, als daß das für sie Charakteristische noch gestärkt wird durch die Übereinstimmung von Volks- und Staatsgedanken? Uns Deutschen ist die Unterscheidung von politischer und kultureller Entwicklung nahegelegt, obwohl im Grunde schon die Unstetigkeit und Zerfahrenheit beider auf innigen Zusammenhang hindeuten könnte. Das Ziel eben, das noch fehlte, das sie ver-

anlassen könnte, sich wechselseitig zu ergänzen, die Form, die allein uns die ganze Fülle deutschen Lebens bändigte, ist der geschlossene Nationalstaat als Brennpunkt aller völkischen Bestrebungen. Er ist die sittliche Forderung der Gegenwart an unser Volk! . . . .

Allmählich werden die Schützengräben des Weltkrieges verschüttet und verbindende Fäden aller Art herüber und hinüber gezogen: Wer soll es verhindern können oder auch nur ernstlich wollen? Doch sie werden uns wieder zum Unheil gereichen ohne das stolze Bewußtsein, daß nur der Deutsche und wir nur als Deutsche auch alles Fremde nach seiner Art würdigen und uns zu eigen machen können, und daß alle diese Schätze nur wohlgeborgen wären im deutschen Staat, auf den wir unsere Lebensarbeit beziehen müssen . . . . Keine große Zeitströmung wird vorübergehen, ohne auch uns zu berühren, doch wie wir sie erfassen und festhalten, darin bewähren wir unsere Eigenart. . . . . . . Sind wir nichts als „international", dann haben wir bloß die Verachtung derjenigen zu erwarten, die Charakter besitzen. Erst wenn wir vor allem und in allem „national" denken und handeln, erringen wir uns Gleichberechtigung in der wahren, ewigen „Internationale" der Geister. Und das wird der ganzen Menschheit nur zum Segen gereichen!

Dr. A. Karger: Rechtskrisis.

Im Wiener Handelsmuseum warnte vor Jahresfrist Professor Pollack vor der nahen Rechtskrisis, während ein anderer Wiener, der bekannte frühere Justizminister und Schöpfer einer neuen ZPO., Klein in DJZ. (1920, 10) die Gefahr einer solchen Krisis für die Jetztzeit nicht gegeben erachtet. Dieser führt aus, daß vor eine solche Krisis nur der Verfall der Sittlichkeit und die offensichtliche Schwächung des Rechtsgefühls stellen. Wenn er dann fortfährt, daß beide Voraussetzungen jetzt nicht vorliegen, so vermag ich dem nicht zu folgen.

Verfall der Sittlichkeit zeigt nicht nur die Statistik der zunehmenden Straftaten, zeigt vielmehr auch die zunehmende sittliche, wirtschaftliche und politische Schamlosigkeit. Zweifel am „Recht" zeigten sich schon seit längerem. Der Krieg führte dann die Menschen in allen Ländern, nicht nur bei uns, zur natürlichen Wildheit zurück, da er den ungehinderten Gebrauch der Macht gebieterisch verlangte. Anzeichen dieser ungehinderten Machtentwicklung hatten sich aber auch schon zuvor geltend gemacht. Einerseits zeigte sich dies wie einst in Rom bei der Zusammenfassung der Geldmacht in den Händen weniger, sodann aber auch bei der Vereinigung der einzelnen zur geschlossenen Einheit, wobei in beiden Fällen

charakteristisch ist, daß die mechanische Zusammenzählung von Summen oder Personen die ausschlaggebende Bedeutung erhielt. Selbst die Gewalt der Verträge glaubte man dadurch brechen zu können (vgl. OLG. Jena DJZ. 1920, 159). Da diese Entwicklung erst stärker wurde, als die Industrie und der Handel in Deutschland aufkam und sich die politische Umstellung Deutschlands anbahnte — denn ein Land von Bauern verlangt andere Gesetze als ein Land von Fabrikarbeitern! — begannen damit auch die politischen Parteien sich eingehender mit dem Recht zu beschäftigen und dafür Forderungen aufzustellen, die weniger wirtschaftlicher oder rechtlicher Notwendigkeit entsprangen als dem Wunsch, bei den Wählern Stimmung zu machen. In frischer Erinnerung wird da stets das Zustandekommen der sozialen Gesetzgebung zugunsten der Privatangestellten sein, die nur um deswillen erfolgte, weil die Wahlen zum Reichstag bevorstanden und die Parteien nicht den Mut hatten, das ihrer Meinung nach unvollkommene Gesetz abzulehnen. Wie man hier den Angestellten entgegenkam, so „anscheinend" auch beim Gesinde. Jedenfalls wurde es wiederholt als eine Errungenschaft der Revolution hingestellt — und zwar nicht nur in Volksversammlungen, sondern auch in der Vorlesung über Arbeitsrecht an der Berliner Handelshochschule im WS. 1919/20 —, daß mit ihr das Züchtigungsrecht der Herrschaft beseitigt wurde, das zumindest seit Inkrafttreten des BGB. in Wirklichkeit aufgehoben war (EG. BGB. Art. 90). So beseitigte man auch die „Zurücksetzung" der Volksschullehrer, die bisher nicht zum Schöffen und Geschworenen gewählt werden sollten, nicht weil man ihren Fähigkeiten mißtraute, sondern weil man ihr Lehramt für wesentlicher hielt, genau wie das Amt der höchsten Reichs- und Staatsbeamten, die ebenfalls nicht wählbar sind. Mit der Beseitigung der Zurücksetzung der Rechtsstellung der Frauen ist man noch beschäftigt, obwohl es eine solche für die unverheiratete Frau gar nicht gibt. Und wenn der Ehemann bei Ehemeinungsverschiedenheiten den Ausschlag geben soll, so liegt das in der Natur der Dinge, da es richtiger ist, daß zwei Menschen unter sich als durch Anrufung eines Dritten den Streit schlichten. Uebersehen wird bei dieser Frage, bei der sich charakteristischer Weise weniger Juristen als Schriftsteller beteiligen, daß die wirtschaftliche Lage des Mannes durch die Schlüsselgewalt der Frau und seine unbeschränkte Unterhaltspflicht sehr ungünstig beeinflußt werden kann.

Zu diesen praktischen Forderungen, deren Beispiele sich beliebig vermehren ließen, kamen dann noch theoretische, die den Sturz der seit Jahrtausenden geltenden Rechtsanschauungen bezweckten und so das Rechtsgefühl unsicher machten: das Werk Proudhons mit dem geflügelten Wort: Eigentum ist Diebstahl, oder die neueren Theorien zur Abschaffung des „unmoralischen" Erbrechts, nicht minder aber auch Mengers Kritik des BGB. vom Standpunkt der besitzlosen Klassen, die sogar den Schutz des guten Glaubens für ein Privileg der Besitzenden hinstellt. Daneben aber machte den einzelnen in seinem Rechtsempfinden die Rechtsprechung schwankend. Verhängnisvoll wurde gerade, was eigentlich ein Ruhmes-

blatt deutscher Rechtswissenschaft und Rechtsprechung sein sollte: das Vermeiden einer eigenen Stellungnahme des Gesetzgebers zu wichtigen Streitfragen. So kamen die einzelnen Gerichte zu verschiedenen Auslegungen, suchten nach Recht statt Recht zu sprechen. Dazu kamen die verschiedenartigen Behandlungen der gleichen Angelegenheit, je nach dem gewünschten Ergebnis, die sich aus der Verschiedenheit der Rechtsauffassung bei den höchsten Gerichten ergaben. (Näheres: Otto: Der Prozeß als Spiel; Höniger: Riskante Rechtsausübung 1918.) Ergaben sich diese Unzulänglichkeiten aus der menschlichen Schwäche bei der Ausführung der Gesetze, so ergaben sich weitere aus einer grundsätzlichen Auffassung des Rechts.*) Im Zivilrecht (vom Strafrecht soll hier absichtlich nicht die Rede sein) bildete man das Wirtschaftsleben nach Rechtsbegriffen. Durch die Lehre der Volljährigkeit, die Lehre von den juristischen Personen, um nur wenige Beispiele anzugeben, glaubte man das Leben beeinflussen zu können, daß nunmehr keine anderen Tatbestände gelten sollen. So kam das Recht in Mißkredit, denn die nicht rechtsfähige bürgerliche Gesellschaft, der nicht rechtsfähige Verein, dessen tatsächliche Wirkung man im Leben — besonders in der Gewerkschaft und im Kartell — nur zu häufig spürt, spottete der Rechtsbegriffe; mußte es andererseits nicht das Rechtsgefühl verletzen, wenn das Gesetz einem Kinde von 6 Jahren, das selbst einen Einschreibebrief aufgegeben, der nachträglich verloren ging, den Ersatzanspruch versagt, weil es geschäftsunfähig ist (Beispiel aus Ebebergs Handelsrecht V, 2)? Mit diesen Sonderheiten des Rechts hängt es zusammen, daß man Weltfremdheit auch dem Juristen vorwarf (absichtlich ist hier das Wort „auch" betont, denn Weltfremdheit findet man nicht weniger bei den Philosophen, Theologen und Philologen, ja sogar beim Künstler, dessen Wahlspruch „l'art pour l'art" nicht nur im Futurismus eine Welt jenseits der Wirklichkeit aufbauen will). Was insbesondere die Juristen angeht, so kommt hinzu, daß sie meist nicht die Urheber der Gesetze sind, sondern nur die, die den betreffenden wirtschaftlichen Gedanken in juristisches Gewand zu bringen haben. Dabei ist die Beobachtung besonders interessant, daß gerade die wirtschaftlichen Sachverständigen zumeist die wirtschaftlichen Folgen einer bestimmten Verordnung am wenigsten übersehen können. Den Beleg gibt unsere Kriegsgesetzgebung, selbst wenn sie von wirklichen Sachverständigen veranlaßt wurde und nicht von angeblich Sachkundigen (einen Beweis dafür bot die Vernehmung des Lederindustriellen Rechberg im Helfferich-Erzberger-Prozeß, der die Zwangsbewirtschaftung der — Textilindustrie veranlaßte): man bestimmte z. B. Höchstpreise zunächst für Fleisch, daraufhin wurde das Fleisch zur Wurst verarbeitet, bestimmte den Preis guter Butter, während ranzige, zu Seife und Schmier-

*) Der Kampf gegen die Begriffsrechtswissenschaft findet wie einst in Rom, wo es hieß: juris prudentia est divinarum atque humanarum r e r u m notitia neuerdings bei Bergson Unterstützung, der in der Einführung in die Metaphysik auf die Notwendigkeit der Umwandlung der hergebrachten Logik hinweist, weil jetzt Denken darin besteht, von den Begriffen zu den Dingen zu gelangen und nicht von den Dingen zu den Begriffen.

mitteln noch verwendbare zu höherem Preis verkauft werden konnte, erließ Mietsbestimmungen für Wohnungen, duldete aber deren Umbau in Geschäftslokale, die zunächst den Mietsbeschränkungen nicht unterworfen wurden, verbot Wohnungsnachweise, gestattete aber den Nachweis von Käufen der Einrichtungen unter Uebernahme des Mietvertrages oder später wenigstens dessen Uebernahme bei gleichzeitigem Kauf des Hauses. Noch schlimmer aber wurde das Rechtsbewußtsein verletzt, wenn man die Fehler der bisherigen Gesetzgebung einsah und die Anordnungen auf anderem Wege durchzusetzen suchte, indem man gleichzeitig der Geldsucht des einzelnen entgegenkam. Damit setzte man Prämien auf die Nichtbefolgung der gesetzlichen Gebote aus. Oder was war es sonst, wenn man dem säumigen Landwirt einen höheren Preis bewilligte als dem, der das Gesetz rechtzeitig befolgt hatte? Wie mußte das Volk es aufnehmen, daß die Reichsbank den Metallgeldhamsterern ein vielfaches Aufgeld zahlte, während zunächst viel größere Beträge aus vaterländischen Gesichtspunkten der Reichsbank zur Verfügung gestellt wurden? Das, was man mit all solchen Anordnungen (z. B. auch der Beschlagnahme der Eier, dem Ablieferungszwang der Bekleidungsgegenstände) zu erreichen suchte oder günstigstenfalls auch erreicht hatte, stand in gar keinem Verhältnis zu der Rechtsverwirrung, die man verursachte.

Unser Rechtsleben war bereits während des Krieges zusammengebrochen. Der allen erkennbare Ausdruck hierfür ist die Verordnung vom 18. Januar 1917, womit man anerkannte, daß ein Beschuldigter im unverschuldeten Irrtum über das Bestehen oder die Anwendbarkeit der übertretenen Vorschriften sein könne, ja daß die geborenen Hüter des Rechts, die Reichs- und Staatsbehörden wie die Anwälte, außer stande seien, die geltenden Gesetze zu beherrschen. Kein Wunder, da in den letzten 5 Jahren allein im RGBl. gegen 3000 Bekanntmachungen verkündet wurden! Bei dieser Unmenge von Gesetzen mußten mit Notwendigkeit auch Widersprüche zutage treten, sodaß mehr als je die Gesetzmäßigkeit der Gesetze und Verordnungen nachgeprüft werden muß, da eine Reihe von ihnen dieser Voraussetzungen entbehren (vgl. näheres Karger: Richter und Gesetz DRZ. 1920). Diese Untersuchung ist selbst für den Richter schwierig, da die Gesetzgebungsmaschine allzu schnell arbeitet, die Gesetze häufig vor Erlaß der Ausführungsbestimmungen in Kraft treten (insbesondere die Umsatzsteuer). Faßt man dies alles zusammen, so ergibt sich daraus für das deutsche Rechtsleben: das Volk ist nicht mehr imstande die Gesetze zu befolgen, der einzelne Fachmann übersieht nur noch seinen eigenen Wirkungskreis, nicht mehr das gesamte Rechtsleben. Die Rechtssicherheit des freien Verkehrs hat aufgehört. Eine Unmenge produktiver Arbeit liegt in Deutschland brach, weil der Staat, um wenigstens den Anschein zu erwecken, als ob er die Gesetze ernstlich durchführen will, ein großes Beamtenheer beschäftigen muß.

Dringend notwendig ist darum eine Abkehr von der jetzigen Art der Gesetzgebung. Welche Gesichtspunkte müssen dabei beachtet werden?

Kein Gesetz vermag, das wird vielfach verkannt, der Allgemeinheit einen Dienst zu leisten, wenn es nicht a u s f ü h r b a r ist. Ein gutes Gesetz, dem nicht gehorcht wird, hat weniger Wert, als ein schlechtes, das sich Achtung verschafft. Denn die gute Absicht eines Gesetzes wird durch mißbräuchliche Anwendung in Mißkredit gebracht; ein schlechtes Gesetz, das Gehorsam erheischt, kann sich dagegen nicht auf die Dauer halten, muß einem besseren Platz machen. Diese Durchführbarkeit erfordert bei vielen Gesetzen einen großen Aufsichtsapparat, der verhältnismäßig mit der Zahl der Gesetze steigt, sodaß schon aus dem Grunde eine Beschränkung der Gesetzgebung wünschenswert ist.

Diese Durchführbarkeit, die an sich schon nicht leicht ist, wird in Deutschland in den nächsten Jahrzehnten noch besonders erschwert sein, weil die Besetzung eines Teiles des deutschen Gebiets durch die ehemaligen Feinde und deren Plazet zu Anordnungen des Reichs vielfach die Möglichkeit zu Umgehungen gibt. In dieser Hinsicht sei z. B. an die Bekanntmachung der Zahlung des Zolls in Gold gedacht, die auf Verlangen Englands zeitweilig außer Kraft gesetzt wurde. Besondere Beachtung verdient dabei auch Art. 276 des Friedensvertrages, der die Rechte der Ausländer im deutschen Reich festlegt.

Um durchführbare Gesetze im Zivilrecht zu schaffen, wird man von neuem zu der Frage Stellung nehmen, ob es richtig ist, von Rechtsbegriffen oder Tatbeständen auszugehen. Diese Frage ist jetzt besonders zeitgemäß geworden, weil der Friedensvertrag im Gegensatz zum deutschen wie überhaupt festländischen europäischen Recht durch englische Juristen stark beeinflußt wurde, die von einzelnen genau beschriebenen Tatbeständen ausgehen. In Deutschland läßt sich diese Entwicklung beim Straf- und Staatsrecht verfolgen (vgl. Kohler: Rechtsphilosophie 276 für das Staatsrecht, Pank: LZ. 13, 346), findet aber gerade im Völkerrecht ihren Gegner in Kohler, der im Vorwort seines Lehrbuchs diese Betrachtungsweise tadelt.

Diese Durchführbarkeit wird wesentlich erleichtert, wenn sich eine beharrliche Linie in der Gesetzgebung zeigt. Schwankungen sind darum nach Möglichkeit zu vermeiden, da sie den Eindruck der Ohnmacht hervorrufen müssen. Von weittragendster Bedeutung ist überhaupt die richtige psychologische Einschätzung eines Gesetzes. Selbst eine große Idee findet, wenn sie Entbehrungen umfangreicher Art auferlegt, nicht für die Dauer im Volke Anklang. Das lehrt am besten der letzte Krieg, wo dem einmütigen Opfermut der ersten Zeit kleinliche Selbstsucht nachfolgte. Notwendig aber ist das Vorhandensein einer Idee, eines Willens überhaupt. Das Recht darf sich nicht damit begnügen, lediglich zu registrieren und zu verwalten. Jetzt sind wir auf dem Wege dazu, daß allein der Kaufmann, der Industrielle noch einen Willen hat, sein Wille aber erstreckt sich in der Hauptsache nur auf die Produktion, den Genuß, wendet sich nur an das Tier im Menschen. Die höhere, belebende und zusammenfassende Idee fehlt ihm; hier muß das Recht

einsetzen, das Kisch in der Macht des Rechts 1914 richtig als Willen zur Gesamtheit auffaßt und dessen Bedeutung Haber ZRPhil. 1920, 28 schon verschleiert, wenn er die ordnende Tätigkeit des Rechts für wesentlich hält. Denn jedes Gebiet, das sich auf die Ordnung beschränkt, ist im Verfall begriffen. Dieser Wille der Gesamtheit zur Gesamtheit ist zu heben, damit nicht einzelne Tollkühne die Macht und damit die Gesetzgebung an sich reißen. Die Zeit, wo der Bürger alles vom Staat erwarten durfte, ist vorbei; jeder ist heute selbst ein Teil des Staates, darum muß er Anteil nehmen an allen Erscheinungen des Wirtschaftslebens, muß in jeder Rechtsverletzung eines anderen seine eigene Gefährdung erblicken. Dann wird die Wahrung des Rechts gewährleistet. Daneben werden auch die Behörden nicht müßig sein dürfen, werden über den Geschäftsbetrieb, der jetzt üblich ist und nur durch (gelegentliche) Fühlungnahme mit Interessenvertretungen oder Anliegen Privater Anregungen von außen erhält, hinauswachsen müssen durch Beobachtung des Lebens. Einen Anfang dafür verspricht die vorläufige Ausführungsanweisung zum Umsatzsteuergesetz, wo den Steuerbehörden die Beobachtung der Zeitungen und der Adreßbücher zur Pflicht gemacht wird (freilich muß man sich darüber klar sein, daß dies nur ein Anfang ist, denn eine Reihe von Anzeigen wird alsbald aus den Zeitungen verschwinden, sich nur noch in Schaufenstern, bei Kommissionären finden).

Wenn aus der neueren Steuergesetzgebung eine neue Rechtsentwicklung hervorzugehen scheint, so verachtet sie darum nicht die alten Mittel zur Erfassung möglichst aller Einnahmen. So versuchte man den Eid zu verwerten. Daß dies auf Kosten der Heiligkeit des Eides geschehen mußte, entweder dadurch, daß dessen Bedeutung herabgesetzt wurde, da der Steuerbetrug nach der Auffassung vieler nicht für unerlaubt gilt, oder weil nur die frömmeren Kreise dadurch betroffen wurden, erkannte rechtzeitig nur die katholische Kirche, deren Münchener Erzbischof darum auch Einspruch erhob. Gar leicht könnte es sonst kommen, daß die Rechtskrisis zu einer Moralkrisis sich steigert, wenigstens soweit die Moral in der Religion ihre Grundlage hat. Hoffentlich verhallen diese Mahnungen nicht so im Wind wie die des Reichsgerichts (JMBl. 01, 272), daß die Steuerbehörden nicht lediglich von steuerlichen Gesichtspunkten ausgehen möchten, sondern auch rechtliche Erwägungen anzustellen haben; denn andernfalls wäre der § 5 der Reichsabgabenordnung unmöglich angenommen worden, dessen Folge sein wird, daß der auf seinen Namen bedachte Jurist in Steuerfragen sich mehr und mehr Reserve auferlegen wird, während der „freier denkende" zu viel verwickelteren Verschleierungen seine Zuflucht nehmen wird, durch die neben den Steuerbehörden auch die ordentlichen Gerichte mit Mehrarbeit bedacht werden. Eine Erscheinung, wie wir sie im geschäftlichen Verkehr schon gewöhnt sind!

Allheilmittel für die Aufrichtung der Achtung vor dem Gesetz bieten all diese Vorschläge freilich nicht, sie können aber Bausteine werden, wenn Deutschland sich ernstlich darum bemüht, in seinen Landen nicht nur auf dem Papier das Recht

wahren zu wollen. Heute liegt die Sache meist umgekehrt. Würde die Regierung, wie es eigentlich ihre Pflicht ist, ernstlich die Gesetze durchführen wollen, so käme sie mit dem allgemeinen Volksempfinden in Konflikt, das ganze Land würde in Gefahr kommen.

Gustav Türk: Menschenrecht.

Klare, selbstverständliche Dinge werden immer wieder mißverstanden und entstellt, teils von wohlmeinenden, aber unklaren Leuten, die es nicht besser können, teils von arglistigen absichtlich. Je wichtiger und weitgreifender die entstellten Begriffe sind, desto größer ist das angerichtete Unheil, welches gerade gegenwärtig so groß ist wie kaum je zuvor.

Ein solches Wort von mächtigem Klange heißt Menschenrecht. Was läßt sich daraus nicht alles folgern! Wenn einem aber bei den Folgerungen schließlich schwindlig wird, kommt man auf die Frage, ob etwa die Voraussetzung falsch ist, die man unbesehen hingenommen hat; dann können auch alle Folgerungen, die sich darauf stützen, zu keiner Wahrheit führen.

Gibt es überhaupt ein Menschenrecht? Ja und nein, je nachdem man es nimmt. Gerade auf den möglichen zwei verschiedenen Auffassungen beruht die Verwirrung, die zur entsetzlichsten Zerrüttung aller menschlichen Verhältnisse führen kann und eben jetzt wieder zu führen droht. Man faßt das Wort auf die Art, wo die Antwort nein lauten muß, setzt aber nichtsdestoweniger hinter die Frage ein entschiedenes ja und pocht darauf — dann kann man aus dem Wirrwarr und dem Elend nicht mehr heraus.

Ein Recht, welches dem Menschen gleichsam angewachsen, mit ihm geboren wäre, gibt es nicht. Die gewöhnliche Auffassung des Wortes Menschenrecht ist aber gerade die, als ob jeder sein Recht von Geburt an mitbrächte, als ob es mit ihm auf die Welt gekommen wäre. Gäbe es ein solches Recht, so müßte es von derselben übermenschlichen Macht herkommen, die alles Sein und Wachsen schafft, auch jeden neugeborenen Menschen. Es wäre eine göttliche Mitgift und wie alles Göttliche von menschlichem Eingriff und menschlicher Unzulänglichkeit unabhängig, also auch über jeden menschlichen Streit und menschliche Gunst oder Mißgunst erhaben; solches Menschenrecht hätte jeder unveräußerlich an sich und in sich, darum brauchte er mit Menschen nicht zu kämpfen, wie es doch geschieht. Jedes Geschöpf, mag es nach unseren Begriffen hoch oder niedrig stehen, hat allerdings von Gott allerlei mitbekommen, recht viel, kann man sagen, nämlich sein ganzes leibliches und geistiges Wesen, aus dem heraus es zu seinem Wachstum und Gedeihen wirken kann—

mehr aber auch nicht, mag menschliches Geschwätz noch so viel dazu tun. Jeder bringt auf die Welt das mit, was in ihm liegt, sich selbst, aber nicht etwas, was in anderen steckt, also etwa selbstverständliche Pflichten der anderen. Wo ist zum Beispiel ein solches angenommenes gottgegebenes Recht auf Nahrung, Kleidung, Daseinsschutz und Daseinsbehauptung in allen den Fällen, wo auch trotz besten menschlichen Willens die Umstände das alles ausschließen? Streng genommen schlösse ein mit dem Menschen von selbst entstehendes Daseinsrecht die volle leibliche Unsterblichkeit in sich, ein Widerspruch in sich selbst, denn Leben, wie wir es kennen, ist eine stetige Veränderung und muß zur Auflösung führen. Man kommt immer wieder zu der Folgerung, das einzige Recht, welches allem Werden und allem Werdenden zusteht, ist das Recht zu Grunde zu gehen. Dieses Recht kann niemand bestreiten, niemand rauben. Jedes andere kann geraubt, aber auch, was dem ergänzend gegenübersteht, gegeben werden, nämlich von Menschen. Und damit kommen wir zu der anderen Auffassung des Menschenrechtes, die allein Sinn hat.

Ehe ich darauf eingehe, eine Bemerkung über das, was ich meine, wenn ich von Gott und gottgegebenen Dingen spreche. Es ist schon aus dem Gegensatze zu erkennen: was Menschen nicht machen und nicht machen können. Man hört manchmal von Gottesleugnern und Gottlosen sprechen. Wenn solche Leute behaupten, einen Mann, einen Menschen, der Gott hieße, gebe es nicht, so haben sie vollständig recht, und ebenso, wenn sie leugnen, daß ein solcher Gott unmittelbar sich in menschliche und irdische Angelegenheiten einmische, wie Menschen es tun. Unvollkommene Auffassungen des übermenschlichen und uns unbegreiflichen Wesens können jederzeit bemängelt werden, und alle menschliche Auffassung davon ist unvollkommen, das übermenschliche Wesen selbst bleibt davon unberührt, es wird weder durch menschliches Denken noch menschliche Satzungen und Abstimmungen gehoben oder erniedrigt, und wer es leugnet, mag überhaupt Himmel und Erde leugnen, trotz seines Leugnens ist alles da, was ist. Der kürzeste Ausdruck für das unbegreifliche Wesen von unendlicher, unbegreiflicher Macht und unbegreiflichem Geiste ist Gott, und in diesem Sinne sage ich: das Wesen des Menschen kommt von Gott, das Recht macht sich der Mensch.

Durch das Zusammenleben kommen die Menschen darauf, daß jeder nicht bloß für sich handelt, sondern auch für andere, die seiner bedürfen, denen er helfen will. Einer hilft dem anderen, einer schützt den anderen, das ist eine gegenseitige Gewohnheit, aus der sich mehr oder weniger bestimmte Festsetzungen entwickeln, gefühlsmäßig empfundenes oder auch ausdrücklich zugesagtes und schließlich aufgeschriebenes Recht. Auf Grund solcher unter Menschen allmählich entstandenen Gewohnheiten und Satzungen können dann auch Ansprüche erhoben werden. Was auf der einen Seite Recht ist, heißt auf der anderen Pflicht. Recht und Pflicht sind Ausdrücke für das Verhältnis zweier Menschen zu einander. Solche Verhältnisse und Beziehungen auszugestalten ist lediglich Menschenwerk. Der Unterschied läßt

sich ganz scharf fassen: Gottgeschaffen ist der Einzelmensch, Menschensache ist es, wie Mensch und Mensch miteinander auskommen. Der Urzustand mag wohl der Kampf aller gegen alle gewesen sein. Zwei sonderbare Widersprüche begegnen einem auf diesem Gedankenwege. Gerade diejenigen, die sich als Gottesleugner aufspielen, sprechen mit Vorliebe von den Menschenrechten als von angeborenen, also gottgegebenen Dingen. Und dieselben Leute, welche allgemeine angeborene Rechte kennen, wollen durchaus nichts von sonstigen Rechten der Geburt wissen.

Nun, wir sahen schon, angeborene Rechte gibt es nicht, wohl aber menschliche Gewohnheiten und Satzungen, die geschrieben oder ungeschrieben je nach der erreichten Entwicklungsstufe mehr oder weniger allgemein geachtet und einer ganzen Gemeinschaft ins Gefühl übergegangen sind. Die größte Gemeinschaft, innerhalb deren eine gewisse Gleichmäßigkeit solcher Gefühle und Anschauungen besteht, ist das Volk. Innerhalb eines Volkes können aber kleinere Gemeinschaften sein, nennen wir sie Stände, die in sich noch besondere Gewohnheiten haben, und ebenso kann ein Stand gegenüber dem anderen ein bestimmtes Verhältnis oder Recht haben, und wer nun innerhalb eines Standes geboren wird, kommt durch alte Gewohnheit seiner Umgebung in bestimmte Rechte und Pflichten hinein. Das ist weder eine Anmaßung auf der einen noch eine Entrechtung auf der anderen Seite. Es sind Verhältnisse, die gelegentlich lästig und unleidlich werden können; einem guten und höheren Zwecke zuliebe mag man sie ändern. Aber Haß und Erbitterung wird bei einem einsichtsvollen Betrachter und Volkslenker nicht die Triebfeder sein. Welches wäre denn der höhere Zweck? Wie oben gesagt, daß Menschen miteinander auskommen. Das ist ein friedlicher, wahrhaft menschlicher Gedanke, erhaben über den Urzustand des Kampfes, wie er in der Tierwelt zu beobachten ist. Diesen Urkampf und die Roheit, welche dazu führt, haben wir von Gott mitbekommen, zugleich aber die Fähigkeit, uns darüber zu erheben und zum Zwecke des allgemeinen und gemeinsamen Weiterbestehens den Rechtszustand zu schaffen.

Aus der Gemeinschaft des Volkes entsprießt das Recht, und wenn dieser Zustand schon seine Vollkommenheit erreicht hätte, dann wäre innerhalb eines Volkes keine Gewalt, kein Kampf mehr nötig. Leider gibt es aber in jedem Volke und auch in jeder einzelnen Gemeinde in Stadt und Land nicht bloß Leute, die für friedliches, ordentliches, ehrliches Leben und Arbeiten eingenommen sind, sondern auch solche, die dafür kein Verständnis haben und noch auf dem rohen, tierischen Standpunkte des rücksichtslosen und rechtlosen Zugreifens und Zuschlagens stehen. Soll also menschliche Gemeinschaft in kleinerem oder größerem Kreise erhalten bleiben, so müssen die Ehrlichen gegen die Unehrlichen, die Ordentlichen gegen die Unordentlichen mit vereinten Kräften auftreten. Belehrung und Aufklärung und gutes Beispiel hebt immer einen Teil der Reibung und Spannung; was aber dem widerstrebt, kann nur durch Gewalt in Ordnung gebracht werden. Diese Gewalt, welche im schlimmsten Falle eine solche über Leben und Tod sein muß,

darf nicht verwechselt werden mit der Urroheit, die von vornherein mit Leben und Tod spielt und blind und frech den Mitmenschen niedertritt, weil gerade die Laune da ist. Die Gewalt, welche das Recht und den Frieden, den Bestand und das Gedeihen des Volkes sichert, ist das gerade Gegenteil von derjenigen, welche das alles vernichtet, bewußt oder unbewußt, denn es gibt ja leider Menschen genug, welche gar kein Gefühl der gegenseitigen Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit, also für wirkliches Menschenrecht haben. Aeußerlich sieht eine Tötung leicht aus wie eine andere, und so fällt es dem bösen Willen nicht schwer, die volksschützende Gewalt als volkvernichtend anzuschwärzen und die vernichtende als schützend anzupreisen.

Wenn Menschenrecht, sinnvoll gefaßt, derjenige Zustand ist, auf dem das Gemeinschaftsleben beruhen soll, so bedeutet es freilich ebensowohl einen Pflichtzustand, eine Beschränkung der Einzelwillkür, denn wie ich etwas haben und genießen will, muß ich es dem anderen auch zugestehen, und so wie mich der andere in Ruhe lassen soll, muß ich ihn auch in Ruhe lassen und ihm das Seine gönnen. Schließlich ist der beste Ausdruck für das Menschenrecht: Jedem das Seine. Es ist nichts Neues. Aber das ist ja die Krankheit unserer Zeit, daß alte unzweifelhafte Wahrheiten von Halbdenkern und Ganzschurken angefochten werden. Man redet der ewig urteilslosen Menge vor, daß es aufwärts und vorwärts gehen solle zu einem ganz neuen Glück, und stürzt alles rückwärts und abwärts in Ursumpf und Urroheit. Gewiß hat alles mühsam geschaffene Recht als Menschenwerk seine Mängel und bedarf schon deswegen einer beständigen Wandelung und Weiterentwickelung, weil die Zustände sich wandeln. Aber wenn eine Ordnung besteht und Mängel darin sind, so schafft man keine Besserung, indem man die Ordnung stürzt. Wenn ein Haus einen Schaden hat, reißt man das Haus ein? Dann ist freilich der Schaden auch nicht mehr da. Die Völker haben oft so gehandelt. Sie hatten eine Verfassung und sahen Mängel darin; um die Mängel zu heilen, beseitigten sie die ganze Verfassung, womit meistens mehr Gutes als Schlechtes beseitigt wurde. Um gerecht zu sein, gilt es nicht bloß das jeweilig Herrschende zu preisen, sondern zu fragen, ob das Neue besser und gedeihlicher ist als das Alte.

Jedenfalls läßt sich das schöne Wort Menschenrecht nicht durch gegenseitige Ausrottung, sondern nur durch Verständigung innerhalb der Volksgemeinschaft verwirklichen, wozu aber die Fähigkeit und Bereitwilligkeit gehört, ohne Parteiwut auch das Recht des anderen anzuerkennen. Jeder sorgt am besten für den allgemeinen Rechtszustand, wenn er vor allem seine Pflicht tut. Es gab doch wohl schon Zeiten, wo der Grundsatz herrschte. Sind wir höher gekommen?

Dr. Werner Peiser: Das Überkonfessionelle*) als ein Resultat der Erkenntniskritik.

Das Erkenntnisproblem ist das Zentralproblem der Philosophie überhaupt. Wenn Philosophie sich mit dem Gegenstande beschäftigt, im Gegensatz oder in Unterscheidung von den Wissenschaften, deren Aufgabe und Inhalt die Gegenstände sind, so muß sie naturgemäß sich mit dem Wesen der Erkenntnis in einer Weise auseinandersetzen, wie dies für die Einzelwissenschaften nicht erforderlich ist.

Was ist Erkenntnis? Sie ist der Inbegriff desjenigen menschlichen Strebens und Wollens, das auf ein Eindringen in die Wesenheit der Dinge gerichtet ist. Die Theorie von der Erkenntnis ist also die von Einzelerfahrungen über diesen Inbegriff abstrahierte Lehre, die ein restloses Erfassen jenes Strebungskomplexes gewährleisten soll. Man sollte annehmen, daß die Erkenntnistheorie so alt wie die Philosophie selbst ist; jedoch ist diese Annahme nur bedingt richtig. Zwar hat sich instinktiv die Philosophie von dem Augenblick an, in dem sie sich aus der naturgeschichtlichen Auffassung des vorplatonischen Griechenzeitalters befreit und zur Philosophie im eigentlichen Sinne des Wortes wird, mit Erkenntnisfragen beschäftigt, ohne jedoch die Erkenntnistheorie in irgend welcher Form — als Voraussetzung oder als Schlußergebnis der Philosophie, sei zunächst dahingestellt — zu erwähnen. Auch die Sprache, die Ausdrucksfindung unbewußt logischen und philosophischen Denkens eines Volkes, prägt einen bestimmt umrissenen Ausdruck für die Lehre vom Erkennen erst seit relativ kurzer Zeit.

Die Bedeutung der Erkenntnistheorie erfassen ist identisch mit dem Bestreben, sie zu werten, sie einzuordnen, ihr die richtige Stelle zu verschaffen. In diesem Bestreben entstand eine Kontroverse, auf die kurz eingegangen werden muß. Während Locke einerseits die Ansicht vertritt, man müsse, ehe man sich in die Diskussion der schwierigen Probleme der Metaphysik einlasse, erst einmal die Tragkraft des Instrumentes untersuchen, mit dem man sie zu lösen hoffe, d. h. also des menschlichen Erkenntnisvermögens (nach Windelband), während ferner Kant gleichfalls erklärt, dem sachlichen Erkennen selbst sei eine Sicherung über

*) Aus dem Programm: Der Bund der Überkonfessionellen erstrebt in kurzer Zeit auf der ganzen Welt überkonfessionelle Häuser zu errichten. Dem Guten und Edlen aller Kultur-Religionen soll eine gemeinsame Stätte geschaffen werden. Denn der Kern aller Religionen ist die Religiosität; die Religiosität ist identisch mit der höchsten Philosophie und mit der reinsten Kunst; identisch mit sittlicher Lebensauffassung.

Begründer des Bundes: Dr. Ph. Katz, Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 91 Telefon: Wilhelm 1242.

seine Möglichkeit voranzuschicken, vertritt Hegel andererseits die Anschauung, Erkenntnistheorie wolle doch selbst Erkenntnis sein, setze also die Möglichkeit dessen, was sie erst prüfen wolle, bereits voraus.

Ohne zu dieser Kontroverse hier eingehend Stellung zu nehmen, sei folgendes kurz zu ihr bemerkt: Die Frage läßt sich nicht derartig zuspitzen, daß man sie nach dem Schema: hie Kant—Locke — hie Hegel lösen könnte, sondern beide Anschauungen stehen in Wechselwirkung miteinander, sie ergänzen und bedingen sich gleichmäßig. Einerseits muß sowohl von vornherein die Erkenntnis als Instrument zur Erkennung vom erkennenden Subjekt auf seine Tauglichkeit hin geprüft werden, andererseits aber kann die Prüfung erst auf Grund eines gewissen, dem erkennenden Subjekt gegebenen Materials gewertet werden.

Will die Erkenntnistheorie ihre Aufgabe erfüllen, so hat sie sich lediglich mit dem der Erkennbarkeit Möglichen zu befassen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß sie nicht auch Komplexe in ihren Betrachtungsbereich hineinzuziehen die Aufgabe hat, die ohne weiteres der sinnlichen Erkenntnis entzogen zu sein scheinen, d. h. die Erkenntnistheorie strebt hin zu den Fragen der Metaphysik, in denen sie ihren Gipfel erreicht. Was für die Beschäftigung mit den Gegenständen gilt, gilt in gleichem oder noch höherem Maße für die Beschäftigung mit dem Gegenstande, eben für die Philosophie. Sie hat mit Entschiedenheit diejenigen Materien auszuscheiden, deren Erkenntnis nach genauer Prüfung unseres Erkenntnisvermögens als ausgeschlossen bezeichnet werden muß. Kants Lehre, nach der alle Erkenntnis mit der Erfahrung anhebe, in ihr aber nicht ihren alleinigen Ursprung habe, muß umsomehr als genialer Irrtum bezeichnet werden, als sie nur zu sehr geeignet ist, das spekulative Denken zu dem Versuch, Unmögliches zu erkennen, zu verleiten. Es ist höchst charakteristisch und nur folgerichtiges Ergebnis dieser Kantischen Auffassung, wenn unser großer Lehrmeister die Begriffe „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit" in seiner Vernunftkritik zwar als unbeweisbar bezeichnet, sie aber in seiner Ethik erneut als Postulate der praktischen Vernunft wieder einführt.

In dem Augenblick, in dem wir mit vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung von einer Erkenntnistheorie sprechen, hebt auch schon die Erkenntniskritik an. Es darf nicht so hingestellt werden, als sei die Kritik der Erkenntnis das ihrer Theorie zeitlich nachgesetzte Element, sondern es muß — gleich wie oben anläßlich des Erkenntnisproblems selbst — die Wechselwirkung zwischen der Theorie und der Kritik des Erkennens konstatiert werden. Die wahre Theorie wird zur Kritik, und die Kritik zur wahren Theorie. Nichtsdestoweniger ist es möglich, trotz aller Anerkennung der nahen Verwandtschaft beider, jeder ein bestimmtes Forschungsgebiet zu überweisen, um mit klarer Auffassung an die Prüfung der Dinge heranzutreten. Die Erkenntniskritik also hat zu ihrer vornehmsten Aufgabe nicht nur die Prüfung der Erkenntnistheorie selbst, nicht nur eine kritische Wertung der Ergebnisse jener Theorie, sondern sie hat darüber hinaus Grenzen

und Ausmaße der Theorie vom Erkennen zu setzen. Insbesondere hat sie das Problem zu lösen, in der Metaphysik die Forschung nach dem Unmöglichen — was dem naiv-philosophierenden Laien als Kernproblem der Philosophie erscheint — schonungslos auszumerzen. Ferner hat sie eine scharfe Trennungslinie zwischen den Fragen der Metaphysik und denen der Religion zu ziehen, eine Trennung, die zwar dem in philosophischem Denken Geschulten durchaus natürlich dünkt, dem Unkundigen aber durchaus nicht als selbstverständlich erscheint.

Das „metaphysische Bedürfnis" des Menschen kann nur dann von seinem religiösen Empfinden geschieden werden, wenn man beider Ursprung möglichst exakt enthüllt, und da ergibt sich als Fundamentalerkenntnis: die Wurzeln des metaphysischen Bedürfnisses und des religiösen Empfindens im Menschen sind grundverschieden. Das metaphysische Verlangen ist auf die empirische Tatsache der unbefriedigten Erkenntnis zurückzuführen, das religiöse Bedürfnis wurzelt, wie Schleiermacher in unwiderlegbarer Klarheit dargelegt hat, in dem frommen Gefühl einer „schlechthinigen Abhängigkeit". Das religiöse Gefühl — und nur dieses haben wir angesichts unserer Aufgabe zu berücksichtigen — fußt also auf der gleichfalls empirischen Tatsache, daß infolge des Unerfahrbaren der Mensch sich jener übererfahrbaren Welt gegenüber in einem Unterordnungsverhältnis befinde. „Um aber die Gesamtheit des seelischen Lebens zu ergreifen und zu durchleuchten, muß jenes Gefühl in der Vorstellung bestimmt werden. Denn erst dadurch kann es auch im äußeren Leben sich als Motiv des Wollens und Handelns entfalten und sich als spezifisch religiöse Gemeinschaft zur Kirche organisieren. Eine solche Bestimmung des frommen Gefühls in der Vorstellung ist nun aber nicht mehr als Erkenntnis möglich; und darin besteht das Grundproblem des gesamten religiösen Daseins." (Windelband.)

In der Betrachtung des religiösen Gefühls haben wir es also lediglich mit im empirischen Bewußtsein gelegenen Tatsachen zu tun, ohne uns im übrigen weiter um die Kontroverse, ob das „metaphysische Bedürfnis" aprioristisch gegeben sei oder gleichfalls im empirischen Bewußtsein liege, zu bekümmern.

Das religiöse Bedürfnis des Menschen sucht das in der Vorstellung gegebene Empfinden in die Tat umzusetzen, um eine Wertung des Empfindens ermöglichen zu können: es entsteht der Begriff der Konfession. Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß der konfessionelle Gedanke eine letzte Folgewirkung religiös bedingter Vorstellungen ist. Aber es zeigt sich — und dieser Vorgang ist nur nach historischen, nicht aber nach philosophischen Gesichtspunkten zu untersuchen — daß auch der konfessionelle Gedanke nicht imstande ist, das religiöse Bedürfnis zu befriedigen: es entsteht der Gedanke vom Ueberkonfessionellen. Die unendlich große Aufgabe des überkonfessionellen Gedankens ist nunmehr folgende: Während nach Kant nur die Begriffe a priori Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit besitzen, während den Begriffen a posteriori nur die durch

die Kritik des Erkennens eingeschränkte Gültigkeit der empirischen Tatsachen überhaupt eingeräumt werden kann, soll der überkonfessionelle Gedanke dem in der empirischen Vorstellung Gegebenen, dem religiösen Gefühl nämlich, aprioristische Bedeutung, d. h. Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit verleihen.

Hier liegt Aufgabe und Inhalt, Weg und Ziel. Die Ersetzung verschwommener Mystik durch klare Einsicht in das Wesen des Möglichen, die Durchhellung des religiösen Wollens mit bestimmten ethischen und ästhetischen Werten, die Erweiterung menschlicher Erkenntnis über scheinbar gezogene Grenzen hinaus — das ist das große Problem, welches die Lehre vom Ueberkonfessionellen zu lösen hat, und nur, wenn sie es auf dem hier kurz skizzierten Wege zu tun imstande ist, wird sie sich mit vollem Recht den stolzen Namen eines Resultats der Erkenntniskritik beilegen dürfen in der frohen Gewißheit, durch fortschreitende Erkenntnis ihr wesentliches Teil zur Lösung jenes großen Zentralproblems beigetragen zu haben.

Professor Paul Sickel: Die häßliche Seele.

Eine Studie zur modernen Literatur- und Geistesgeschichte.

Wie seltsam fremd mutet uns heute das Wort „schöne Seele" an! Mancher wird es spöttisch belächeln; anderen mag es wie die Erinnerung an ein glücklicheres Zeitalter klingen. Aber ein erstrebtes Ideal bedeutet es kaum noch für uns. Freilich, in die Lebensordnung der Gegenwart paßt die schöne Seele nicht mehr. Höher als die innere Schönheit und das ruhige Zusammenklingen aller Seelenkräfte bewertet man heute den berechnenden Verstand und das wirtschaftliche Denken, da sie den äußeren Erfolg im Daseinskampfe verbürgen. Ja man hat in unseren Tagen die harmonische Gestaltung der menschlichen Persönlichkeit als ein gefährliches Trugbild verschrien und die Kraft der Einseitigkeit gepriesen. Ganz anders dachten unsere Klassiker. Für sie lag in der Harmonie des Menschenwesens das höchste Ideal der Bildung. Und auf dem Gedanken der Harmonie beruht auch der Begriff der schönen Seele, wie ihn Schiller entwickelt hat.

Zweifellos lag diesem Begriffe bei Schiller das Erlebnis der eigenen sittlichen Entfaltung zu Grunde. Zu voller Klarheit wurde er aber dem Dichter erst durch Anknüpfung an die Kantische Ethik gebracht, die er allerdings in seiner Weise ergänzte. Hatte Kant das Sittliche in einer stets erneuten Überwindung selbstischer Neigung durch das unbedingt gebietende Sittengesetz gesehen, so war das für Schiller nur eine untergeordnete Stufe der Sittlichkeit. Denn so lange das Niedrige im Menschen immer nur von Fall zu Fall überwunden wird, hat es

noch eine ungebührliche Macht über ihn, haftet noch als ein radikal Böses in seinem seelischen S e i n. Erst wo dieses selbst innerlich so umgewandelt ist, daß der Gegensatz von Neigung und Pflichtgefühl aufgehoben ist, haben wir einen wahrhaft sittlichen Zustand erreicht. Denn nun bedarf es keiner Anstrengung, keines Kampfes mehr, um sittlich zu handeln; die Neigungen selbst sind sozusagen von der Sittlichkeit durchdrungen und gelenkt. Die Pflicht wird aus Neigung erfüllt. „Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es ... die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist." (Schiller, Über Anmut und Würde). So wird hier das Natürliche zum Sittlichen, und das Sittliche erscheint als der natürliche Trieb der Seele. Der eigentümliche Wert des Menschen aber beruht dann nicht so sehr in seinen Handlungen als in seinem Sein.

Auf einem anderen Wege gelangte G o e t h e zu der gleichen Idee. Sein Begriff der Sinnlichkeit stand von vornherein nicht in feindlichem Gegensatz zum Sittlichen. Die „höhere Sinnlichkeit", von der er spricht, ist vielmehr an sich schon sittlich. Wie sehr ihm beide Gebiete eins werden, ergibt sich aus dem Satze: „Nur das Sinnlich-Höchste ist das Element, worin sich das Sittlich-Höchste verkörpern kann." Also nicht aus einem Kampfe entgegengesetzter Triebe im Menschen entsteht hier die Harmonie; sondern die freie, natürliche Entwicklung führt, wenn sie nicht gestört wird, von selbst zu ihr. In der Gestalt der Natalie im Wilhelm Meister hat Goethe der Idee der schönen Seele ein poetisches Denkmal gesetzt.

Unverkennbar durchdringen sich in diesem Lebensideale ethische und ästhetische Anschauungen. Daher ist die künstlerische Lebensauffassung der geeignete Boden, aus dem es hervorwachsen kann. So finden wir ähnliche Gedanken auch bei bildenden Künstlern ausgesprochen. Gottfried Schinkel schreibt: „Der Mensch bilde sich in allem s c h ö n, damit jede von ihm ausgehende Handlung durch und durch in Motiven und Ausführung schön werde. Dann fällt für ihn der Begriff von Pflicht in dem gröberen Sinne, welcher von schwerer, drückender Pflicht usw. spricht, ganz fort, und er handelt überall in seligem Genuß ... Es kann nicht die Bestimmung des Lebens sein, sich zu quälen, vielmehr soll Seligkeit die Bestimmung alles Lebens sein."

Eine solche innere Seligkeit aber erzeugt aus sich selbst unmittelbar das Gefühl der Liebe. Denn die Fülle des eigenen seligen Daseins muß überströmen auf Welt und Menschen, muß auch sie in die Harmonie des eigenen Wesens einschließen. Jenes ganze Zeitalter von der Empfindsamkeit an durch die Epoche der Klassiker bis zur Romantik war „liebevoll", schwärmte für Seelenbündnisse, und Schleiermacher hörte sich gern als ein Genie der Freundschaft bezeichnen.

Dieses in sich ruhende Wesen, dem das Gute und Schöne wie etwas Selbstverständliches entquillt, ohne gegen äußere und innere Hemmungen kämpfen zu müssen, diese Harmonie mit sich selbst und mit der Welt ist dem Menschen des

neunzehnten Jahrhunderts in dem Maße verloren gegangen, als die ästhetisch-idealistische Weltanschauung durch den wirtschaftlich-industriellen Sinn verdrängt worden ist. Aber auch auf rein geistigem Gebiete, wo die utilitarische Strömung nicht unmittelbar eingedrungen ist, zeigt sich eine allmähliche Zersetzung jenes Ideals der schönen Seele. Wollen wir uns den Übergang an einer bedeutenden literarischen Erscheinung vergegenwärtigen, so braucht nur an Friedrich Hebbel erinnert zu werden. Der feste Glaube an die Schönheit und Güte des Lebens beginnt bei ihm zu wanken. Schöne Seelen wie etwa Agnes Bernauer passen nicht in die Welt; sie entzünden Unheil und verfallen selbst dem Untergang. Überall tritt bei Hebbel das Disharmonische stärker hervor. In dem Verhältnis der Menschen zueinander, in Freundschaft, Liebe und Ehe herrschen ursprünglich sich widerstreitende Triebe. Sinnenleben und höhere Sittlichkeit stehen unversöhnlich einander gegenüber. Ein schneidender Dualismus zerreißt Welt und Seele. Aber mag dieser Gegensatz in der Wirklichkeit unaufheblich sein, die Kunst wenigstens kann und soll über ihn hinaus zu harmonischem Ausgleich führen. Doch auch dieses ihres schönsten Rechtes hat sie sich neuerdings begeben. Das Zerrissene des modernen Lebens wird nun selbst zum Inhalt der Dichtung, ohne daß eine befreiende Lösung gesucht wird. In Strindberg hat diese Richtung ihren Höhepunkt erreicht. Es ist eine Welt des Mißtrauens, des Argwohns und der Friedlosigkeit, in die er uns führt. Seinen Charakteren fehlt jede Harmonie. Wie in ihrem Innern ein Wirrsal widerstrebender Triebe herrscht, so stehen sie auch den Menschen, an die das Schicksal sie gebunden hat, feindlich gegenüber. Sie sind und bleiben einander innerlich fremd, so fremd, „daß man zwanzig Jahre mit einem Menschen zusammen leben kann, mit seinen Geschwistern, seinen Eltern, ohne etwas von ihnen zu wissen". Sie kennen sich nur als Widersacher, gegen die man auf der Hut sein muß, und betrachten sich stets mit einer halb ängstlichen, halb frechen Neugier. Ihre Unterhaltungen dienen selten dem Zwecke, etwas Tatsächliches vom andern zu erfahren oder ihm mitzuteilen, sondern dazu, eine Schwäche des anderen auszuspionieren oder ihn in die Irre zu führen. „Statt im Wirklichen zu leben, leben wir in Hintergedanken." (Nach Damaskus). Seine wahren Gedanken hält jeder sorgfältig verborgen. Die Lüge wird fast zur gewohnheitsmäßigen Verkehrsform. Der Mensch ist „das lügnerische Gesellschaftstier"; das muß er sein, „da die Zivilisation offenen Krieg verbietet". (Das rote Zimmer). Die Menschen sind sich selbst und anderen unerklärlich, rätselhaft, unheimlich wie ein Abgrund. Sie haben das Gefühl der völligen inneren Haltlosigkeit, das Bewußtsein, nichts Festes, Eigenes, kein Selbst zu sein. Denn was sie sind, ist von den Vorfahren ererbt. „Ich habe ja kein Selbst," sagt Fräulein Julie. „Ich habe nicht einen Gedanken, den ich nicht von meinem Vater, nicht eine Leidenschaft, die ich nicht von meiner Mutter bekommen hätte." Während die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts sich als selbständige, frei sittliche Persönlichkeiten, als wertvolle individuelle Verkörperungen hohen Menschentums fühlten,

erscheinen sich diese modernen Naturen nur als vorübergehende Glieder einer natürlichen Entwicklungsreihe, kurz als Naturerzeugnisse.

Das Mißtrauen steigert sich zu Haß und zu der dämonischen Lust, dem andern wehe zu tun. Vampirnaturen sind unter Strindbergs Charakteren nicht selten. Der eine saugt sich an dem anderen fest, kriecht sozusagen in ihn hinein, um ihn zu quälen und zu vergiften. In „Damaskus" II sagt der Arzt zu dem Unbekannten, der ihm sein Weib geraubt hat: „Sie haben mich in Ihren Türen, ich sitze an Ihrem Tische, liege in Ihrem Bette; ich befinde mich in Ihrem Blute, in Ihren Lungen, in Ihrem Hirn; ich bin überall, und Sie können mir nicht beikommen . . . meine Seele wird sich wie ein Spinngewebe über die deine spannen." Im „Rausch" ist davon die Rede, daß man jemand tothassen kann, und im „Totentanz" I heißt es: „Hier wird so gehaßt, daß es schwer wird zu atmen." Der eine sucht den andern zu unterdrücken, ja zu vernichten. Als Berta (im „Vater") äußert: „Ich will ich selbst sein", erhält sie von ihrem Vater die Antwort: „Das darfst du nicht! Siehst du, ich bin ein Kannibale und ich will dich fressen . . . Friß oder werde gefressen! Das ist die Frage."

Dieser ursprüngliche Widerstreit zwischen den Menschen erhält noch eine besondere Färbung durch die gesellschaftlichen Gegensätze von Hoch und Niedrig. Es herrscht der Kampf aller gegen alle, nicht offen, sondern versteckt, hinterlistig, aber um so rücksichtsloser. Nach Strindberg wird das soziale Lebensgefühl des Menschen von einer doppelten Triebrichtung beherrscht: einem Triebe nach oben und einem nach unten; und zwar sind beide in demselben Individuum vorhanden. Dem einfachen Drange des sozial Benachteiligten nach Besserung seiner Lage steht also eine seltsame Neigung zu dem Naturhaften, Niedrigen, Gemeinen gegenüber; und diese Gegenwirkung gibt wieder dem Seelenleben etwas Schwankendes und innerlich Zerfahrenes. Das Hohe und Niedrige zieht sich gegenseitig an und stößt sich ab, sowohl innerhalb des Trieblebens des einzelnen wie in der Gesellschaft. Am auffallendsten wird dies bei dem sozial oder sittlich Höherstehenden. Er empfindet einen unbezwinglichen Drang nach unten. Zwar verachtet er das Naturhafte, Gemeine; aber es zieht ihn auch wieder an, weil es unter der Oberflächenschicht der Bildung noch in den Tiefen seiner eigenen Seele liegt. Das Tier im Menschen ist nie ganz ertötet. So sehr er sich auch der Roheit überlegen weiß, die Stärke, die solchem Naturleben eignet, muß er anerkennen. Was er verachtet, fürchtet und haßt, übt im Geheimen einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus. Dieser Trieb nach unten beherrscht den Charakter des Fräulein Julie, der Grafentochter, die sich am liebsten mit dem Gesinde gemein macht und sich dem schurkischen Bedienten hingibt. „Welche entsetzliche Macht zog mich zu Ihnen herab? Die, welche den Schwachen zum Starken hinzieht? Den Fallenden zum Steigenden?" Julie ist freilich eine Natur, in der die niedrigen Triebe an sich schon sehr stark sind. Ganz anders der sittlich hochstehende, vornehme und wissenschaftlich gebildete Magister Törner in „Tschandala". Ihm

stellt Strindberg in dem Verwalter Jensen, dem Zigeuner und früheren Kutscher, einen Ausbund von Betrügerei und Verworfenheit gegenüber. Er ist dem Magister in der Seele zuwider; und dennoch treibt diesen etwas, sich mit dem gefährlichen Betrüger zu beschäftigen, halb aus wissenschaftlichem, halb aus rein menschlichem Interesse. Auch er unterliegt der unheimlichen Anziehungskraft des Gemeinen. Er bemerkt mit Ekel, wie er durch den Verkehr mit dem „Pariá“ tiefer sinkt. Und als er sich schließlich genötigt sieht, den Kampf mit ihm aufzunehmen, muß er, um das Gemeine zu vernichten, selbst gemein werden. Es ist nicht nur das Ringen des Vornehmen und Niedrigen, des Ariers und des Paria, sondern auch der innere Kampf der Triebe in der Seele, was hier dargestellt ist.

Aber auch in dem Geiste der Emporstrebenden, wie des Verwalters Jensen oder des Bedienten Jean in „Fräulein Julie“, paart sich die Bewunderung und Hochachtung, die man dem begehrten Höheren zollen muß, mit Neid, Haß, unter Umständen auch mit Verachtung.

So ist in diesen Charakteren, seien sie nun an sich vornehm oder gemein, edel oder niedrig gesinnt, immer ein Kampf zwischen widerstrebenden Trieben; ja, das sittlich Gute und Schlechte scheint unlösbar aneinander geknüpft. Es herrscht keine Unterordnung der niederen Triebe unter die höheren, sondern ein unentwirrbares Chaos, eine wahre seelische Anarchie. Und dieses Ringen der Seelen mit sich selbst und mit anderen muß besonders unheilvoll werden, wenn es sich innerhalb derjenigen Gemeinschaftsform abspielt, für die eine harmonische Lebensgestaltung zur höchsten und schwersten Aufgabe wird, innerhalb der Ehe und der Familie. Für unsere Klassiker waren Ehe und Familie von verhältnismäßig geringer Bedeutung, zumal in der Dichtung. Das Wertvolle an der Ehe sahen sie in dem reinen Freundschaftsverhältnis der Gatten. Goethes Ansicht über die „wirklichen“ Frauen war nicht ohne den Unterton der Geringschätzung; aber in seiner Phantasie dichtete er sie zu Idealwesen um. Diese einfache Lösung war schon für Hebbel nicht mehr möglich. Der natürliche Antagonismus der Geschlechter, von dem er spricht, kommt zwar in seinen Dramen weniger zur Darstellung, da die meisten seiner weiblichen Charaktere sich passiv verhalten. Am stärksten tritt er in der „Judith“ hervor, freilich mit überwiegender Betonung des Sinnlichen. Judiths Seele birgt ein Chaos widerstreitender Gefühle: sie haßt in Holofernes den Feind ihres Vaterlandes und ihres Gottes, bewundert in ihm aber zugleich den stärksten Mann der Zeit; sie empfindet Abscheu vor dem rohen Gewaltmenschen, aber ihr sinnliches Begehren drängt seiner Männlichkeit entgegen; und in das Bewußtsein ihrer eigenen Schönheit mischt sich das Grauen vor ihr selbst. Holofernes aber ruft bei ihrem Anblick aus: „Sei mir willkommen, Wollust, von der Flamme des Hasses ausgekocht!“ Das Rätselhafte ihrer Weiblichkeit, das dem Gatten Manasses Furcht eingeflößt hatte, zieht den Kraftmenschen an. — Während der Kampf der Geschlechter sich hier im Rahmen eines heroischen Schicksals abspielt, das zudem noch in das Dämmerlicht biblischer Vorzeit getaucht

ist, führt uns Strindberg das gleiche Problem in der Alltäglichkeit des Gegenwartslebens vor. Offen spricht er es aus: „Die Liebe zwischen den beiden Geschlechtern ist ein Kampf“, und so nimmt das Haß-Liebe-Verhältnis bei ihm schneidende Schärfe an. Die Liebe gebiert den Haß; sie hat das Band geknüpft, das auf die Dauer zur unerträglichen Fessel wird, und zwar zu einer Fessel, die man nicht lösen kann und auch im Grunde nicht lösen will. Da bei leidenschaftlichen Naturen die Liebe nicht zur Gleichgültigkeit abflauen kann, so schlägt sie in ihr Gegenteil um. Dabei haben diese Menschen weder die Kraft zu starkem, rücksichtslosem Hasse, noch viel weniger die Fähigkeit zu einer den Haß überwindenden Liebe. Sie leiden an dem qualvollen Bewußtsein, dasselbe Wesen zugleich hassen und lieben zu müssen. Während wir in Hebbels Drama trotz aller störenden Einzelheiten immer unter dem Eindruck einer großen Leidenschaft stehen, überkommt uns bei Strindberg das Gefühl, daß seine Menschen kleinliche, armselige Geschöpfe sind. Zwischen den Liebenden steigen immer wieder „die Geister des Argwohns und der Zwietracht“ auf. Daher eine dämonische Lust, dem andern wehe zu tun. In „Damaskus“ sagt die „Dame“ in Bezug auf ihren Mann: „Es ergötzt mich, ihn zu quälen und zu erniedrigen“; und an andrer Stelle heißt es: „Wenn wir uns die Füße zerschnitten und die Hände zerstochen haben, kommt das Bedürfnis, Salz in die Wunden zu streuen — einander.“ Hier wie im „Totentanz“ ist Haß die Lebensluft, die die Menschen atmen. „Es liegt etwas Falsches selbst im Sonnenschein und in der Windstille“. .

Läßt sich wohl ein größerer Gegensatz denken als zwischen dieser Welt der Friedlosigkeit und dem Ideal der „schönen Seele“, zwischen den gespensterhaften Gestalten im „Totentanz“ und in „Damaskus“ und den licht- und hoheitsvollen Charakteren einer Iphigenie oder Natalie? Wahrlich, es sind „häßliche“ Seelen, die der moderne Dichter in seinen Personen verkörpert hat, häßlich in dem vollen ethisch-ästhetischen Sinne des Wortes, worin noch seine Herkunft von „hassen“ mitklingt. Und hier wie dort haben wir es nicht mit bloßen Ausgeburten dichterischer Phantasie oder persönlichen Bekenntnissen außergewöhnlicher Menschen zu tun; sondern in der schönen wie in der häßlichen Seele offenbart sich uns das Innenleben zweier Zeitalter — nur daß Goethe ein Ideal, Strindberg ein übertriebenes, ja verzerrtes Bild zeichnet. Aber das ist gewiß: unser heutiges Leben ist insofern häßlich geworden, als in ihm — trotz aller sozialen Bestrebungen — die Liebe nicht mehr als Grundkraft waltet. Strindberg spricht nur mit rücksichtsloser Schroffheit aus, was Tausende dumpf erleben. Auch in der deutschen Dichtung lassen sich Zeugen dafür finden. Unwillkürlich denkt man an Wedekind, dessen Werke wie der Aufschrei eines gequälten Herzens wirken, das sich in innerem Hader und Haß gegen die Welt verzehrt. In seinem Kopfe wirbelt Hohes und Gemeines durcheinander. Selbstvergötterung und Selbsthaß, blasierte Weltverachtung und wahnsinniger Lebensdurst, Begeisterung und stumpfe Tierheit vermischen sich zu einem Ganzen, das bald den Eindruck des Tragischen oder Tragikomischen,

bald den des Widerlichen erweckt. Wedekind fühlt sich nicht als eine Zwischenstufe zwischen Tier und Mensch; er will beides zugleich sein. Spricht er doch „von grausiger Wonne, von wonnigem Graus: als Tier und als Gott mich zu fühlen".

Daß die Kunst mit den Schöpfungen eines Strindberg und Wedekind in eine Sackgasse geraten ist, kann wohl nur der dekadente Ästhet leugnen. Eine Weiterentwicklung auf diesem Wege ist nicht möglich, weil aus Haß, Verneinung, überhaupt aus einer chaotischen Geistesverfassung ein großes Kunstwerk nicht geboren werden kann, sondern nur aus einer umfassenden Liebe zu allem Sein. Freilich zu dem Ideal der schönen Seele können und wollen wir nicht zurück. Unser Ideal ist die vornehme, edle Seele, die Stärke mit Güte verbindet, die Seele, die sich nicht in zwecklosem Kampfe zermürbt, sondern den Widerstreit durch Gerechtigkeit und versöhnende Liebe überwindet. Möge uns nach den Dichtern der Zerrissenheit und des Hasses bald auch der Dichter der Liebe erstehen! Nach einem Worte Pascals ist es gefährlich, „dem Menschen zu oft zu zeigen, wie sehr er den Tieren gleich ist, ohne ihm seine Größe zu zeigen". —

Guido Knoerzer:
Nietzsche, was er nicht ist, und was er ist.

Zarathustra II, 1: „Meine Lehre ist in Gefahr,
Unkraut will Weizen heißen!"

Nietzsches Schriften können nicht anders denn als volkstümlich bezeichnet werden, denn sie werden immer mehr von allen Kreisen der Bevölkerung verschlungen und von allen Völkern für höchst bedeutsam erachtet. Aber der Inhalt dieser Schriften, Nietzsches Weltanschauung und Lebenslehre, ist unvolkstümlich im vollen Ausmaß des Begriffs, denn er wird von allen Kreisen der Bevölkerung mystifiziert und von allen Völkern von Grund aus verkannt. Diese Stellung Nietzsches im Geistesleben der Kulturwelt war schon vor dem Weltkrieg zur kulturgeschichtlichen Tatsache erstarrt, und im Weltkrieg wurde sie vollends augenfällig durch den organisierten Mißbrauch bona fide dieser Philosophie, durch den beide Gegner sich gegenseitig die vermeintliche Richtigkeit ihrer irrtümlichen Auffassung ahnungslos bestätigten. Dem frommen kaiserlichen Deutschen ist wahrhaftig Nietzsche als der Prophet erschienen, der nicht etwa nur das vertragsmäßig gerechtfertigte Töten, den Gegenangriff des Angegriffenen, sondern auch das vertragsmäßige Unrecht, den Angriff als Selbstzweck, als im Interesse einer höheren Idee sittlich erlaubt darstellte. Dem scheinfrommen Entente-Demokraten dagegen erschien er, auch schon ohne den verstärkenden und übertreibenden Ein-

fluß einer demagogischen Propaganda, als der Typ des Militaristen, als der „Geist des Bösen, der vertilgt werden muß“, als die eigentliche Verkörperung des infernalisch-raffinierten boche und hun.

Nietzsche war Imperialist und Militarist weder im Sinne der einen, noch in dem der anderen dieser Auslegungen. Seine Militär und Krieg betreffenden Aphorismen würden, militaristisch gedeutet, in einen unüberbrückbaren Widerspruch zur Gesamtheit seines Werkes geraten, wenn dieses in seinem eigenen Sinne verstanden wird. Nietzsches „Militarismus“ und „Imperialismus“, — von „Nationalismus“ wird bezeichnenderweise selbst ein Feind bei ihm nicht sprechen können, andererseits verlieren die beiden anderen Ismen ohne den nationalen ihren Sinn — ist nichts als die unmittelbare Freude an der Äußerung beseelter und organisierter menschlicher Kraft. Die Möglichkeit des Mißbrauchs dieser Kraft kann ein Künstler nicht in den Vordergrund stellen, wenn er der reinen Anschauung, die eine Wertung von Zweck und Fehlzweck nicht erlaubt, Ausdruck verleiht. Die Tatsache des Mißverstehens und in beschränkterem Maße, als die politischen Gegner Deutschlands annehmen, der auf Mißverstehen beruhenden Mißwirkung beim deutschen Volke ist nicht zu leugnen. Aber auch die Tatsache der böswilligen Entstellung auf der deutschfeindlichen Seite kann nicht abgestritten werden. Nietzsche selbst würde wohl einem aufgezwungenen Verteidigungskrieg ebenso begeistert zugestimmt haben, wie einem Angriffskrieg oder einem „Siegfrieden“ zur maßlosen Befriedigung barbarischer „Macht“gelüste entschieden entgegengetreten sein. Nur scheinbar steht seine Forderung des „Willens zur Macht“ dieser Auffassung entgegen; nur scheinbar leiten zahlreiche Merksätze und Merkworte von ihr weg und zu jener Verkennung hin. Mit Nietzsches Worten und Begriffen umzugehen vermag nur, wer seine Lehre im Ganzen erfaßt und sein Verständnis von ihr in ihre vielfältigen Verzweigungen hineingetragen hat, eine Arbeit, zu der nur das menschliche Nachfühlen des lebendigen Innern dieser außerordentlich schwer zugänglichen Persönlichkeit den Schlüssel liefern kann. Hier also gilt es anzusetzen, um nicht nur in einem, sondern in allen Punkten aufzuklären, was Nietzsche n i c h t ist, und was er i s t. Sorgfältiges zu Werke Gehen, getragen von der mitfühlenden Wärme der Liebe zum Menschen und zugleich von der unerbittlichen Kälte des wissenschaftlichen Interesses an der Sache, in beiden und über beide hinaus aber von der das Dunkel der Seele ausleuchtenden Intuitivkraft des menschlichen Geistes, wird entwickeln, daß und wie hier eine Mystifikation zustande gekommen ist und aufgelöst werden kann*).

Nach allgemeiner Beobachtung sieht der Intellektuelle, der Nietzsche liest, den Wald vor Bäumen, und der Unintellektuelle, der sich an ihm berauscht, vor

*) Vergl. Prof. H. Vaihingers Schrift „Nietzsche als Philosoph“, Berlin, Reuther und Reichardt 1916, die in ihrer Ablehnung der politischen Auffassung der Philosophie Nietzsches wohl am durchsichtigsten zeigt, wie der „Wille zur Macht“ von Nietzsche gemeint ist: biologisch, nicht politisch.

Ergriffenheit auch die Bäume nicht. Die Zahl der Verstehenden wächst zwar, ist aber auch jetzt noch merkwürdig gering. Die Nichtverstehenden aller Art, von den religiösen bis zu den materialistischen, stehen vor ihm wie vor einem mehrdeutigen Orakel: glauben wir an einer Stelle den Sinn erfaßt zu haben, so wird uns die andere zum Rätsel, und geben wir dem Ganzen einen Sinn, so tauchen uns sogleich die Schatten anderer Möglichkeiten im Ganzen und in vielen Teilen auf. Es sind auch in Wirklichkeit zahlreiche Stellen irreführend und nur mittelbar in jedesmaliger Beziehung auf ihre Zugehörigkeit zum Ganzen zu erfassen. Was steckt aber nun eigentlich hinter diesem weltentrückten Weltdeuter, diesem unnatürlich erscheinenden menschenscheuen Menschenkenner, diesem geheimnisvollen Lichtbringer, diesem Weichharten, diesem Heißkalten, dieser Mannsphinx, diesem — „Übermenschen"?

In der später verfaßten Vorrede zu „Menschliches — Allzumenschliches" hat Nietzsche den selbstgewebenen Schleier von seinem Wesen offenherzig gelüftet. Was kraß erscheint, weil es, gut expressionistisch, auf die äußerste Spitze getrieben ist, wird hier als Spiel aus Notwehr gegen die Übernehmung an sich selbst des in seine Einsamkeit entwichenen Künstler- und Forschergeistes, als rein menschlich gezeigt. Verdrängtes (Freud) bricht im Schaffen der tragischen Dichternatur sich Bahn durch Gleichnis und andeutende Heimlichkeit, aber das feingeschliffene Gewissen des wissenschaftlichen Geistes erzwingt diese bahnweisende Eröffnung. Im Spiel wird mancher Begriff, dessen Inhaltsrealität den „nach-denkenden" Leser kopfscheu macht, als Fiktion aufgestellt, ausgenutzt, umhergewirbelt, fallen gelassen und in anderer Beziehung wieder aufgenommen. Nun sieht das unerhellte Auge hier das Bild für das Wesen, dort das Wesen für das Bild, bis es dazu gelangt, sich mit schönen, aber häufig falschen Einzelerfassungen zu begnügen und auf eine alle Widersprüche auflösende Gesamtklärung zu verzichten. Die Nietzsche-Studie in Vaihingers Philosophie des „Als-Ob" bringt in dieser Hinsicht, ohne das Spezialproblem „Nietzsche" erschöpfen zu wollen, wertvolle Aufschlüsse. Aber das Verständnis für Nietzsche kann nicht aus dem, was über Nietzsche geschrieben wird, sondern nur aus dem, was er selbst geschrieben hat, erwachsen. So kann nur immer wieder an die reine, starke Quelle zurückverwiesen werden. Kommentare können hier nicht erwecken, aber erinnern und verwerten.

Die „blonde Bestie" ist kein Hymnus auf primitive Brutalität, im deutschen Menschen etwa verkörpert, sondern eine drastische Benennung des Prinzips der Kraft. Hier erhielt der überschwängliche Reichtum der zyklopisch spielerischen Schöpfungskraft denjenigen Ausdruck, der streng sachlich für die abstrakte Reinkultur des eigenen Wesens der angemessenste ist. Aber das Lob gilt dem P r i n z i p, nicht einem Versuch, das unmodifizierte primitive Prinzip auf modernes lebendiges Wirken anzuwenden. Der „Herrenmensch" ist kein Unterdrücker, der die „Herde" der Sklavenmenschen mißbraucht, sondern ein innerlich Stärkerer und Gesünderer, der sich von der Herdenhaftigkeit frei macht, ohne die Herde zu

schädigen oder, nachdem er frei wurde, ihrer zu spotten. Er will im Gegenteil aus ihrer unheilbaren Mittelmäßigkeit heraus andere Stärkere und Gesündere hervorlocken als persönlich entsagungsvolle Diener des Menschengeistes in der Idee, das ist: als Träger, Schwertträger, „Herren" des Geistes zum Dienste an der Menschheit, zur Emporhebung der Schichthöhe des menschlichen Geistes sowohl im Ganzen als auch, und da nach jedem Maßstab am stärksten, in seinen hervorragendsten Vertretern, den „freien Geistern". Der „Übermensch" ist kein Übermutsmensch, sondern Name für eine bisher unerhört strenge Forderung nach sittlicher Erneuerung und unaufhörlicher Vervollkommnung. Der „Wille zur Macht" ist kein Gebot oder Freibrief zur Gewalt auf Kosten des Rechts, sondern in diesem Sinne das stärkste Sittengesetz zur Veredelung. Die „Umwertung aller Werte" ist nicht eine Entthronung der Moral überhaupt, die eine Aufforderung zur Unmoral oder Amoralität bedeuten würde, sondern die Demaskierung einer falschen und heuchlerischen Moral, die Zurückführung der Moral als Religion und Tradition auf Sinn und Wert der Gesetze von der menschlichen Gemeinschaft, und die Verkündung eines unbekannten Gottes, „des" Gottes der Menschen, der kein Gott, sondern die reine Idee des Menschlichen selbst ist. Es handelt sich daher um nichts mehr und nichts weniger als um die Proklamation des Gesetzes einer neuen Sittlichkeit, die mit der neuen Sitte ihrem Ursprung und Wesen gemäß restlos zusammenfällt, und deren alleiniges, bewußtes Ziel die planmäßige Höherbildung des Menschengeschlechtes ist. Das Morgen des Menschen soll über sein Heute hinausreichen, d. h. er selbst „über sich selbst hinaus". Aber der symbolische Bogenschütze und Messias Zarathustra wurde von denen, die „gute Europäer" sein sollten, zum Propheten einer neuen, unklaren Transzendentalität gestempelt, und der „Antichrist", der den Christ stürzt, zum Beelzebub, der nicht nur die Religion, sondern auch Sitte und Sittlichkeit, und nicht nur die heutigen Formen der Sitte und Satzungen der Sittlichkeit, sondern die Sittlichkeit als solche überhaupt in Trümmer und Fetzen schlagen will. Wahrlich, der „Prophet" ward weder in seinem Vaterlande noch sonstwo geehrt!

Nietzsche war persönlich von schlichtem, unauffälligem Auftreten, von nicht kalt höflichem, sondern freundlich entgegenkommendem Wesen. Er behandelte die Menschen im täglichen Umgang so, wie er wünschte, daß sie behandelt zu werden verdienen möchten, und wie er auch selbst von ihnen behandelt zu werden zwar nicht verlangte, aber doch für gut und schön gehalten hätte. Er war liebenswürdig und einfach menschlich im besten und feinsten Sinne seiner persönlichen Kultur. Zu manchem Opfer an Zeit, Mühe und Freundlichkeit fühlte er sich innerlich verpflichtet durch die alleinige Tatsache des Zusammenlebens. Er, der heftige Ankläger des Mitleids mit den Unrettbaren, litt selbst am stärksten unter dem Leiden seiner Mitmenschen. Von seinem Mitleid mußte er, wollte er die Arbeit des „freien Geistes" ergreifen und fortführen, sich frei machen, indem er es stillte

durch Bekämpfung. Diese Bekämpfung bedeutet jedoch nicht Ausrottung und Verdammung, sondern Rektifizierung, Umwertung, Organisierung. Denen, die er kannte und denen er vertraute, pflegte er, bevor er infolge geistiger Übernehmung in den besten Mannesjahren dem körperlichen Alter nahe getreten war, sich willig und weit zu öffnen und hinzugeben. Er war so reich, wie hätte er sich nicht „verschwenden" sollen! Allerdings hielt er, Weltmann im Gebrauch von Wort, Miene und Geste, Neugierige und Unsaubere von sich fern. Vielfaches Mißverstandenwerden und die Gewöhnung daran mußten ihn mißtrauisch gegen Fremde und Halbfreunde machen. Seine innere Unvergleichlichkeit und Vereinsamung hat ihm späterhin auch seine Freunde entfremdet, bis daß er freudlos ward; aber dies geschah erst, als er innerlich so weit gediehen war, um von Menschen fern sein Werk der Vollendung nahe zu bringen.

Eine schwer bestimmbare, geringe und doch bedeutsame gelegentliche Unsicherheit im Benehmen unter Fremden, eine seelische Schüchternheit und Heimlichkeit sind wohl feineren Beobachtern an Nietzsche aufgefallen. Warum liebte seine freie Seele das Geheimnis? Sie war dazu durch große und echte Bescheidenheit und Selbstzurücksetzung veranlaßt. Verdrängte erotische Triebe dürften nach psychoanalytischer Anschauungsweise dabei eine besondere Rolle gespielt haben. Doch sollte die Anwendung solcher Methoden nicht übertrieben und tendenziert werden; wenn auch die Scham des verfeinerten und stets hellwachen Geistes — und Nietzsche litt an der Scham wie am geistigen Ekel sein schaffendes Leben lang — über manches „Allzumenschliche" und unwürdig Scheinende, für das selbst seine einzigartige Ausdruckskunst vielleicht nicht immer das bezeichnendste Symbol gefunden oder zu finden gewagt hat, den Mann in ihm tief bewegt haben mag, so müssen doch die einfacheren und gerade deshalb oft vernachlässigten Erklärungsgründe in den Vordergrund gestellt werden: der Wunsch nach Ungestörtheit und Unbeschmutztheit von seiten der „Vielzuvielen", die rastlose Sehnsucht nach der Vollbringung seines Werkes, dazu das Bewußtsein der Gefährlichkeit und Mißbrauchbarkeit seiner Lehre, für deren Erkenntnis er seine Zeit so unreif wußte, daß es ihm Pflicht war, im Gleichnis der Propheten zu ihr und ihren Kindern zu sprechen. Außerdem fand er vorläufigen Selbstschutz gegen die Überbelichtung seines Geistes durch die anschwellende Fülle seiner Erkenntnis, indem er den Blitz der Intuition in einem Labyrinth von Bildern auffing. Er hielt ihn fest und schlug Funken aus ihm, bis die Übernehmung sein zerdachtes Gehirn sprengte.

Vielleicht ist die „ewige Wiederkehr", die er selbst für das non plus ultra seiner philosophischen Einsicht hielt, der Kulminationspunkt seiner zerebralen Gesundheit geworden. Diese Idee, in die er sich mit asketischem Fanatismus versenkte, um den Stein der Weisen und den Urgrund der Dinge aus ihr herauszuschälen, enthält seinen gründlichsten Irrtum. Was er als Dichter hier am bildhaftesten gewann, hat er als Forscher gerade hier am körperlichsten verloren:

die Tiefe des Naturerfassens. Es ist Tragik, daß große Menschen dort am meisten irren, wo sie am meisten lieben, und Nietzsche hat diesen trügerischen Eckstein seines Werkes mit der letzten Hingabe geliebt — und wohl gerade darum verkannt. Aber der große Haufen klammert sich jetzt an das, was ihm schwarz auf weiß gegeben ist, und bildet sich aus der „ewigen Wiederkehr“ einen neuen Aberglauben oder glaubt, wenn er sie verneint, auch über all die andern „wunderlichen“ Behauptungen erhaben zu sein. Alte Tanten ahnen jetzt von ihrem früheren Dasein, in dem sie alles schon einmal erlebt, und junge Laffen rümpfen über Nietzsche wie über Goethe die Nase: für uns abgetan! Ein Talmi-Neobuddhismus grassiert, damit Gott, dem Zarathustra die Todeserklärung ausstellte, gerettet werde, und daneben floriert frivol-selbstsichere Gedankenlosigkeit.

An der Abtragung des Tempels der Religion, nicht nur des Christentums, hat Nietzsche gehäuften Anteil. Der Mensch, schon den Hellenen das Maß der Dinge, bleibt es auch für Nietzsche als „Übermensch“, als sittliche Forderung zur Vermenschlichung, zum Sichselbsthineintreiben in die edelste Richtung des ihm immanenten Entwicklungsdranges. Dionysos treibt, Apollon leite. Keine neue Religion bringt Zarathustra den „freien Geistern“; sein prometheïsches Feuer lodert über der im Orkus versinkenden Religion historischen Daseins auf den neuen, reineren Altären der Gottlosigkeit, der Areligiosität, der Nur-Menschlichkeit, der idealen und unerreichbaren Übermenschlichkeit empor. Doch dieses Feuer glänzt nicht in trüben Augen und wärmt nicht dumpfe Herzen. Er wollte sie erwecken, erhellen, erwärmen, doch erst die Wenigsten erkannten den hohen Ton seines Rufes, und erst die Jahrhunderte werden seine unerhörten Schwingungen dem Ohr der Menschheit täuschungslos wahrnehmbar machen.

Was Nietzsche von der Ehe sagte, einst teilweise revolutionär, ist heute anerkannt, wenn auch deswegen nicht befolgt. Wenn aber hier grobes Mißverstehen selten ist, so springt ein solches geradezu ins Gesicht, sobald die Blätter aufgeschlagen werden, auf denen die sozialistische Zeitbewegung behandelt ist. „Gesindel!“ (Theognis: κακοί). Soll nicht die Proletarierseele sich dabei empören, wie die bürgerliche, wenn sie es verstünde, es müßte beim „Bildungsphilister“? Gesindel? Ja: so, wie es ist, vom König bis zum Knecht, mit Recht. Der unterdrückte Individualismus verlangt im Proletarier wie im Universitätsprofessor nach Befreiung, Umsturz, mit Recht. Wer aber die Änderung, die zur Veredelung dienen soll, zur Gemeinmachung umbiegen will, wer Freiheit den Zwang zur allgemeinen Dumpfheit nennt und darin die Verwirklichung der Menschenrechte sieht, der heißt „Gesindel“, ebenfalls mit Recht. Ausbeutung soll ersetzt werden durch rechtliche Organisation — soviel ist selbstverständlich und braucht für Geistige nicht erst hingeschrieben zu werden. Aber Ausbeutung der Masse ist im Zweifelsfall immer noch besser als Erdrosselung des Geistes aus Prinzip. Wer jedoch den Geist abschnürt, der soll mit allen Mitteln niedergekämpft werden, denn Schonung ist nicht erlaubt für „Gesindel“. Die große soziale Bewegung hat in

Nietzsche den stärksten Förderer und Träger, wofern sie geistige Ziele als letzte Ziele nimmt und wirtschaftliche, die nicht versäumt werden sollen, der Idee unterordnet. Sie hat aber einen an Kraft und Klugheit unüberwindlichen Feind in ihm, wofern sie mit oder ohne kulturelles Mäntelchen im stets ungeistigen, widergeistigen Materialismus entartet. Sozialismus als bloße Klassenbewegung ist auch eine Forderung der Zeit, aber in der ideellen Isolierung verfehlt und für eine fernere Zukunft unfruchtbar. Sozialismus als Triebkraft der neuen sittlichen Weltanschauung zur neuen Weltordnung hin, die soziale Ungerechtigkeiten als unsittlich ausschließen — „sozial" im höheren Sinne ist wesensgleich mit „sittlich" — und eine Hochkultur der Gerechtigkeit in ihren kultiviertesten Individuen eigener Prägung erreichen will, dies ist — die Lehre Zarathustras selbst, nur ohne den Schimmer der Poesie.

Ist damit alles gesagt? Wie spärlich, wie uninteressant, wie wenig lohnend! — Oder im Gegenteil? Wer heute hinter Worten mehr als Phrasen zu hören vermag, empfängt in der so erfaßten Lehre Nietzsches ein *aktivistisches Programm von grundlegender Bedeutung und weltepochaler Bestimmung.* Manche Franzosen, auch ältere, manche Deutsche, manche Nordländer, haben vor und neben ihm auf die große menschheitliche Tat hingearbeitet, die ein Jahrhundert oder mehr als eines auszufüllen haben wird. Politisches Geschehen, wirtschaftliches Umbilden, naturwissenschaftliches Erkennen haben sich dem vorbereitenden und entscheidenden Schaffen des philosophischen Geistes nach Naturgesetz beigestellt. Nachträglich läßt die Notwendigkeit solchen Geschehens sich aus der Erfahrung ableiten. In diesem Sinne und in diesem Rahmen wird der ganze Umfang und das ganze Gewicht der Erkenntnis klar, die darin eine posthume und korrigible Benennung erhalten mag:

Die „Umwertung aller Werte" ist der Kardinalpunkt in Nietzsches Lehre, sein eigentliches Werk. Durch sie ist er der stärkste und unmittelbarste, der die Entwicklung des Menschengeschlechts über ein Gebirge vorwärtstragende Bahnbrecher der geistigen Weltrevolution.

Mit geradezu frappierenden Worten hat Nietzsche, aus der realen und von ihm zuerst deutlich erkannten und erklärten „Umwertung aller Werte" die ihm naheliegenden Schlüsse ziehend, das Chaos, in das die menschliche Gesellschaft mit Weltkrieg, Weltwirtschaftskrisis und Bolschewismus eingetreten ist, im voraus angekündigt. Selbstverständlich steht dabei kein Weissagen in irgend einem transzendenten Sinne in Frage. Vielmehr war sein intuitiver Blick für die allgemeine Bildgestaltung des Kommenmüssenden der Richtung des geschichtlichen Geschehens adäquat. Der Genius, der dafür die alleinige Erklärung gibt, ist kein Wunder, sondern eine Hochleistung der Natur, „Übermensch" in der hier analysierten, nicht in einer übersinnlichen Bedeutung.

Nietzsche ist Vorkämpfer der geistigen und humanitären Internationale neuer Art und auch in dieser Eigenschaft noch nicht im Entferntesten seiner ganzen Bedeutung nach erfaßt. Alle die vielen neuen Organisationen der geistigen Internationale sind, ohne sich dessen deutlich oder überhaupt bewußt zu sein, maßgebend von Nietzsche beeinflußt. Dies gilt auch für die größte und fruchtbarste dieser Gruppen, die Clarté, zu der jedoch Nietzsche im Voraus das „Pathos der Distanz" gewahrt hat, indem er v o r l ä u f i g und bis auf weiteres auf die Verwirklichung des vulgären Pazifizismus verzichtete. Ebenso hat er sich der auf seine Zeit zunächst folgenden kulturellen Entwicklung insofern von vornherein überlegen erwiesen, als er die billige „neue religiöse Grundlage", die diese, des Meisters und „Herrenmenschen" vergessend, in ihrer Hilflosigkeit zum Ausgangspunkt der Erneuerung der Gesellschaftsordnung zu nehmen strebt, verschmähte und sich als T o d f e i n d d e r R e l i g i o s i t ä t. i r g e n d w e l c h e r A r t aufstellte. Es hilft nichts, daran vorbeizukommen zu suchen, indem man es nicht wahr haben will; die stärkere Erkenntnis des härteren Geistes kann verhüllt, aber nicht verfälscht werden. Die Weltrevolution hat geistige Fülle und Stoßkraft genug, um den Befreiungskampf der unterdrückten Wahrheit durch einige Jahrhunderte hindurch bis zum Siege, bis zur Entwicklung der heute weltfremden Tugend der Wahrhaftigkeit zu führen, die dann erst neue Ziele ins Auge fassen lassen wird auf der Bahn des progressus in infinitum.

Damit läßt Nietzsche Schopenhauer hinter sich und uns zurück. Er ist Positivist, denn er verlangt, allen Fehldeutungen entgegen, nur prinzipiell Mögliches, Unmögliches aber, als Kenner und Beherrscher der Natur, nur gerade um des Prinzips der Forderung willen. Tausend Samen müssen sich verschwenden, daß einer keimt und Frucht bringt. Aber der „Übermensch" ist kein Schemen, sondern positive Forderung, Objekt lebensfähiger Entwicklung, lebendiges Gebot. In ihm wird Nietzsches ganze Lebensbejahung und Menschenliebe sprechend. Aber Nietzsche ist auch P u r i t a n e r an Unerbittlichkeit der geistigen und sittlichen Forderung für jeden Bereich des menschlichen Lebens. Das offenbar Werden seiner rigorosen Unerbittlichkeit, die mit der Freiheit des Geistes, an den sie sich richtet, bis zur buddhagleichen Reinheit wächst, wird seine Volkstümlichkeit unter den „letzten Menschen" gefährden; doch nicht sie sind es ja, auf die irgend etwas „ankommt." Vom Buddhismus trennt ihn sein Aktivismus in grundsätzlicher und entscheidender Weise. Nietzsche ist i d e a l i s t i s c h e r R a t i o n a l i s t. Man kann fragen: ein Dichter von so mitleidender Empfindsamkeit, von so farbenglühender Phantasie, und — Rationalist? Unmöglich! heißt es, und die Besserwisser lächeln. Als ob Rationalismus dichterische Phantasie und Glut, tiefmenschliche Leidenschaft und Gefühlsgewalt ausschlösse. In Wirklichkeit bestätigt er sie nur; er bekräftigt und vertieft sie, indem er die göttliche Maske des Besten im Menschen mit dem unmittelbaren Anblick des menschlichen Angesichts vertauscht. Der Mensch ist mehr, als ein Menschengott sein könnte, darum auf, Freunde, zum

hohen Lied der Menschlichkeit! Nicht kalt und freudlos ist dieser Rationalismus. Seht seinen Schöpfer, seinen Erwecker an! Tanzend, singend, jubelnd führt er Euch und die aus Eurem Samen kommen in unbetretene Gebiete der Liebe, der Freude und der Schönheit. Kalt das Gehirn und heiß das Herz, dies soll heißen: Mensch sein. Für heute bezeichnet er erst den „Übermenschen". Erhaben das Reich des Geistes, in dem das reine Schauen nach einer von uns noch nicht in Gesetze gefaßten Ästhetik ermöglicht wird, und bunt, zart, warm, brünstig und innerlich das Reich des Gefühls, in dem das Leid die Freude läutert und die Freude das Leid umschließt. Aber der Tod ist eine letzte Grenze; wir sind nur einmal und restlos sterblich. Geliebte Kinder machen dem Menschen seine Tragik erträglich. Sein Leben jedoch soll im Zeichen einer innigen Verbindung des athenischen und des spartanischen Gedankens gelebt werden, um den Gedanken des Menschen selbst zur Freude und Förderung des Menschen am deutlichsten und vollkommensten zu verwirklichen. Lykurgos und Platon sollen unsere Gesetzgeber und „Aristokraten" sein. So dürfen Jünger Nietzsches und „freie Geister" ihn sagen hören: herauf Zukunft, die so finster drohen will! herauf, daß ich dich erhelle! es sei gewagt!

Der neue große — diese eine Mal ist das starke Wort erlaubt und notwendig — der ungeheure Ernst in Nietzsches Leben, Werk und Vermächtnis ist weltbegründend, wie er weltzerstörend ist. Nur andeutend und hinweisend konnte hier von ihm gesprochen werden. Erschöpfen kann ihn nur die Zeit. Doch wer noch fragt, was eigentlich der Prophet verheißt und fordert, der lese, noch einmal, was Zarathustra sprach.

Hans Sturm:

Die Zeit.

Urwild wirbelt
todüberstürmt
im Gespann der Sterne
der Wagen der Zeit
um die ruhlos rollende Erde
aus uferloser Vergangenheit
in endlose, nachttiefe Ewigkeit . . .

Jahrhunderte künftiger,
Jahrhunderte längst verschollener Schuld
begegnen sich
im Wahn unserer Tage.

Wohin die Fahrt!
Aufflammen die weißlodernden
Sonnenachsen,
umkreist
von feuerfunkelnden Garben
stürzenden Lichtes.
Weithin glüht die brausende Bahn,
tönt die flammengoldene Spur
hoch im Raum . . .

Urwild wirbelt
im Sturm des Todes
dahin die Zeit
vom nachtversunkenen Tore der Endlichkeit
zur letzten, ragenden Klippe des Alls . . .

Die Mühle.

Leise heben sich im ersten Graun
deine Flügel, morgenwindgetragen,
die wie Segel in das Frührot ragen
und wie Wächter in die Lande schaun.

Ueberm Heideland der Mittag glüht . . .
Deine Flügel, die wie ernste Streiter
sich gemessen drehn, doch rastlos weiter,
sind von Wetterwolken übersprüht.

Blitze zucken durch den dunklen Raum . . .
Nestverirrte Vögel schrein und wollen
heim durch Wind und Wolken . . . Fern verrollen
dumpfe Donner . . . Stirbt ein Heidetraum . . .?

Fernher kommt die blaue Nacht und will
einmal noch die schweren Flügel drehen.
Und sie müht sich, doch die Flügel stehen,
und die Mühle bleibt für immer still . . .

Paul Knötel: Opfer.

Aus der Geschichte einer Familie.

(Schluß.)

In der Aula stand vor dem Festkatheder der grüne Tisch voller Papiere. Noch hielten die Lehrer der Prima erst die entscheidende Konferenz über die schriftlichen Arbeiten ab. Sie waren alle genügend — nicht gewesen, sondern geworden. Wie sich auch Dr. Marr gesträubt hatte, der Direktor hatte ihm die drei Unglücklichen, die in Latein nicht genügend geschrieben hatten, doch noch abgerungen, hatte ihm, wenn auch mit manchem Wenn und Aber, nachgewiesen, daß doch ein gewisser color Latinus darin wäre, und da hatte der Hilfslehrer schließlich doch nachgegeben. Er wußte ja jetzt, daß mit Direktoren nicht gut Kirschen essen ist.

Nun konnte die mündliche Prüfung beginnen. Ein Aufatmen ging durch die Schar der Primaner, die nun vollzählig vor dem grünen Tisch standen, als Direktor Groß verkündete, daß alle Unterprimaner die schriftliche Prüfung bestanden und zur mündlichen zugelassen seien. Zuerst wurde in Religion geprüft, und es ging ganz vorzüglich sowohl bei den Katholiken wie bei den Evangelischen. Manchmal allerdings zog um die Mundwinkel des Direktors das Lehrern und Schülern bekannte feine ironische Lächeln, während sich die Religionslehrer ereiferten, daß das Nizäische Konzil im Jahre 622 stattgefunden haben oder Luther 1388 geboren sein sollte. Auch unser Hans machte seine Sache recht gut und gab so ziemlich richtig den Anfang des Johannesevangeliums an; das gab ihm neuen Mut für die Prüfung im Latein. Die Stelle im Livius, die ihm vorgelegt wurde, war allerdings etwas knifflich, und er mußte sich, als er zum Übersetzen daran kam, erst eine größere Anzahl Hilfen ausbitten. Und doch schien er an einer Stelle umwerfen zu wollen. Da aber sprang Groß selbst ein, und mit einem „Sehen sie, es geht ja ganz gut", wurde der Karren aus dem Schmutz gezogen. Der Hilfslehrer wollte allerdings später die Leistung als nicht genügend bezeichnen, aber auch da legte sich der Direktor ins Mittel: „Der eine Satz war wirklich etwas schwer, Herr Kollege, und Werner hat sich doch noch recht hübsch herausgefunden. Sie können ganz gut ein Genügend auf ihr philologisches Gewissen nehmen". Marr sträubte sich wohl noch etwas, dann aber gab er nach, und damit war das Spiel gewonnen.

Und so ging die Prüfung weiter. Immer wieder wurden die in einem Fache geprüften Schüler aus dem Festsaale herausgeschickt, neue hereingeholt, bis auch die letzten fertig waren. Endlich trat der lange Marr heraus, mit rotem

Kopfe, über den die Schweißtropfen liefen. Die Kameraden drängten sich um ihn: „Wie ging es; wie steht's?" „Miserabel, ich habe in Mathematik den Karren völlig umgeschmissen. Muß mich der Pietsch auch gerade den Satz des Zeba prüfen. Ich hatte keine Ahnung davon".

Es ging recht lebhaft auf dem Platze vor dem Saale zu, so daß sich plötzlich die Tür auftat und ein Pst, Pst zur Ruhe mahnte. Werner stand abseits von den Kameraden; ihm war recht schwül zu Mute. Wenn ihm Marr in Latein nicht genügend gab, war er verloren — und dann — er wagte es nicht auszudenken. Es wurde ihm schwarz vor den Augen.

Einer aus der Schar schlich sich, den Kameraden zuwinkend, an die Tür und legte das Ohr ans Schlüsselloch. Er hörte deutlich des Direktors leise, aber deutliche Stimme: „Bitte, bedenken Sie doch, daß die jungen Leute jetzt ganz andere Gedanken im Kopfe haben. Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß."

Gott sei Dank! Der Groß war doch ein patenter Kerl! Und als sie alle draußen waren, die einen in Flandern, die anderen in Frankreich und Polen, da haben sie auch immer dankbar ihres prächtigen Direktors gedacht, und gar mancher Feldpostbrief, manche Karte kam von den Schützengräben aus an seine Anschrift.

Endlich öffnete sich die Tür, und die Stimme des Marr, etwas belegt und grießgrämig wie immer, erscholl heraus: „Kommen Sie herein".

Nun standen sie vor der Prüfungskommission, ein bunter Haufen, vor ihnen das Lehrerkollegium, das sich erhoben hatte, inmitten die kleine Gestalt des Direktors. An ihm hingen alle Augen, ihm pochten die Herzen zu, die wild schlugen. Er machte keine Umschweife, erinnerte nicht kleinlich an die oder jene Lücken, die sich in nur allzugroßer Zahl in der Prüfung geoffenbart hatten:

„Es freut mich, Ihnen allen — er wiederholte noch einmal: allen — mitteilen zu können, daß Sie die Prüfung bestanden haben".

Wie die Gesichter leuchteten, mit Mühe wurde da und dort ein freudiges Ah unterdrückt.

„Ziehen Sie mit Gott in den Kampf für unser schönes deutsches Vaterland und machen Sie der Anstalt in jeder Lage, in die Sie kommen mögen, Ehre, wie auch unser Gymnasium stolz ist, soviel junges Blut hinaus senden zu können. Dort auf jener Tafel — und er wies mit edler Gebärde auf die einfache Marmortafel in Barockumrahmung, die an der einen Langseite eingemauert war — stehen die Namen der Schüler, die in blutigem Kriege von 1870/71 für das Vaterland, für die Wiedererrichtung unseres herrlichen deutschen Reiches ruhmvoll ihr Leben gelassen haben. Mögen sie Ihnen ein leuchtendes Vorbild treuester Pflichterfüllung sein".

Die Köpfe der Prüflinge waren zu der ihnen allen so vertrauten Tafel herumgefahren, und in ihren Gesichtern stand das heilige Gelöbnis: Wir wollen es ihnen gleich tun. Und nun streckte der Direktor dem ersten, der ihm am nächsten stand,

die Hand hin, und es ging ein Händeschütteln an, das den Jünglingen zeigte, wie sie heut Männer geworden waren und die Lehrer es freudigen Herzens anerkannten. „In der Geschichte haben Sie nichts gewußt, helfen Sie nun Geschichte machen", sprach Professor Müller zu einem der Prüflinge. Und so wurde manches halb scherzhafte Wort gewechselt, das über den Ernst der Abschiedsstunde hinwegtäuschen sollte.

Dann wurden sie entlassen.

Noch standen sie in hellen Haufen vor der Tür des Gymnasiums, mit dem sie langjährige Erinnerungen verknüpften; noch ein paar Minuten, dann gingen sie auseinander. Der und jener mußte nach kurzem Abschiede von den Seinen bald auf die Bahn, um zu seiner Truppe zu fahren.

Bald war Hans allein; er eilte der Eisenbahndirektion zu, um seinem Vater das Ergebnis mitzuteilen. Nun standen sich Vater und Sohn gegenüber.

„Vater, ich habe bestanden. Darf ich noch heut fort, um mir ein Regiment zu suchen?"

Bangend hing sein Antlitz an dem des strengen Mannes.

Noch ruhte des Sohnes Rechte in dessen Hand. Da legte sich seine andere auf die Schulter des Sohnes, und ein starker Druck der Hand bewies diesem, daß er heut anders vor ihm stand wie sonst. In des Alten Gesicht wetterleuchtete es. Das war nicht mehr der Knabe, den er sonst nur in ihm gesehen hatte: „Geh' mit Gott und tue deine Pflicht". Das war alles, aber es sagte Werner genug, und sein Mund neigte sich auf des Vaters Rechte. Der aber nahm seines Sohnes Kopf und drückte ihm einen heißen Kuß auf die feuchte Stirn. Dann wandte er sich wieder seinem Schreibtisch zu, auf dem die Akten dicht gehäuft lagen. Werner schritt zur Tür, aber ehe er hinaus trat, warf er noch einen Blick, den letzten, wie er meinte, auf den pflichtgetreuen Mann, den er seinen Vater nannte. Wie gern wäre er noch einmal zu ihm gestürzt, hätte ihn umarmt, aber das durfte er nicht; so schritt er aus dem Zimmer.

Jetzt galt es noch, von der lieben Großmutter Abschied zu nehmen. Eiligst schritt er die Bahnhofstraße entlang, um durch die Promenade der elterlichen Wohnung zuzustreben.

Es war still unter den schattigen Bäumen. Alles Leben drängte sich heut in den Hauptstraßen. Da — er wollte seinen Augen nicht trauen — saß unter einer breitbelaubten Linde Käthe Schmidt. Er hatte sie in den Stunden der Aufregung der letzten Tage fast vergessen. Jetzt aber drängte ihn sein Herz zu ihr. Auch von ihr galt es Abschied zu nehmen. Sie sah auf, und ein freudiger Strahl lief über ihr rosiges Gesicht.

„Fräulein Käthe, ich habe eben die Prüfung bestanden und vom Vater Abschied genommen, heute noch fahre ich weg."

Hand lag in Hand, und ein heißer Strom ging von einer zu andern. Da saßen zwei schöne gute Menschenkinder, rein und unverderbt, bei einander. Hand blieb in Hand. Sie hatten sich so vieles, vieles zu sagen, aber der Mund versagte, wo das Herz sprach. Es waren nicht viele Worte, die sie wechselten, aber die wenigen sagten mehr, als hundert es vermocht hätten. Nichtig kam ihnen vor, was sie bisher auf dem Tennisplatze, auf gemeinsamen Ausflügen mit einander gesprochen hatten. Sie fühlten beide im Ernst der Abschiedsstunde, daß sie in diesem Augenblicke andere waren, wie früher, wie noch gestern. Leuchtende Bilder, wie das verschwimmende sonnenbestrahlte Antlitz einer Stadt, die dem Wüstenwanderer weit, weit entfernt und doch scheinbar so nahe vorschwebt, mit ihren Kuppeln und Türmen, stiegen vor ihrem geistigen Augen auf. — Wenn der Krieg beendet war, wenn er heimkehrte und die Hochschule bezog, dann — — — Hatte sich sein Vater nicht auch schon so früh gebunden, hatte er nicht darin sein sonst so karg zugemessenes Glück gefunden, ein kurzes, allzu kurzes nur? Die Lippen des Jünglings suchten die fest gehaltene Rechte des Mädchens, tastend, unsicher, als schäme er sich der allzu großen Vertraulichkeit. In echter Frauenart ließ Käthe ihm nicht nur die Hand, sondern streckte sie noch etwas höher empor.

Da knirschte es im Kies des Weges.

Flüchtig nur berührten seine Lippen die schmale Mädchenhand. Dann fuhren beide, roten Antlitzes, aus einander, aus seliger Versenkung empor.

Es nahten Schritte.

Wenn sie näher zugesehen hätten, so würden sie nicht so bestürzt gewesen sein. Denn es war ein Schulkamerad von Hans, der gleich ihm heut seine Notreifeprüfung bestanden hatte, und nun an der Seite eines Mädchens daher schritt. Vielleicht, daß auch er Abschied nahm. Aber in seiner Verwirrung bemerkte es unser Paar nicht. Was sie soeben in den kurzen Augenblicken erlebt hatten, war etwas so Heiliges, daß kein Auge es sehen, kein Ohr es vernehmen sollte. So folgte noch ein kurzer Händedruck; dann trennten sie sich.

In Werners Herzen ging es wild um. Was hatte er doch an diesem Tage erlebt: Die Prüfung mit ihren Ängsten und dem glücklichen Ausgang, den Abschied vom Vater, das Zusammentreffen mit dem geliebten Mädchen! Und nun galt es noch von der teuren Großmutter Abschied zu nehmen und dann — —. Wild wirbelte es in seinem Haupt. Ein Bild verdrängte das andere und suchte doch immer wieder von neuem sein Recht zu behaupten. So kam er im Sturm der Gedanken zu Hause an. Mit Tränen in den Augen stürzte er in die Arme der alten Frau. Alle zurückgedrängte Liebe, die er so gern seinem Vater gezeigt hätte und nicht zeigen durfte, schlug in diesem Augenblicke in wilden Flammen empor. So hatte die Frau ihren lieben Jungen noch nie gesehen, so ganz Hingabe, so ganz Begeisterung. Aber es galt, den Sinn klar zu behalten, genau zu überlegen, was von dem wenigen Gepäck, das er zu der bevorstehenden Reise brauchte, auszusuchen wäre; es galt

ihm noch ein besonders reichliches und gutes Abendbrot zu rüsten; wer weiß, wann er wieder ein solches erhielt, hatte er erst einmal den feldgrauen Rock an. In drei Stunden ging der Zug, mit dem er zunächst nach Breslau fahren wollte, um sich dort ein Regiment zu suchen. Denn von den Kameraden wußte er, daß in der Garnison und in den umliegenden Städten keine Freiwilligen mehr angenommen wurden. So viele hatten sich in heiliger Begeisterung gemeldet, alte und junge.

Wie gern hätte Hans die kurze Frist, die ihm im Vaterhause noch vergönnt war, aus Herzensgrunde ausgenutzt, aber der Widerspruch in seinem Inneren ließ ihn nicht dazu kommen. Das Ungewisse, wann und wo er angenommen werden würde, raubte ihm die Ruhe und ließ ihn auch immer wieder die Gestalten von sich weisen, die vor seinen geistigen Augen auftauchten, den Vater, das geliebte Mädchen, mit dem er vor ein paar Stunden die letzten Worte gewechselt hatte. Und doch suchte sie immer wieder, sich Geltung zu verschaffen. Und dann die Großmutter. Die sah er, wie sie eifrig schaffte, und wenn sie ihm das runzelige Gesicht zuwandte, dann wollte er darin lesen, wie es um ihr Herz stände, ob er ihr weh tue mit seinem Fortgange. Aber nur die Liebe erkannte er, die aus ihren Zügen sprach, aus ihren treuen alten Augen, die sie hin und wieder über ihn schweifen ließ.

So verging die Zeit, und die Abschiedsstunde nahte. Nun stand er, den Überzieher über den Arm, die letzten Augenblicke in der elterlichen Wohnstube, den kleinen Koffer neben sich auf dem Stuhle. Und vor ihm die Großmutter, die ihm in sorglicher Weise noch einmal den Selbstbinder zurechtgerückt hatte, der sich immer etwas verschob.

„Liebe Großmutter, leb' wohl".

Da legten sich die Arme der alten Frau um seinen Hals, und ein erschütterndes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Alle Selbstbeherrschung, die sie in ihrem langen, schweren Leben sich erworben hatte, schien verloren zu sein. Hans wurde es klar, sie glaubte, es sei ein Abschied auf immer. Gar vieles war ihm in den letzten Tagen, in den letzten Stunden durch den Sinn gegangen, daß er aber vielleicht nie wieder kehrte, daran hatte er keinen Augenblick gedacht, und auch jetzt schien ihm das fast ausgeschlossen. Wohl kamen auch ihm die Tränen, als die treue Frau gebrochen an seinem Halse hing, aber es waren Tränen des Glückes, daß so viel Liebe ihn bisher umgeben hatte, daß sie ihn in sein neues Leben begleitete und segnend die Hände über ihn hielt, wohin ihn auch sein Schicksal trug. Liebkosend fuhr seine Rechte über den greisen Scheitel der Großmutter.

„Großmutter, weine doch nicht so, ich komme ja wieder; im Winter, weißt du, wird alles vorbei sein".

Immer noch schluchzte das arme Weib, als es aber dem Enkel in die strahlenden, wenn auch von den Tränen etwas getrübten Augen sah, die Zuversicht bemerkte, die aus ihnen sprach, da beruhigte sie sich etwas, und es kam über ihre Lippen:

„Geh mit Gott, lieber, lieber Hans. Bleib brav, wie du bisher immer gewesen bist, und mach deinem guten Vater Ehre. Du weißt, wie ungern ich vor den Leuten meine Gefühle zeige. Darum komme ich auch nicht mit auf den Bahnhof. Denn ich würde mich doch kaum halten können. Leb wohl, Hans."

Eine letzte Umarmung, ein letztes liebes Wort, und Hans hatte den Vorraum verlassen, in den ihm die Greisin gefolgt war. Noch ein Händegruß von der Treppe, dann war er verschwunden, und das Leben der Straße nahm ihn auf.

Das wogte und wallte, das drängte und schob sich durcheinander. Halbeingekleidete Soldaten zogen die Päckchen mit den Zivilsachen in der Hand der Kaserne zu.

Die Vöglein im Walde, die singen gar so schön,
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen.

Und das Lied fand in Hansens Brust ein lautes Echo. Ja, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen. Er richtete den Blick noch einmal zu den Fenstern der väterlichen Wohnung empor. Dort stand die Großmutter; er winkte ihr zu, noch ein letztes, ein allerletztes Mal; dann nahm ihn der Strom der Straße auf und trug ihn dem Bahnhofe zu. Er war wie im Rausch, Vergangenheit und Zukunft stritten mit einander und machten sich den Rang streitig, aber die Jugend machte ihr Recht geltend und wies ihm leuchtende Bilder. Endlich stand Hans vor dem Schnellzuge, der ihn nach der Provinzhauptstadt bringen sollte. Da legte sich in dem Gedränge, das ihn umgab, eine Hand auf seine Schulter. Er schaute sich um.

Ein glückliches Leuchten ging über sein Gesicht; er hatte den Vater erkannt. Den hätte er nicht erwartet; um so höher, freudig schlug sein Herz, wenn ihn selbst jetzt ein gewisses ängstliches Gefühl nicht ganz verließ. Doch er suchte es zu unterdrücken. Denn der gefürchtete Mann vor ihm schien ein anderer zu sein. Wieviel mußte in dessen Inneren vor sich gegangen sein, daß er ihm jetzt nicht nur die Hände hinstreckte, sondern ihn in Gegenwart der vielen fremden Leute umarmte. In Windesschnelle verglich Hans den gegenwärtigen Augenblick mit dem, als er den Vater vor wenigen Tagen an derselben Stelle abgeholt hatte, wo sein Herz dem Manne so zugestrebt hatte und sich dennoch wieder in sich zurückziehen mußte.

Und jetzt! — —

Wie ein Freudenfeuer, das von Bergeshöhe ins dunkle Land hinausleuchtet, lohte es im Innern des Jünglings auf. Was hätte er nicht alles in diesem Augenblick seinem Vater sagen, wie ihm sein zum Überströmen volles Herz öffnen mögen! Aber konnte und durfte er das mitten im Gedränge und Getümmel des dicht besetzten Bahnsteiges? Dann aber trat auch das harte Muß der Bahnordnung zwischen Vater und Sohn. Die Schaffner drängten zum Einsteigen, die Türen schlossen sich. Noch ein Händedruck, und der Zug dampfte pustend und schnaubend ab und entschwand um die Kurve, die die Bahnlinie sofort

nach dem Ausfahren aus der glasgedeckten Halle machte. Feurigrot stand der Abendhimmel und kämpfte noch siegreich gegen die bunten Lichter an den Signalstangen.

Schon verlief sich die Menge, die ihre Lieben begleitet hatte; da und dort stand, dem Zuge nachschauend, noch eine Mutter, eine Frau, die ihren liebsten Menschen wehen Herzens und doch freudig ob des Entschlusses für Volk und Vaterland in die ungewisse Zukunft entlassen hatte. Die letzten Tücher wehten Abschiedsgrüße, vielleicht, daß es zum Abschiede für immer war. Einen Augenblick stand Rat Werner noch auf dem Bahnsteige und hob grüßend die Hand dem wehenden Taschentuche nach, das sein Sohn aus dem Abteile schwang. Es lag ein Leuchten über seinem Antlitz: der Knabe war doch von seiner Art; jetzt hatte er es bewiesen. Dann machte er sich eilig auf den Weg zur Direktion; die Pflicht rief.

Die Tage kamen und gingen, ein jeder voll von Ereignissen und Eindrücken. Auf den Straßen und Plätzen flutete das Leben stärker und voller wie je in der Friedenszeit. Hier merkte man keine Lücken, die der Auszug aus dem Vaterlande in den männermordenden Krieg gerissen hatte. Hinter den Fenstern aber bangte sich manches Mutter-, manches Frauenherz um die in die Ferne entschwundenen Lieben, schickte manche Braut die innigsten Bitten zum Himmel empor.

Auch in dem Hause des Rates war es still geworden. Wohl ging das äußerliche, streng geregelte Leben in ihm seinen gewohnten Gang, aber doch klaffte eine tiefe Lücke. Es war einsam um die alte Frau. Immer wieder gingen ihre Gedanken zu dem geliebten Enkel und suchten ihn: Wo mochte er jetzt weilen? Oft traten ihr die Tränen in die Augen, wenn die Leere um sie herum sie ängstigte. Würde sie ihn je wieder sehen, an das pochende Herz drücken?

Der Postverkehr blieb zunächst gesperrt, und die peinigende Sehnsucht mußte sich gedulden. Nach einer Woche endlich traf aus einer niederschlesischen Garnison eine Feldpostkarte ein. Hans war dort als Kriegsfreiwilliger angenommen worden; in Breslau, wo er zuerst sein Heil versucht hatte, war alles überfüllt gewesen.

Der Karte folgte bald ein Brief an den Vater. An der Anschrift erkannte die Großmutter die Hand des Enkels. Gern hätte sie ihn geöffnet, aber sie wagte es nicht. Während der langen Nachmittagsstunden ließ sie immer wieder ihre Blicke auf das Schreiben gleiten, das auf dem Schreibtische des Vaters lag. Wie eine Erlösung war es ihr, als er endlich zum Abendbrot erschien und den Brief vorlas. Hans lag mit 10 Mann in einer Klasse des Gymnasiums seines Garnisonorts. Die Bilder der Akropolis und des Kolosseums erinnerten ihn an die Schulstube, die er erst vor kurzem verlassen hatte, und er fand warme Worte des Dankes für seine Lehrer, besonders für den Direktor. Ein befriedigtes Lächeln überflog die strengen Züge des Rates.

Der Dienst war anstrengend, aber die Jugend, die Erwartung großer Dinge half darüber hinweg. Früh um 4 Uhr wurde geweckt; da gab es Zichorienbrühe

mit Kommißbrot — das schmeckte vorzüglich. Dann war von 6—7 Instruktionsstunde, bis 11 Uhr Exerzieren, nachher wieder Instruktionsstunde, Appell, Exerzieren, Flickstunde, Kasernenreinigung und Fensterputzen — die Zeit verlief in Riesenschritten. Heut sei das Regiment mobil gemacht, morgen wahrscheinlich würden sie in Feldgrau auf den Truppenübungsplatz zum Scharfschießen abrücken. Vorher aber würde noch die Vereidigung stattfinden.

Immer noch einmal las Frau Werner den Brief, als ihr Sohn wieder auf das Amt gegangen war; jede Zeile sog sie in sich ein, lernte sie fast auswendig. Dann legte sie ihn in der sorgsam aufgeschnittenen Briefhülle auf den Platz des Schreibtisches ihres Sohnes, wo die eingehende Post liegen mußte. Sie streichelte ihn mit der zitternden Rechten, als ob es die Wange des Enkels wäre.

Und wieder vergingen lange, bange Tage und lasteten bleischwer auf der alten Frau in ihrer Einsamkeit.

Noch versagte damals, im Beginn des Krieges, die Feldpost nur zu häufig, und wochenlang warteten in Stadt und Land die Angehörigen der Krieger pochenden Herzens umsonst auf ein Lebenszeichen ihrer Lieben draußen im Felde. Dazu kam die häufige Unterbrechung durch Sperrung des privaten Postverkehrs. Endlich langte nach langem Warten ein kurzer Brief, noch aus der Garnison, an. Er meldete, daß jeden Tag der Aufbruch erfolgen könne. Nach einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche hatte die Vereidigung der jungen Soldaten stattgefunden. Voll heiliger Gefühle hatte Hans seine Rechte auf den Degen, den der Major hinhielt, gelegt und aus seinem innersten Herzen den Schwur geleistet, seinem obersten Kriegsherrn die Treue bis in den Tod zu halten. Das klang selbst aus den kurzen Zeilen des Briefes hervor. Aber es gab noch allzuviel zu tun; so hatte der junge Soldat seinem Herzen Zwang antun müssen, hatte nicht all das zu berichten vermocht, was ihn bewegte.

Es folgten wieder lange, bange Tage des Wartens.

Die Großmutter litt schwer darunter. Mit heimlicher Angst ließ sie die Blicke prüfend über das Antlitz ihres Sohnes schweifen, wenn er zu den Mahlzeiten aus dem Amt auf kurze Zeit in sein Heim kam. Wohl wurden dabei kurze Worte über den Sohn und Enkel gewechselt, aber der Mann hatte sein Herz in Gegenwehr gegen sein eigenes Gefühl zu stark umpanzert, als daß die mutlose alte Frau zu ihm durchzudringen vermochte. Hätte sie es gekonnt, sie würde bemerkt haben, wie es in seinem Innern gährte, wie nur die lange anerzogene und gepflegte Selbstzucht es verhinderte, daß die Flamme innigster Liebe und zärtlichster Sorge nach außen lodere.

Endlich traf eine stark zerknitterte Postkarte ein; sie zeigte das Kaiserschloß in Posen und war auf dem Wege durch die Provinz Posen geschrieben. Jubel darüber, daß es an den Feind ging, sprach aus den paar Zeilen — und dann kam wieder die Zeit endlosen Wartens. Sie schien kein Ende nehmen zu wollen. Nun

noch ein Brief aus einem alten polnischen Neste auf häßlichem grauem Papier. Hans lag in der elenden Kabache einer polnischen Judenfamilie, drei Mann und sieben Mitglieder derselben in demselben engen, dumpfen Raume.

Noch hatte er keinen Feind gesehen, aber den Spuren des Krieges war er überall begegnet, und seinem Auge und Herzen war klar geworden, was das Wort Krieg bedeutete.

Und dann begann die Zeit des Wartens von Neuem, und die Sorge saß unsichtbar zwischen Mutter und Sohn in der Heimat und grinste, wenn sie mit ihren scharfen Augen in die Herzen der beiden Menschen hineinsah, die sich so nahe saßen und so nahe standen, und die doch, was ihr Innerstes bewegte, einander nicht mitzuteilen vermochten, um so das eigene Leid an dem des anderen zu heilen.

Bis dann der dunkle, schicksalsschwangere Tag kam, wo aus dem schwarzen Gewölk der Blitz herniederfuhr und freudige Hoffnungen mit seinem Strahl auf immer vernichtete.

Müde und matt hatte sich die alte Frau nach einer fast schlaflosen Nacht erhoben. Wenn aber der Schlummer für Minuten mit Macht zwingend über sie gekommen war, dann hatten schwere, beängstigende Träume sie umschwebt. Was nur Minuten waren, hatte sie Stunden gedäucht. In wirrem Durcheinander hatten das Schicksal des Schwiegervaters, des Mannes und Enkels sich verflochten; das Schlachtfeld von Leipzig, auf dem jener einst mit der Todeswunde gelegen, war übergegangen in die schmutzige Judenstube in Polen, und auf der arg zerschlissenen Lagerstätte, von der ihr der Enkel geschrieben, hatte dieser selbst gelegen, die blutende Todeswunde in der Stirn, und hatte seine Hände ihr entgegen gestreckt, wie es ihr Mann im Lazarette getan hatte, unvermögend zu sprechen, noch ein Wort der Liebe zu lallen. Schweißgebadet war sie erwacht, und am ganzen Körper zerschlagen begab sie sich an das gewohnte Tagewerk, das nur allzuwenig geeignet war, sie von ihren trüben Gedanken abzulenken.

Verspätet brachte der Postbote, nachdem Rat Werner schon auf die Direktion gegangen war, um neun Uhr ein Schreiben, das an diesen gerichtet war. Es kam aus Polen und schien amtlich zu sein. Was enthielt es? Als wäre es glühendes Eisen, faßte sie es an und legte es auf den Schreibtisch ihres Sohnes.

Sie zitterte, daß es den Enkel betreffen könnte, aber sie wagte dennoch nicht es zu öffnen, so unselbständig war sie durch Mann und Sohn geworden. Aber, immer wieder wanderten ihre Gedanken aus der Küche, wo sie am Mittagsmahl schaffte, zu dem Briefe, immer wieder betrat sie auch das Zimmer und warf ängstliche Blicke auf den Schreibtisch.

Bis endlich der Rat zu Mittag nach Hause kam. Seine Mutter hatte es bei den letzten Vorbereitungen zum Mittagessen gar nicht bemerkt, daß ihr Sohn sein Zimmer betreten hatte. Sie mußte, um in das Eßzimmer zu gehen, durch

jenes hindurch. Da sah sie ihn am Schreibtisch stehen, den geöffneten Brief in der Hand. Merkwürdig zuckte es über das Gesicht des Mannes. Die Augen blickten starr vor sich hin, als sähe er etwas Furchtbares, Unbegreifliches. Es war, als bemerkte er gar nicht, daß seine Mutter hereingekommen war. Erschreckt trat sie zu ihm. Da schien er zu erwachen, sich wieder zu finden. Stumm reichte er ihr das Schreiben.

Ein Blick darauf, und sie hatte das Schreckliche erfahren. Das Bataillon meldete den Tod des geliebten Enkels. Ihr wurde schwarz vor den Augen. Sie mußte sich auf dem nächsten Stuhl niederlassen, die Tränen entströmten unaufhörlich ihren Augen. Ein fürchterliches Gefühl der Einsamkeit überkam die alte Frau. Wo hatte sie in ihrem Schmerze eine Stütze? Unwillkürlich traf ihr Blick den Sohn und schien an dessen Herz anzuklopfen: Laß mich ein, nimm teil an meinem Schmerze. Sie selbst hatte dem Enkel mehr als einmal gesagt: Er hat ein Herz, er sucht es nur zu umpanzern. Dann aber war ihr selbst doch wieder der Zweifel gekommen, der bittere, bange: War er wirklich Blut von ihrem Blute?

Da sah sie, wie er die rechte Hand zu den Augen hob, wie er sie verdeckte, sah, wie er mit der Linken nach dem Schreibtisch tastete, wie er in den Stuhl vor diesem niedersank, fühlte, wie es in seiner Brust arbeitete vor unsäglichem Schmerz. Sie erhob sich, trat zu ihm hin und legte ihre Hand auf seine Schulter. Da schaute er sich um; ein bisher ihr unbekannter Ausdruck lag auf seinem Antlitz. Wie hilfesuchend glitt es über seine Züge. Mit beiden Händen erfaßte er ihre welke Rechte, und wenn auch kein Wort über seine Lippen kam, in diesem Augenblicke hatten sich Mutter und Sohn gefunden, hatten sich wiedergefunden über dem Grabe des Enkels im fernen Osten. — — —

Aber das Leben forderte seine Rechte. Das Leben draußen und die Pflicht. Nie hätte sich der Rat auf der Grundlage seiner strengen Selbstschulung ihr entzogen. Er tat es auch heut nicht. Wortlos drückte er einen heißen Kuß auf die rechte Hand seiner Mutter, dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb mit seiner festen geraden Handschrift die Todesanzeige des Sohnes für die Zeitungen. Sicher wie immer glitt seine Rechte über das Papier, wie immer stand Buchstabe steil bei Buchstabe, als ob das, was er da niederlegte, nicht das Schwerste war, das ihm beschieden gewesen. Auch seine Mutter mußte an ihr Pflichtwerk, doch die alten Hände zitterten, und die Tränen rannen über ihre Wangen. Ihr war so unsagbar einsam zu Mute, sie wußte nicht wie. Wie eine Wüste lag das Leben vor ihr — und waren es auch nur noch ein paar Jahre, bis der Tod mit seiner Knochenhand auch an ihre Tür pochte, es war doch allzu-allzulange.

Wenn des geliebten Enkels starrer Leichnam drinnen auf seiner Bettstatt ausgestreckt gelegen hätte, dann würde sie ihn mit aller ihrer Liebe umhegt haben, bis zu dem schweren Augenblicke, wo die schwarz gekleideten Träger den Sarg

aufgehoben hätten, um ihn draußen für immer in die kühle Erde zu betten. Auch das wäre Leides genug, übergenug gewesen. Aber so — nun lag der arme Hans draußen, fern, fern in polnischer Erde. Und ihre angstvolle Seele irrte in Gedanken über die weite, ihr unbekannte Ebene, suchte und suchte und konnte das Grab nicht finden unter den Hunderten, den Tausenden von Hügeln, die sich über den elend zerschossenen und zerschmetterten Gebeinen wölbten. Und dazwischen mengte sich das Bild des jugendfrohen, blühenden Knaben, wie er damals zum letzten Male vor ihr gestanden, an ihrem Herzen geruht hatte. Wie sie sann und sann, es wollte von ihm keine Brücke zu dem stillen, einsamen Grabe führen, über das jetzt die Herbstnebel der großen Ebene zogen. Aber das eine stand fest und stieg beängstigend immer von neuem in ihr empor: Vorbei, vorbei auf immer! Und die Gedanken kehrten dahin zurück, von wo sie ausgegangen waren. Drohend stieg die große Einsamkeit vor ihr auf, die blieb und immerdar bleiben und um sie sein würde. Ihr Sohn? Auch er trug schwer an dem Verluste seines Einzigen, seiner Hoffnung, seiner Zukunft, aber er hatte sein Amt, seine Pflicht. Die hielt ihn aufrecht, gab ihm Stütze und Stab.

Die Tage gingen dahin; einer war wie der andere, und sie waren, wie sie gewesen waren, als Hans hinausgezogen war in den Kampf für sein Vaterland. Und sie waren doch nicht so. Denn da war die Hoffnung zurückgeblieben und flüsterte und raunte in das Ohr der alten Frau von froher Rückkehr und Wiedersehen, und dauere es auch noch so lange. Jetzt aber war die Hoffnung, die holde, aus den vier Wänden entschwunden, und aus ihnen schien mit Flammenschrift, die tief ins Herz brannte, das eine herbe Wort zu leuchten: Niemals! Die Fragen, die tausend Fragen, die die Großmutter an das Schicksal richtete, sie sollten unbeantwortet bleiben für immer.

Aber dann kam doch ein Tag, der riß wohl die alten Wunden auf, daß sie schmerzten, vielleicht mehr wie je, aber er brachte doch eine gewisse Antwort, eine Antwort aus dem Munde des Toten selbst. Und manches wurde klar, und die Jünglingsgestalt des Sohnes und Enkels stieg vor den beiden einsamen Menschen noch einmal auf und wurde lebendig vor ihnen. Der Ahne brachte das nichts Neues; denn sie kannte ja ihren goldenen Jungen, aber dem Vater wurde etwas Geheimes offenbar, etwas, was er auf dem klaren Grunde der Seele seines Sohnes wohl schon lange hätte schauen können, wenn ihn nicht sein starres Pflichtgefühl abgehalten hätte, tiefer zu blicken, wenn er nicht immer nur geglaubt hätte zügeln zu müssen, Fremdes, was seiner Art nicht entsprach, unterdrücken zu sollen. Jetzt, wo es zu spät war, sah er ein, daß sein Sohn Art von seiner Art war, daß sich das tüchtige Erbe der Vorfahren auch in ihm zu schönster Blüte entfaltet hatte. Mochte es auch verdunkelt gewesen sein bei seinem eigenen Vater, alle diese Männer waren getragen gewesen von dem Bewußtsein der Pflicht gegen die Allgemeinheit, das Vaterland und hatten ihm Opfer dargebracht, Vater und Großvater sich

selbst — und nun auch der Sohn! Jetzt war die Zeit erfüllt, er selbst der letzte seines Geschlechts.

Was bleibt vom Menschen übrig, wenn er dahin geht in das Land, von dem keine Wiederkehr ist? Vielleicht ein kleines Päckchen mit ein paar geringen Habseligkeiten. Die Kompanie sandte dem Vater den letzten Rest vom Besitztum seines Sohnes: die Armbanduhr mit zerbrochenem Glase und nur noch einem Zeiger, ein Päckchen Briefe und Postkarten aus der Heimat, dazwischen ein paar welke Blumen, auf dem Marsche gepflückt, einige Kleinigkeiten noch, und endlich einen Brief von der Hand des Toten selbst. Er hatte ihn nicht mehr vollendet und abgeschickt.

Lieber Vater!

Meine flüchtig hingeschriebenen Karten vom 12., 15. und 20. d. Mts. wirst Du und die teure Großmutter wohl erhalten haben. Ich hatte in diesen Tagen keine Zeit mehr zu schreiben; heut ist Ruhetag, und ich will die freien Stunden, die ich habe, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Ich will es nicht bloß, nein, ich darf es auch nicht. Lieber Vater, ich habe in den letzten Wochen so Großes, Ungeahntes kennen gelernt und gesehen, daß es mich treiben müßte, Dir und Großmutter eingehend davon zu erzählen. Doch das muß ich aufschieben, bis wieder einmal Zeit dazu ist. Heut muß ich von anderem reden. Verzeih, wenn ich vielleicht nicht die rechten Worte finde. Sonst hätte ich nicht gewagt, Dir das zu sagen, was ich hier niederschreiben will. Nun aber kann ich nicht anders. Seit drei Tagen habe ich erfahren, was das Wort Krieg bedeutet; der Tod in seinen grausigsten Gestalten ist vor meine Blicke getreten und hat mich schaudern gemacht. Halte mich nicht für feig, wenn ich Dir gestehe, wie es mir kalt und warm über den Rücken gelaufen ist, als ich die ersten Leichenhaufen gesehen, in die starren, grausen Augen der Toten geschaut habe. Wohl ist es auch mir durch den Sinn geflogen: auch Du liegst vielleicht morgen, oder gar schon heut, so da, und alles ist vorbei. Aber das waren nur Augenblicke. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, so bin ich ganz ruhig, ja es ist die feste Zuversicht in mir, Du kehrst zurück, bestimmt zurück zu den Deinen, zu Großmutter und zu Dir. Auch zu Dir, Vater! Aber nicht mehr derselbe, als der ich auszog. Klarer und klarer ist es mir geworden, daß etwas zwischen uns gestanden hat. Darf ich, der Sohn, das dem Vater sagen? Sagen, von Mund zu Ohr, ich weiß nicht, ob ich es könnte, aber schreiben darf ich es jetzt und muß es. Vielleicht habe ich gefehlt, habe es an dem Eifer fehlen lassen, den Du von mir zu erwarten berechtigt warst. Aber gemüht habe ich mich um Dein Vertrauen, habe an seinem Mangel schwer getragen. Nimm es nicht übel, daß ich es Dir jetzt gestehe. Und ich tue es, weil es mir ahnte, daß die Wand, die zwischen uns stand, im Wanken begriffen war. Das empfand ich zum ersten Male, als ich Dir damals mitteilte, daß ich die Reifeprüfung bestanden hatte, und dann als

Du auf dem Bahnhofe warst. Da wurde mir so warm ums Herz, da hätte ich es Dir ganz öffnen können, aber es war zu spät. Aber jetzt ist es noch nicht zu spät. Ich weiß nicht, ob Dir Großmutter erzählt hat, daß ich die Aufzeichnungen des alten Rats gelesen habe, daß sie selbst mir von ihrem und des Großvaters Leben berichtet hat. Ich habe seitdem über all das viel nachdenken müssen, und manches ist mir klar geworden. Du hast doch wohl recht gehabt, wenn Du mich streng hieltest. Es war — erst jetzt ist es mir bewußt geworden — etwas Leichtlebiges in mir, das mich vielleicht fortgerissen hätte, hättest Du mich nicht im Zügel gehalten. Ist's ein Erbteil vom Großvater her? Du hast wohl daran gedacht und hast tiefer gesehen, als die gute Großmutter, die es nur allzugut mit mir meinte. Und so muß ich Dir danken, danken aus vollem Herzensgrunde, daß Deine Strenge mich zum Ziele geführt. Aber — und das kann ich Dir nur schreiben, könnte es Dir nicht sagen: wenn ich wieder komme — und das tue ich gewiß — dann, dann, wie soll ich es ausdrücken — verzeih, dann zeige mir Dein Vertrauen, Deine Liebe. Darf es Dir der Sohn sagen: lege keinen Panzer mehr um Dein Herz, das ja so tief, so innig, so lange zu lieben wußte und weiß. Großmutter hat es mir ja erzählt. Von dem langen, treuen Warten auf die Mutter, die ich nie gekannt habe. Ich hatte früher nie darüber nachgedacht, aber jetzt ist es mir doch zum Bewußtsein gekommen, daß mir die Mutterliebe gefehlt hat, trotz aller Sorge der lieben guten Großmutter. Ein anderer, als wie ich auszog, werde ich zurückkehren, sei auch Du

Eben Alarm, morgen mehr —

Morgen?

Es hatte für Hans kein Morgen mehr gegeben.

Ende.

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Der Monat April stand noch im Banne der Märzereignisse; noch immer liegt Konfliktstoff in der Luft. Die allgemeine wirtschaftliche Lage bietet nach wie vor kein einheitliches Bild; in breiten Volkskreisen glaubt man an eine Besserung, während einzelne Begebenheiten recht dagegen sprechen. Die im einzelnen im Vormonat erfolgten Preissenkungen haben zum größten Teil erneuten Steigerungen Platz machen müssen. Es will eben noch nicht gelingen — und das ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen äußerst schwierig — das Wesen der privatkapitalistischen Wirtschaft, die Konkurrenz, wieder zur Geltung zu bringen. Und doch wird nur ein gewisses Konkurrenzmoment in der gegenwärtig bestehenden Wirtschaftsform für die notwendige volkswirtschaftliche Belebung in Frage kommen können. Wird der Weg hierzu beschritten, dann allerdings wird es auch vielfach Trümmer geben, die auf diese Art nicht zu vermeiden sind. Dies ist hernach die eigentliche Krise. In diesem Zeitpunkt kann es aber möglich sein, daß das politische Moment in die Wagschale fällt, ohne daß damit in allen Fällen die Wirkung der Krise ausgeschaltet werden kann.

Der Andrang am Arbeitsmarkt hat sich nach den amtlichen Berichten, die allerdings erst für den Monat Februar gelten, wesentlich verringert. Es wird hierin behauptet, daß das Rückströmen der Kriegsgefangenen sowie die Schließung der staatlichen Eisenbahnwerkstätten im ganzen ohne nachteilige Wirkung geblieben sind. Zahlenmäßig ergibt sich folgendes Bild:

Andrang auf je 100 offene Stellen

	1919		1920	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Januar	169	217	183	109
Februar	148	203	174	91
März	168	159		
April	155	149		
Mai	169	149		
Juni	154	137		
Juli	151	140		
August	154	136		
September	143	116		
Oktober	150	115		
November	173	129		
Dezember	189	125		

Auf die einzelnen Gewerbegruppen verteilt, hatte das Angebot im Monat Februar 1920 folgenden Stand:

	männl.	weibl.
Spinnstoffe	355	394
Nahrungs- u. Genußmittel	394	151
Metallindustrie	265	105
Baugewerbe	231	—
Maschinisten ungel. Fabrikarbeiter	201	239
Bekleidung und Reinigung	103	114
Holzindustrie	82	102
Lohnarbeiter, Häusl. Dienste	166	62

Am **Metallmarkt** macht sich erneut ein Anziehen der Preise bemerkbar, nachdem hier schon eine recht wesentliche Senkung zu konstatieren war. Folgende Zusammenstellung gibt einen Ueberblick über die Entwicklung der Berliner Metallpreisnotierungen (für 100 kg in Mark):

	28. 11. 19	16. 12 19	6. 2. 20	9. 3. 20	30. 3. 20	13. 4. 20	23. 4. 20
Elektrolytkupfer wire bars	2214	2400	4372	4259	3286	2388	2736
Raff.-Kupfer 99—99,3%	1950—2000	2150—2200	3250—3350	3200—3300	2500—2600	1700—1800	2000—2100
Orig. Hüttenweichblei	680—690	860—875	1275—1300	1575—1625	1150	700—800	825—875
Hüttenrohzink, Preis im freien Verkehr	575—600	790—830	1250—1275	1350—1400	1100	800	850—875
Orig.-Hüttenaluminium 98—99% in gekerbten Blöckchen	2600—2700	3000—3100	5300—5450	6080—6100	4800—5000	3500—3600	3900—4000
Zinn, Banca, Straits, Billiton	5350—5450	6100—6200	13100—13500	14100—14200	10500—10700	7500—8000	9400—9500
Hüttenzinn, mindestens 90%	5200	—	—	—	—	—	9300—9400
Reinnickel	3600—3700	3900—4000	7000—7200	7600—7800	6500—6600	5300	5300—5600
Antimon-Regulus	835—850	925—950	2200—2300	2250—2275	1900	1500—1600	1600—1650

Trotz alledem ist gegenüber dem Stand von Ende Februar, der der höchste war, eine recht beträchtliche Preissenkung erfolgt. Im großen und ganzen sind die Verhältnisse ungewiß, weshalb sich die Interessenten sehr abwartend verhalten. Die Preiskurve wird jedenfalls auf diesem Gebiet noch recht interessante Sprünge zeitigen.

Ueber reichliche Auftragsbestände verfügen allgemein die Unternehmungen der **Maschinenindustrie**. Die Werkzeugmaschinenfabriken sind bei der Neuaufnahme von Aufträgen recht vorsichtig, zum Teil werden Bestellungen gegenwärtig, da man sich allenthalben abwartend verhält, gar nicht angenommen. An der Aufarbeitung der alten Verpflichtungen ist auch zur Genüge zu tun. Im Lokomotiv-, Motoren-, Dampfmaschinen-, Kessel- und Armaturenbau ist der Geschäftsgang ebenfalls gut. Erschwerend wirkt im gesamten Produktionsprozeß der Kohlen- und Rohstoffmangel. In den Automobilfabriken herrscht besonders im Lastkraftwagenbau gute Beschäftigung; Personenwagen haben befriedigendes Geschäft. Nicht minder gut haben die Waggonfabriken zu tun; hier sind die Auslandsaufträge auch recht beträchtlich. Die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen entwickelt sich bisher im allgemeinen günstig. Es wird berichtet, daß auch hier der Rohstoffmangel gewaltig ist und des weiteren insbesondere Tischler dieser Industriegruppe infolge der höheren Löhne in der Möbelindustrie entzogen werden.

Recht trübe sieht nach wie vor die Lage am **Baumarkt** aus. Von einer privaten Unternehmungslust kann unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht gesprochen werden. Dem Mangel an Baumaterialien kann im allgemeinen weniger die Schuld zugesprochen werden, vielmehr liegt das

Bedrückende bei den Materialpreisen, die im vollkommenen Widerspruch zu den behördlich geregelten Mietspreisen stehen. Es ist gegenwärtig ja ein sozialpolitisches Verdienst der Regierung, die Mietpreise künstlich eingedämmt zu haben. Man darf aber nicht verkennen, daß diese Politik nur für den Augenblick bestimmt sein kann, bei längerer Verfolgung dieser künstlichen Beschränkung muß der herrschende Wohnungsmangel auch hier die Schranken brechen. Nun kann auch wirklich nicht gesagt werden, daß die Neubauten, die mit Hilfe des Fiskus errichtet werden, einen wirklichen, repräsentablen Wert besitzen. Es ist wohl ein guter Grundsatz, wenn man erklärt: „Kleinhäuser und Gärten sind jetzt notwendig". Die Wohnungsnot in den Großstädten wird damit leider nicht behoben, denn zur Benutzung eines Kleinhauses gehört neben einigen persönlichen Eigenschaften eine beträchtliche Kapitalsumme, da das Vermieten derartiger Wohnungen eine praktische Unmöglichkeit ist. Wenn auch dem Siedlungsbau selbstverständlich keine Schwierigkeiten bereitet werden sollen, so muß aber doch von den Regierungsstellen verlangt werden, daß sie dem städtischen Hausbau, zumal wenn Baugenossenschaften dahinterstehen, nicht unnütz Steine in den Weg rollen, wie es vielfach ohne jeden ernstlichen Grund nur mit dem Hinweis auf die Siedlungsbauten geschieht. Ueberhaupt sollten die bestehenden Baugenossenschaften nach allen Kräften unterstützt werden, nicht zuletzt von den Wohnungsmietern selbst. Nur hier liegt ein wirklich aussichtsreicher Ausweg offen, denn die alleinige private Initiative wirkt ganz besonders am Baumarkt vielfach volkswirtschaftlich sehr schädlich. Am wenigsten wird aber auf dieses Ziel hin von den Regierungsstellen gearbeitet.

Den Geldmarkt beunruhigte zu Beginn des Berichtsmonats die Beschlagnahmeankündigung ausländischer Wertpapiere aus Anlaß des Friedensvertrages. Es war zu befürchten, daß die Regierungserklärung schwerwiegende Folgen nach sich ziehen werde, die letzten Endes dem illegalen Geschäftsverkehr zu gute gekommen wären. Man hat es aber offiziell bald wieder in Vergessenheit geraten lassen, da man ja auch einsehen mußte, daß die Regierung keine Möglichkeit in der Hand hat, wirklich eine durchgreifende Beschlagnahme vorzunehmen. — Die Preisentwicklung am Silbermarkt ist seit einiger Zeit fortdauernd nach unten gerichtet. Um die starken Preisrückgänge ziffernmäßig beurteilen zu können, sei darauf hingewiesen, daß der Silberpreis (für 1 kg Barrensilber 900 von 1000 Teilen) Anfang Januar dieses Jahres sich auf etwa 1400 Mark bewegte, von diesem Zeitpunkt an bis zum Ende des Monats Januar auf 2100 Mark und bis zum 10. Februar auf 2300 Mark stieg, um zurzeit des Tiefstandes der deutschen Valuta am 12. und 13. Februar mit etwa 2550 Mark seinen Rekordpreis zu erzielen. Von diesem Tage an ging es mit einer Unterbrechung rapide abwärts. Anfang März wurde Silber mit 2200 Mark gehandelt, fiel in der nächsten Zeit bis auf etwa 1600 Mark zurück, stieg während des Kapp-Putsches am 13. März wieder auf 2000 Mark, um sofort nach Niederwerfung des Aufstandes Mitte März auf 1600 Mark zurückzugehen. Gegen Ende des vorigen Monats ermäßigte sich der Preis auf 1500 Mark und wurde schließlich in Hamburg Anfang April auf 1475 Mark festgesetzt. Zurzeit steht der deutsche Silberkurs nicht unbeträchtlich unter dem Welthandelspreis, für den die Londoner Notierung maßgebend ist. Diese merkwürdige Tatsache hat verschiedene Gründe. Sie hängt einmal damit zusammen, daß in Deutschland keine Silbermünzen mehr im Umlauf

sind, also kein Prägungsbedarf mehr besteht. Ferner wurden größere Mengen von Gebrauchssilber eingeschmolzen, schließlich stehen der Fabrikation von Silberwaren zurzeit große Schwierigkeiten im Wege infolge des starken Kohlen- und Gasmangels. Verschärft wird diese Sachlage noch dadurch, daß der Silberexport nach dem Auslande verboten ist. Alle diese Tatsachen zusammen haben naturgemäß bewirkt, daß in Deutschland größeres Angebot am Markt ist als in anderen Ländern, wodurch die Preisentwicklung demgemäß beeinflußt wurde. — Die deutsche Währung hat sich gegenüber dem Vormonat wieder um ein wenig aufgebessert, die aber immerhin schon recht ins Gewicht fällt. Besonders wird der wilden Spekulation somit etwas Einhalt geboten. Die deutsche Mark wurde folgendermaßen bewertet:

	Amsterdam	Stockholm	Zürich
Ende Januar	3.12½	7.50	6.80
„ Februar	2.72½	5.40	6.15
„ März	3.70	6.45	7.90
„ April	4.85	8.20	9.80

Die Geschäftswelt sieht dieser Entwicklung mit einer gewissen Sorge zu. Eine Reaktion auf wirtschaftlichem Gebiet von äußerster Schwere befürchtet ein jeder. Hält dieser Entwicklungsgang weiter an — und in dieser Art muß es nun doch einmal zur Entladung kommen — dann werden wir selten erlebte Zusammenbrüche von Unternehmungen erleben. Der Börse wird vor allem die Papiergeldflut, die noch schnell Anlagemöglichkeiten suchen wird, zu schaffen machen, damit wird der gesamte Kreditverkehr große Erschütterungen erleiden.

Am Warenmarkt zeigt sich nunmehr, daß der Pulsschlag des Wirtschaftslebens sich nicht in dem bestehenden staatlichen Zwangswirtschaftssystem befindet, sondern auf den freizügigen Märkten zu finden ist. Für das gesamte Gefüge ist es zwar sehr zum Nachteil, daß nicht eine geschlossene Wirtschaftsorganisation besteht, die dank ihrer breiteren Basis bedeutend leichter die Erschütterungen ertragen könnte. Die Zwangswirtschaft der Gegenwart stellt aber nichts von dem dar, sie ist nur ein Verlegenheitswerk, über das aber die Ereignisse hinwegschreiten. Die eingetretene scheinbare Sättigung des deutschen Warenmarktes macht sich auch im Auslande bemerkbar, ja, vielfach hat sich diese Welle vom internationalen Markte nach Deutschland erst verpflanzt. Vorläufig steht einer allgemeinen Senkung der Inlandspreise im besonderen die fortdauernden Kohlen- und Eisenpreiserhöhungen entgegen.

Geschichtliche Rundschau XVI.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Das erste amtliche Quellenwerk über den Weltkrieg ist im Verlage von Hermann Sack (Berlin) erschienen: „Die Schlachten und Gefechte des Großen Krieges 1914—1918", zusammengestellt vom Großen Generalstab. Es will eine Grundlage sein für künftige Geschichtsschreibung, eine zusammenhängende, zeitlich geordnete Uebersicht geben über alle Kriegshandlungen während des Weltkrieges im Westen, Osten, Süden und Südosten. Das Werk ist übersichtlich geordnet und bietet daher eine hervorragende Quelle für den Historiker, zumal der Große Generalstab ja diesen Krieg nicht wird selbst schildern können, wie es ursprünglich beabsichtigt war. Um so mehr ist es den Bearbeitern zu danken, daß sie durch das vorliegende Werk denjenigen, die es sich zur Aufgabe stellen werden, den gewaltigsten aller Kriege zu beschreiben, ihre Arbeit

wesentlich erleichtert haben. Ein ausführlicher Anhang über die Heeresteile, Heeresgruppen, Armeeoberkommandos, ein genaues Verzeichnis der Orte und der einzelnen Truppenkörper erleichtern die Handhabung des Buches.

Als erste authentische Darstellung des Seekrieges kann man das bei August Scherl in Berlin erschienene Buch des Admirals **Scheer**: „Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg" bezeichnen. Es bildet eine würdige Ergänzung zu den „Erinnerungen" des Staatssekretärs v. Tirpitz, vor denen es sich jedoch durch größere Sachlichkeit und weniger politische Färbung auszeichnet, und vor allem die Ereignisse des wirklichen Seekrieges weit ausführlicher und genauer schildert, als es Tirpitz im Rahmen seines Buches möglich war. Scheer hat während der ganzen vier Kriegsjahre eine hervorragende Stellung in unserer Hochseeflotte eingenommen, zunächst als Chef des II. Geschwaders und späterhin als Chef der gesamten Hochseeflotte. Als solcher hat er die einzige große Seeschlacht geleitet, die der ganze Weltkrieg aufzuweisen hat. Die Schlacht am Skagerrak bildet daher auch den Mittelpunkt des Scheerschen Buches, die er in all ihren Einzelheiten, ihrer Vorgeschichte und ihrem Nachspiel genau und sachlich schildert. Wir hatten vor kurzem Gelegenheit genommen, auf die Schilderung dieser Seeschlacht in dem Buche des Kapitäns von Hase hinzuweisen. War es dort nur die Schilderung eines Offiziers, der als 1. Artillerieoffizier an Bord eines unserer neuesten Schlachtkreuzer die Schlacht miterlebt hat, so haben wir hier die Darstellung desjenigen vor uns, der die Gesamtoperationen auf deutscher Seite geleitet hat. Auch dem U-Bootkrieg ist in dem Buche ein weiter Raum gewidmet; Scheer beleuchtet die einzelnen Phasen dieses Kleinkrieges in hervorragender Weise, nicht nur vom marinetechnischen, sondern auch vom politischen Gesichtspunkte aus. Wie Tirpitz steht auch Scheer auf dem Standpunkte, daß unsere U-Boot-Politik von Anfang an vollkommen verfehlt war, und daß sein Erfolg durch das ewige Zaudern und Hin- und Herschwanken in Frage gestellt war, daß, sollte er den gewünschten Erfolg haben, er von vornherein mit aller Energie und Hartnäckigkeit hätte geführt werden müssen, unbeeinflußt von den Fragen der Politik, die es erreichte, daß diese unsere beste und vielleicht einzige Waffe gegen England erst voll eingesetzt wurde, als es leider bereits zu spät war. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß eine Anzahl von Bildern, sowie sehr viele Karten und Skizzen dem Buche beigegeben sind, die seinen Wert bedeutend erhöhen und es auch für den Laien verständlicher und interessanter gestalten.

Auch der Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin hat einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges auf den Büchermarkt gebracht, der ebenfalls eine zu begrüßende Bereicherung der Literatur bildet: A. v. **Cramon**: „Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege". Der Verfasser war 4 Jahre lang als bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Armeeoberkommando und hat in dieser Stellung besser als jeder andere Gelegenheit gehabt, als unmittelbarer Zeuge den wichtigsten Vorgängen auf militärischem wie politischem Gebiete bei unseren Bundesgenossen beizuwohnen. So bietet uns Cramon, frei von jeder Rücksichtnahme auf Personen, denen er nahe gestanden hat, ein Bild von dem österreichisch-ungarischen Heere und seinen Führern, seinen Leistungsmöglichkeiten und seinem Wert, den es für uns Deutsche als Bundesgenossen

gehabt hat. Sehr erfreulich sind die Feststellungen des Verfassers ja nicht, aber leider Tatsache. Cramon schildert weiterhin die vielen Reibungen und Gegensätze zwischen den beiden Heeresleitungen, auf die Falkenhayn bereits in seinem Buche hingewiesen hatte, den Kampf um den gemeinsamen Oberbefehl, dem die österreichisch-ungarische Heeresleitung sich mit aller Macht widersetzte aus Angst, sich dadurch etwas zu vergeben. Auch die politischen Seiten des Weltkrieges sind sachlich und klar behandelt die innerpolitische Lage in der Donaumonarchie, deren Schwächen ja jedem Kenner des Reiches schon lange vor dem Kriege bekannt waren, die Amtstätigkeit des Grafen Czernin und seine Fähigkeiten, die Wirkungen, die der Thronwechsel auf die Lage der Mittelmächte ausübte, sowie die verschiedenen Versuche Kaiser Karls und Czernins, mit oder ohne den deutschen Verbündeten zu einem Frieden zu gelangen, sind in ausgezeichneter Weise dargelegt. Besonders die Enthüllungen des Verfassers zu dieser letzten Frage sowie zur Parma-Brief-Angelegenheit werden in weitesten Kreisen Interesse begegnen, zeigen sie doch so recht deutlich die Wahrheit des Hebbel'schen Wortes: „Dank vom Hause Habsburg!"

Über „Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege" handelt auch das bei Ullstein in Berlin verlegte Buch des ehemaligen österreichischen Kriegsministers Auffenberg-Komarow. Der Verfasser war zu Beginn des Weltkrieges Führer der 4. österreichisch-ungarischen Armee und die Operationen dieser Armee im August und September 1914 bilden den Gegenstand des Buches. Es sind im wesentlichen die Schlachten bei Komarow vom 26. August bis zum 2. September — der der Verfasser, nebenbei bemerkt, seinen Beinamen verdankt — und die Schlacht von Grodek-Rawa-Ruska vom 6. bis 11. September 1914, die in diesem Buche ausführlich von Auffenberg geschildert werden. Sie bilden eine in sich abgeschlossene Phase des Weltkrieges und wie allen anderen Eingangsoperationen des Krieges kommt auch diesen Operationen unseres ehemaligen Bundesgenossen erhöhte Bedeutung zu, wenn auch ihr Endergebnis nicht so war, wie man es gewünscht hatte. Gleichzeitig etwa wie im Westen müssen auch die Österreicher Mitte September über den San an den Dunajec zurückgehen und auch hier kommt das Ringen in ein stabileres Stadium. Der Schilderung der eigentlichen Operationen ist eine ausführlichere Darlegung der militärischen und wirtschaftlichen Kraftkomponenten der Donaumonarchie und Rußlands sowie Betrachtungen über die politische und strategische Lage vor und zu Beginn des großen Krieges vorausgeschickt. Eine Anzahl erläuternder Skizzen und Karten sind dem Buche beigegeben. Wie die vielen anderen bereits erschienenen oder angekündigten Werke, Aufzeichnungen und Erinnerungen der führenden Politiker und Militärs wird auch dieses Buch einen wichtigen Baustein bilden in dem großen Gebäude, das der Historiker späterer Dezennien errichten wird: der Geschichte des Weltkrieges.

Das letztere ist auch der Zweck und die Absicht der Darstellung von Dr. Richard Wolff, die im Verlage von Reimar Hobbing (Berlin) unter dem Titel „Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch" erschienen ist. An Hand der amtlichen deutschen Vorkriegsakten untersucht der Verfasser die Stellungnahme der deutschen Regierung in den Wochen, die dem Ausbruche des Weltkrieges vorausgingen. Nicht die Schuldfrage entscheiden, über die von berufenen und noch mehr von unberufenen Seiten geschrieben, gesprochen und gefaselt

wird, will der Verfasser, sondern lediglich das bis jetzt vorhandene amtliche und nichtamtliche Material sichten und zusammenstellen. Lobend muß hierbei hervorgehoben werden, daß der Verfasser in der richtigen Erkenntnis, daß das vorliegende Material besonders von der Ententeseite noch sehr lückenhaft und unzulänglich ist, und daß es Pflicht des Historikers ist, „solange mit seinem Urteil zurückzuhalten, bis auch hier klarer gesehen werden kann", daß der Verfasser in seiner Schrift weise Zurückhaltung in seinem Urteil und in seiner Kritik der Politik in den gewitterschwangeren Wochen des Julis 1914 geübt hat. Erst die Öffnung sämtlicher Archive und die Mitteilungen, Erinnerungen u. s. w. derjenigen Männer, die in der fraglichen Zeit auf beiden Seiten an den maßgebenden Stellen standen und die Fäden der großen Politik in der Hand hatten, werden — wie der Verfasser im Vorwort mit Recht hervorhebt — es dem Historiker gestatten, sine ira et studio eine wahre Geschichte des Weltkrieges zu schreiben und das Urteil zu fällen über die schwere Frage, wen oder was die Schuld an diesem Weltbrande trifft.

Diese Objektivität, die das Buch von Wolff auszeichnet, kann man dem Buche des Grafen Spiridion Gopcevic „Österreichs Untergang — die Folge von Franz Josefs Mißregierung", das im Verlage von Karl Sigismund (Berlin) erschienen ist, leider nicht nachrühmen. Zweifellos ist es an der Zeit, die Fehler und Verfehlungen vergangener Zeiten und Personen aufzudecken, den Nimbus fortzunehmen, der noch manches in ein heiliges Dunkel hüllt, und keinem würde das angenehmer sein und die Arbeit erleichtern als dem Historiker, dessen Lebenswerk darin besteht oder wenigstens bestehen sollte, die objektive Wahrheit des Weltgeschehens darzulegen, soweit menschlicher Geist überhaupt fähig ist, objektiv zu sein. Gerade in der Donaumonarchie ist sehr viel gesündigt worden, das wird jeder unumwunden zugeben, und auch die Habsburger trifft schwere Schuld. Das berechtigt jedoch nicht, ihnen alle Fähigkeiten abzusprechen oder ihnen gar bösen Willen vorzuwerfen. „Ultra posse nemo obligatur" muß auch den Herrschern zugesprochen werden, und es mag dahingestellt bleiben, ob ein anderer Mann an der Spitze des Völkerkonglomerats, wie es die Donaumonarchie war, besseres geleistet hätte als Franz Josef. Der Verfasser ist zwar — wie die Ankündigung ergibt — „Prof. astr.", „Dr. phil. h. c.", „Divisionsgeneral" und „Minister a. D.", zweifellos also ein hervorragender, vielseitiger Mann; aber — ob er die österreichisch-ungarische Staatskarosse besser hätte lenken können? Es scheint uns, als ob der Verfasser doch nicht immer so ganz „sine ira et studio" schreibt, wie er es auf S. 17 behauptet; vielleicht unbewußt führen persönliche Einflüsse irgend welcher Art ihm hier und da die Feder. Das Buch liest sich zweifellos recht nett; es ist interessant und geläufig geschrieben, wenn der Verfasser auch manchmal einen etwas feineren Ton hätte anschlagen können, — aber das ist vielleicht ein Zeichen der „neuen Zeit"! — und bringt auch manches Neue an den Tag, was bisher mit Rücksicht auf das Habsburger Kaiserhaus nicht bekannt geworden war. Leider gibt der Verfasser fast niemals seine Quellen an, und vieles dürfte auf „Hofklatsch" beruhen, der ja auf der Wiener Hofburg noch mehr grassierte als an anderen Höfen, und der für den Historiker wenig mehr Wert hat als die österreichische Krone an der Börse von New York. Wir wollen jedoch unseren Lesern es überlassen, sich selbst ihr Urteil über das Buch zu bilden; auch als

geschworener Republikaner darf man sich nicht verleiten lassen, nur das Schlechte hervorsuchen zu wollen und das Gute auf Kosten der historischen Wahrheit in den Hintergrund zu drücken. —

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Der Roman hat in seinen hauptsächlichsten Erscheinungsformen zwei Richtungen eingeschlagen: er ist entweder die Entwicklungsgeschichte eines Menschen, einer Familie, einer Gemeinschaft oder er stellt den Zustand eines größeren Lebens- und Kulturkreises dar, er ist Entwicklungs- oder Zeitroman. Daß sich beide Formen auch in mannigfacher Weise mischen und verbinden können, braucht kaum hinzugefügt zu werden.

Als ein Zeitroman, der nicht nur unterhält, sondern zum Teil auch höhere Ansprüche befriedigt, darf das neue Werk von Fedor von Zobeltitz gelten: „Die Unverantwortlichen" (Berlin, Ullstein & Co.). Der Verfasser bewährt aufs neue spielend leichte Beherrschung verwickelter Stoffmassen, beschwingte Phantasie, ausgebreitete Kenntnisse der Zeit- und Kulturgeschichte und eindringende Seelenkunde. Er führt uns in die Jahre zwischen 1866 und 1870, in die Kreise der kleinen gefährlichen diplomatischen Zwischenhändler, deren Treiben in dem ehemaligen hannoverschen Staatsrat Baron Herwey verkörpert wird. Wie dieser seine Fäden über Deutschland und Europa spinnt, wie er, an eine schöne, böse Frau gekettet, deren Lebensberuf das Unheilstiften ist, politisch und geschäftlich in den Untergang getrieben wird, ist spannend dargestellt. Viele Gestalten, die Aufmerksamkeit verdienen und erregen, wandeln durch die Geschichte. Die Bösewichter wirken zum Teil etwas gekünstelt, am wenigsten glaubhaft der totgesagte erste Gatte der Baronin, ein vollendeter Schurke. Hübsche Bilder aus dem Berlin jener Tage fügen sich abwechselungsreich ein. Manche hilfreichen Zufälligkeiten müssen die Handlung befördern. Als künstlerisch wertvollster Zug, wenn auch nicht als ganz ausgeschöpftes Motiv prägt sich mit starkem Gefühl ein, in wie unverantwortlicher Weise von diesen Ränkestiftern mit dem Leben von Hunderttausenden, mit dem Wohlergehen der Nationen gespielt wird.

Einen phantastischen „Roman der Zivilisation" „Vicor & Co." (Berlin, Ullstein & Co.) hat Otto Pietsch geschrieben. Das Phantastische darin übertrifft Verne, Bellamy und Wells und wirkt oft verblüffend und erheiternd, aber in der Häufung der wunderbaren Erfindungen und welterschütternden Abenteuer doch ähnlich wie der Held etwas allzu „mammuthaft", um auf die Dauer nicht an Reiz einzubüßen. Dichterisch bedeutender ist das Zeitgeschichtliche, die zum Teil köstliche Satire auf die amerikanische Milliardärkultur, auf die Verbindung von Tugendhaftigkeit, Politik und Geschäft, auf die Mischung technischer Höchstleistungen und seelischer Armut. Besonders gelungen ist die Geschichte von der Gründung eines südamerikanischen Freistaates Paloma, der — wie geschichtlich Panama von Columbia — zu geschäftlicher Ausbeute von Ecuador losgelöst wird. Im Grunde all der lustigen und wunderlichen Dinge steht die bittere Wahrheit: die Zivilisation mit ihren angestaunten Errungenschaften bedroht die Menschheit oder mindestens das Beste an der Menschheit mit Vernichtung.

Von einem Gefühl bitterer Verachtung gegen die ganze Kultur und Lebensführung unserer Zeit ist der Roman „Die Tarnkappe“ von Arthur Kahane (Berlin, Erich Reiß, 1920) erfüllt. Die Einkleidung wird durch einen märchenhaften Zug gegeben. Ein junger Mann erhält von einem „fremden Herrn“, der ihn dadurch vom Selbstmord abhalten will, eine Tarnkappe. Die Zweckmäßigkeit des Mittels erscheint zweifelhaft, da das Geschenk in der Hauptsache dazu führt, den Beschenkten die völlige Nichtigkeit der Umwelt erkennen zu lassen. Gründlich ausgenützt ist das Motiv aber, so gründlich, daß es des Guten fast zu viel wird. Das Werk ist eine Folge von Bildern und Skizzen, in denen alle Häßlichkeit des Lebens grell beleuchtet wird: Stumpfsinn, Selbstsucht, Dünkel, Roheit und Gemeinheit. Um so zarter ist demgegenüber die Liebesgeschichte des Helden gezeichnet, aber auch farbloser. Eine mehr ausgleichende, versöhnliche Lebensanschauung soll in der Gestalt eines alten jüdischen Weltweisen verkörpert werden, ohne daß freilich Handlung oder Gehalt des Werkes zur Einheitlichkeit gediehen sind. Der Stil gerät häufig ins unangenehm Geistreichelnde.

Einfacher sind die Geschehnisse und Menschen in einem andern Roman desselben Verfassers: „Willkommen und Abschied“ (Berlin, Erich Reiß, 1919). Mutter und Tochter lieben denselben Mann. Das wird im ganzen voll Innigkeit und zum Teil ergreifend dargestellt. Die Menschen sind etwas blutleer geblieben. Am lebendigsten wirkt die Mutter, ihr Wesen ist verhältnismäßig reich ausgestattet. Dürftiger ist die Tochter bedacht, am dürftigsten der Liebhaber, wenn er auch aus seinem früheren Leben eine Fülle bunter Abenteuer berichtet. Gerade von seiner Seite aus gesehen, hätte das Motiv der seltsamen Doppelliebe mehr vertieft werden können, und nicht nur von seiner Seite aus. Ungünstig wirkt auch, daß die Beschreibung oft überwiegt. In den Kreis geistig freier Menschen mischt sich kleinbürgerliches Wesen nur in Gestalt des gutmütig beschränkten Ehemannes. Gedanken des Hasses gegen die Gesellschaft und sogar das Leitmotiv des erstgenannten Romans begegnen mehrfach in den Gesprächen des Buches.

Eine Reihe scheußlich schön geschminkter Wachspuppen führt Grete von Urbanitzky in dem Roman „Das andere Blut“ vor (Leipzig, Rainer Wunderlich, 1920). Wie hinreißend, wie vielseitig ist der Held: adliger Korpsstudent, reicher Eltern Sohn, Grübler mit zerrissener Seele, Schriftsteller, Rassenphilosoph, Sozialpolitiker, genialer Edelmensch, Sieger, über den „nichts Dunkles Herr werden“ kann, Ausbund aller männlicher Tugenden! Unter lauten falschen Tönen erscheint mir als einzig brauchbarer Einfall in dem Buch die Entdeckung des Helden, daß seine Mutter jüdischer Herkunft ist. Was hätte ein Dichter aus diesem Einfall machen können!

Wie ein Knabe zum Manne reift und wie sich in seinem Werden und Wachsen zugleich ein Stück sozialistischer Zeitgeschichte abspiegelt, ist der Hauptinhalt des „Romans aus dem Isergebirge“ „Hüttenheimat“ von Gustav Leutelt (Berlin, S. Fischer, 1919). Ganz rein gestaltet und abgerundet ist das Werk wohl weder als Entwicklungsroman noch als Zeitbild, aber als Heimatsdichtung enthält es so viel liebenswerte Züge holder Jugenderinnerung, versonnener Träumerei und inniger Naturliebe, daß man es liebgewinnen kann.

Oskar Wiener sucht in seinem Roman „Im Prager Dunstkreis“ (Wien, Prag, Leipzig, Ed.

Strache, 1919) etwas von der düsteren Romantik der alten Moldaustadt einzufangen und stellt eine Reihe absonderlicher Menschen hinein, ohne daß doch aus all dem Rausch und Traum viel Bedeutungsvolles entspringt. Das Beste steht in dem kurz zusammengedrängten Schlußteil: wie die Heldin, die kleine lachende, verlogene, vielgeliebte Marion, nachdem sie dem Prager Dunstkreis entronnen ist, Krankenpflegerin wird, einen Arzt heiratet, im Schutt einförmiger Tage begraben zu sein glaubt und sich aufs neue nach Prag entführen läßt. Warum mußte das aber mit soviel unnützem Beiwerk ausgeschmückt, so gesucht und schwülstig erzählt werden?

Wie dieser Roman ist auch ein Novellenband des Verfassers, „Der Fluch der Medusa", (Wien, Prag, Leipzig, Ed. Strache, 1919) stärker in Stimmungsbildern als im Bau der Handlung und in seelischer Vertiefung. Auch hier sind die Menschen mehr Trieb- als Vernunftwesen; wenn sie sich nicht selbst Rechenschaft von ihrem Wollen und Tun geben, möchte doch wenigstens der Leser die innere Notwendigkeit erkennen. Einige schlichtere Erzählungen verdienen mehr Lob.

Zu Krankheitsberichten werden die Novellen, die Henriette Riemann unter dem Titel „Der andere Tod" herausgibt (Berlin, Erich Reiß). Sie erzählt durchweg von Menschen, die in Dämmerzuständen und Wahnsinnsphantasien leben und längst in ein Irrenhaus hätten gesteckt werden sollen, ehe sie solchen Unfug anrichten konnten. Was nicht ausschließt, daß manche ihrer schauerlichen Gesichte und überschwenglichen Stimmungen künstlerisch reizvolle Züge enthalten.

Suchen wir, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, einen äußersten Gegensatz zu dieser nervösen, verstiegenen Kunst, so wird er uns in der kräftig hausbackenen Art Heinrich Hansjakobs geboten, dessen „Erzählung aus dem Schwarzwald" „Der Vogt auf Mühlstein" (Freiburg im Br., Herder) in neuer Auflage (3.—5.) erschienen ist. Das südbadische Volkstum um 1800 mit seinen Reichs- und Klosterbauern tritt in einfacher und klarer Zeichnung vor uns, und der Kern der Erzählung, die Geschichte von der Bauerntochter, die zu einer Heirat gegen ihren Willen gezwungen und zu Tode gequält wird, hat so bestimmte und treffende Züge, daß der Verfasser auch widerstrebende Leser, die durch kunstvollere Kost verwöhnt sind, ergreifen wird. Das Schönste an der Geschichte ist, daß sie trotz aller rührenden Begebenheiten die Gefahr, ins Rührselige zu geraten, durchweg glücklich vermeidet. Lehrhafte Unterbrechungen mit Zornreden gegen städtische Ueberkultur beeinträchtigen doch nicht den Eindruck, daß dieser urwüchsige geistliche Herr, halb Kalendermann, halb Dichter, vorzüglich zu erzählen verstand. Das Werk ist mit doppeltem Schmuck versehen, mit acht Kunstdrucken nach Zeichnungen von Wilhelm Hasemann und mit sieben Gedichten, die von einem Freund des Verfassers, Georg von Oertzen, herrühren und Stimmungen des Buches lyrisch ausmalen.

Von anderen Neuerscheinungen des Herderschen Verlages sei besonders die Novellensammlung von Marie von Hutten „Die große Harmonie" genannt. Manches ist skizzenhaft geblieben, und zuweilen mag das Konfessionelle zu stark betont erscheinen, aber doch überwiegt das Gefühl, daß hier eine ehrliche, in die Tiefe gehende Gestaltungskraft am Werke ist. Die Verfasserin fühlt ergriffen und zeigt ergreifend die äußere und innere Not des Lebens, die Kluft zwischen den Menschen, nicht nur zwischen den vom Schicksal verschieden begünstigten. Sie

versteht es, das verborgene Seelenleben zu beleuchten, besonders entscheidende Wendungen zur Güte, zur Versöhnung, zum Opfer. Etwas von Tolstois Weltauffassung und Menschendarstellung ist in dieser katholischen Dichterin lebendig.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Charlotte Eisner.

> Literatur, kurz vor dem Kriege geschrieben, ist durch ihr Zeitkolorit zuweilen unbewußte Prophetie des Kommenden, zuweilen mutet sie wie Vorzeit an, die grau geworden ist. — Vorkriegsliteratur und Kriegsliteratur! Das sind Kontraste, in denen unsere Zeit sich zugleich spaltet und offenbart.

I.

„Höchstes Glück der Erdenkinder", Roman von Joh. Schubert, Verlag E. Hofmann & Co., trägt, halb bewußt, halb unfreiwillig, Zerrissenheit, Zwiespalt und Stagnation einer vergangenen Lebensepoche in die Gestalten seines Romanhelden und dessen Mitgenossen hinein. Dies Buch, vor dem Kriege entstanden, trübgärend und übersättigt im Charakter, wirkt trotzdem durch die Fülle selbstverständlicher Genüsse wie verlorenes Paradies. Ein deutsches Ehepaar, z. B., das mit 200 Mark monatlich bescheiden, aber glücklich in Rom leben kann, gehört wohl zu Paradieseserinnerungen. Die Physiognomie des ganzen Buches aber gehört in seiner konstanten Unentschiedenheit zum Überwundenen. Eine unbeschäftigte Phantasie erfindet ein buntes Abenteuerleben, um aus dem Zwiespalt von Ichsucht und Gesellschaftshunger, aus Heimatliebe und Fremdensehnsucht, aus Nord und Süd, die „Persönlichkeit", als die einzig wahre Hilfe, zu retten. Im Rahmen eines idealen Berufes soll sie sich auswirken. Aber der Zwiespalt ist nur übertüncht, nicht überwunden, nirgends ist feste Farbe aufgesetzt und bekannt. Der Verfasser spürte wohl die Hemmung, die der Krieg bringen sollte, im eigenen Blute. Er griff kommenden Erntejahren gleichsam phantastisch voraus. — Gelungen ist der Roman als solcher. Erzählertalent, Redegewandtheit, Allgemeinwissen, das richtige Quantum einer romanhaften Phantasie bauten an ihm, ohne allzutief zu fundieren. Viel Intuition ist da. Fast hätte Joh. Schubert aus dem Einfühlungsvermögen den Krieg vorausgesagt. Aber das ewige pro und contra hinderte. Gute Aufsätze enthält der Roman über Leben, Kunst und Welt. Es ist überhaupt, als träte ein geborener Essayist dem Roman und dem Publikum zuliebe zurück und könne sich doch nich verleugnen. Alles in allem: der Roman ist mehr als bloße Unterhaltung, weniger als „Persönlichkeit".

II.

„Liebe, Diplomatie und Holzhäuser" von Elis. v. Heyking (Verlag Cotta, Stuttgart und Berlin 1919). In dem Buchtitel ist die ganze herb-anmutige Ironie angedeutet, die den Roman, — zugleich in aristokratischer Zurückhaltung, überwölbt. Das ist weibliche Genialität, die hier jener Überlegenheit, die man als Extrakt aus Legionen Erfahrungen gewinnt, farbige und fesselnde Bildkraft gibt. Sinnfälligkeit und seelischer Abstand sind in diesem Roman gleichmäßig verteilt. Alles lebt darin in köstlicher Plastik; die einzelnen Charaktere und Typen sind fein gezeichnet, es fehlt Humor und harmlose Freude an Zeichnung und Fabel nicht, ja, es ist letzten Endes schöpferische Liebe, die Elis. v. Heyking beseelt. Aber

Ironie, als der treibende Faktor, ist nicht zu leugnen. Ja, wäre jene schöpferische Liebe nicht, — der Einblick in die heimische und fremdländische Diplomatie vor dem Kriege, die Tragik einer in diesem Milieu gleichsam deplazierten Liebe, ein begrifflicher, papierner Sozialismus, der sich mit volksbeglückenden Holzhäusern gegenseitig Konkurrenz macht, all diese Eindrücke würden beschämend und vernichtend wirken. Das fremde Gemälde einer „Balkanphantasie", die erdachte Residenz eines unfreien Fürsten geht gleichsam absichtlich in ein irbeliebiges Kleinstadtidyll über, als wollte die Verfasserin die bunte Sinnlosigkeit, als wollte sie Freude und Leid der Welt unter einen inter- und übernationalen Hut bringen. Erinnern und Vergessen, Liebe und Verachtung schufen aus der Vogelperspektive das Buch. „Belgrad—Crossen"! Symbole sind beide Orte, drücken der Dichterin ironisierendes Weltempfinden aus. Eine gewisse Souveränität spielt mit dem Roman; und doch weiß Elis. v. Heyking den eigenen Seelenton dem Ganzen einzufügen in der Gestalt der zarten Liane, die so ganz Fremdling scheint in einer kalten, lieblosen Welt. Der Überfluß und Rest einer letzten Sehnsucht ist in sie hineingelegt. Alle Mühe und Arbeit aber und ein sicherer Instinkt für die Bedürfnisse eines lesenden Publikums sorgten für Kolorit und Fülle des abwechslungsreichen und doch immer aristokratisch bleibenden Buches.

III.

Vielleicht ist es ein Akt der Pietät, Kriegsliteratur nicht immer unter die Lupe künstlerischer Bewertung zu nehmen. Wenn sie nur Zeitdokument ist! Dies sind, freilich im Spiegel der alldeutsch-nationalen Seele, vier Novellen von Hans Wilh. Holm, Verlag Ullstein, Berlin, die unter dem einheitlichen Titel „Erlöser Tod" erschienen sind. Das echte Verlangen, vom Kriegserleben auszusagen, ist erkennbar. Besonders „Ostmarkenschmach" ist anschaulich gefaßte Wiedergabe von Vorgängen aus der meuternden Marine. Die Novellen sind charakteri iert durch ein seltsames widerspruchsvolles Gemisch von Bewunderung für die „prachtvolle blonde Bestie" und schaudernder Ergebung in die Schrecken unserer Zeit. — Von den drei anderen Novellen hebt sich „Der Hochzeitsflug der Bienenkönigin" künstlerisch ab. Diese Novelle ist fein getönt, bewußt gestaltet und bildhaft.

IV.

„Im Todesrachen" von F. Schauwecker (Heinr. Diekmann-Verlag, Halle) ist mehr als Zeitdokument. Das Wort vom Höhlenmenschen und Urzustand, hier wird es Ereignis. Verfasser verlebendigt die tragische Herrschaft der Materie über den Geist, den Schlußakt des Absol-tismus in Deutschland, er verlebendigt mit den Mitteln rein empirischer, fast naturalistischer Denk- und Bildkraft. Dies Buch will nichts als erlebte Wahrheit sein: das da haben alle an der Front durchgemacht, F. Schauwecker nicht anders als sie alle, gemalt hat er's im möglichsten Umfange nur, weil er's mit den geschärften Augen des Betrachtenden erlebt hat. Da gelang ihm über das Bild- und Erdhafte hinaus eins. Er hat den deutschen Fußsoldaten, dem das Buch geweiht ist, zur Gattung erhoben. Das Buch bringt uns die Gattung Fußsoldat, die der Weltkrieg schuf. Daher ist das Buch schöpferisch, ohne daß die Wirkung von der Kunst eines Dichters herrührte. Der Tatsache Mensch und Fußsoldat verdankt F. Schauwecker, dessen Name geradezu symbolisch ist, Schau- und Gestaltungskraft. Das Urtümliche des Krieges wurde auch in ihm schaffendes Ereignis. Das Buch mutet in diesem Sinne an

wie eines Naturforschers Lebenswerk. . . „Fahrt zur Front“ — „Körper und Seele“ — „Tiere“ — „Blumen“ — „Musik“ — „Front“ — „Ungeziefer“ — „Alltag“ — „Phantasie“ — „Religion“, diese Bezeichnungen, dem Inhalt entnommen, mögen als Beispiel dienen. Welt-Krieg! Verfasser hat die Welt des Krieges gleichsam entdeckt, und — kein Adelszeichen wurde je stolzer getragen — der Fußsoldat des Schützengrabens trug auf seinen Schultern die Wucht des Krieges.

Gerade der empirische Charakter des lebens- und kriegsvollen Buches entzündet eine religionsphilosophische Einstellung. Da ist wieder mal Anschauung gegeben aus erster Hand. Die allein verführt zum Eigenerleben. Wir sagen uns: Auf das, was der Mensch ertragen lernte, kommt es hier an! Konnte der zu wilder Tierheit hinabgesunkene Menschengeist dies Furchtbar-Wahre ertragen, dann ist der Weg zu neuer Kraft- und Hochspannung des Geistes, dann ist der Weg vom Menschen zum Übermenschen nicht mehr weit. Wir sagen uns: Was ertrug der Mensch! Was wird er nun emportragen, kraft seiner Kraft?!

V.

Auch ein Naturlaut, und ein gewollt-einseitiger ist „Die große Phrase“ von Rud. Jerem. Kreuz (Max Rascher-Verlag, Zürich). Der Krieg als Lüge, als Klischee! Das ist des Buches Antlitz. Gesehen aus allzu großer, allzu leidender Gesichtsnähe. Er hat recht, dieser, mit jedem Wort, jeder Geste hat er tausendmal recht. Es ist die Wahrheit des Enttäuschten in der Sprache des Pessimismus und Zynismus, die doch vergeblich Weichheit und Wärme zu leugnen vermag. Aber es gibt ein Recht auf solche Sprache. Manch ein faustisch Suchender hat in ihr seine einzig mögliche Bindung gefunden. Dem Kriege gegenüber hat zumal jede einseitige Betrachtung kosmisch unrecht, aber menschlich recht. Von Seele zu Seele trägt er sich weiter, ohne je zu festem Umriß zu werden. Er ist ja nichts Festes, das man mit Tatsachen und Folgen in das Bewußtsein der Menschen legt wie eine erledigte Sache in verriegelte Fächer. So wird der Krieg zur Legende. —

Die Schlacht in Galizien! R. Jerem. Kreuz schreitet in der Gestalt des Hauptmanns Zillner mit dem „Tier“, der „Truppe“. Das ist sein Weg und Werden. Erst wird ihm die Begeisterung geraubt, dann der Soldatenglaube, „bis schließlich alles in ihm zerbrochen lag, die ganze kriegerische Welt mit ihren Idealen, für die er vorher zu leben geglaubt hatte. Er sprach vom Opfermut der Kleinen und der Opferungsgier der Großen . . . . .“ In diesem Satz liegt die Seele des Buches. Und als „verkrüppelter Hellseher“ geht er aus dem „wahllosen Schlachten“ hervor. — Die große Einseitigkeit schuf monumentale Stilkraft und rücksichtslose Entschleierungen der menschlichen Psyche: tief und scharf heben sich Kriegstypen aus dunklem Grunde ab. Das ganze Buch atmet die Kraft der Wahrheit aus einer Enge heraus und Anschaulichkeit umgrenzt sie mit festen Konturen. Dies alles verdankt R. J. Kreuz mit dem gleichfalls symbolischen Namen seinem gewaltigen Enttäuschtsein. Er und sein Buch wuchsen daran. Darum ist es auch nur scheinbare Unkonsequenz, daß Zillners Pessimismus nicht zum Selbstmord führt, wie man es erwartet. Der Mut zur Wahrheit überwand mit dem Buche die Erdenschwere. „Fliegen werde ich mit dir, fliegen . . . .“ „Hinter dem Mädchen mit dem beschmutzten und zerrissenen Kleide humpelte Zillner den Kindern nach, den kleinen Heilanden der Welt.“

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20. (Fernruf: Zehlendorf 1017). — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.